Erinnerungen

an

Europa.

Von

James Fenimore Cooper.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. C. F. Nietsch.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1837.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

...rische
Bibliothek
...chen

Elfter Brief.

Vorschriften des geselligen Verkehrs. — Amerikaner in Europa. — Amerikaner und Engländer. — Besuche in Amerika. — Etiquette bei Besuchen. — Vorstellungen bei fremden Höfen. — Königliche Audienzen. — Amerikanischer Stolz. — Der Gehalt des Präsidenten. — Amerikanische Diplomaten.

An Herrn James Stevenson in Albany.

Dieser Brief hat mehr die Absicht zu nützen, als zu unterhalten. Wenn man, wie dies mit uns Amerikanern der Fall ist, von der übrigen Welt entfernt lebt, und so mancherlei eigenthümliche Gewohnheiten beibehält und dagegen viele andere nicht kennt, die bei den meisten übrigen Nationen gebräuchlich sind; so braucht man sich nicht darüber zu verwundern, wenn der eine oder andere von uns auf dieser Seite des Weltmeeres bisweilen gegen den Anstand oder die Etiquette fehlen sollte. Wenige einfache Worte und wenige deutliche Erläuterungen indessen genügen, um manche Vorstellungen zu berichtigen und dürften Ihren beabsichtigten Besuch in diesem Welttheil Ihnen selbst angenehmer machen.

Die Hauptregeln, welche in die Gewohnheiten des geselligen Verkehrs uns einführen sollen, sind bei den meisten gebildeten Nationen der Christenheit wenig ver-

schieden. Sollten auch manche dieser Vorschriften den Schein des Willkürlichen an sich tragen, so möchten wir doch bei der nähern Untersuchung leicht ausmitteln können, wie solche gewöhnlich aus verständigen und ausreichenden Beweggründen hervorgegangen sind. In weniger wesentlichen Dingen weichen diese Vorschriften bisweilen voneinander ab, aber selbst diese Abweichungen lassen sich aus wichtigern Umständen rechtfertigen.

Die amerikanischen Städte nehmen an Größe, Bevölkerung und Wohlstand so rasch zu, daß sie in allen geselligen Beziehungen den Hauptstädten anderer Länder gleichkommen, ohne daß sie deshalb deren Annehmlichkeiten erlangten. Die übertriebene Höflichkeit zum Beispiel verbietet sogar in unsern größten Städten das Abmachen beschwerlicher Besuche durch Bedienten. Für die Gewöhnungen eines provinziellen, kleinstädtischen Verkehrs scheint es ganz in der Ordnung, über eine solche der Bequemlichkeit wegen hier eingeführte Sitte zu lachen, als sei sie etwas durchaus Unschickliches und Verwerfliches. Doch dürfte sich wenig gegen die Annahme einwenden lassen, daß Männer und Frauen, denen es so wenig als ihren Mitgeschöpfen an gesundem Menschenverstande fehlt, und welche hinreichende Gelegenheit und Veranlassung haben, alles, was den feinen Anstand und den guten Ton in Gesellschaften näher betrifft, auf das Zweckmäßigste und nach keinem andern Antrieb, als den der gegenseitigen Uebereinkunft, zu regeln, daß solche Men-

schen, sage ich, dergleichen Sitten untereinander einführen sollten, ohne wichtigere Gründe dafür zu haben. Wer nicht in einer großen Stadt gewohnt hat, wo dieser bequeme Gebrauch bestehet, kann freilich über das Vortheilhafte desselben kein richtiges Urtheil fällen, folglich auch nicht einsehen, wieviel ein Ort, der, wie New-York, dreimalhunderttausend Einwohner zählt, durch das Entbehren einer solchen Sitte einbüßt. Wir haben in allen Dingen in Amerika unsere eigenen Gewohnheiten; manche sind ganz vortrefflich, manche sind es weniger; doch weiß ich nicht, welche Gewohnheiten mehr im Stande sein können, das gesellige Leben angenehm zu machen, als solche, die die Regeln des täglichen Verkehrs nach den wahren Verhältnissen eines Landes weit zweckmäßiger bestimmen, als dies jetzt der Fall ist. Nicht selten lesen wir Schilderungen von amerikanischen Reisenden verfaßt, in welchen die europäischen Sitten lächerlich gemacht werden; doch dergleichen kommen mir wie Produkte ganz junger Reisenden vor, oder als wären ihren Verfassern keine hinreichenden Mittel zu Theil geworden, die nähern Beziehungen von den Gebräuchen kennen zu lernen, welche sie ohne Weiteres lächerlich machen. Ziehe ich dagegen meine eigne Erfahrung zu Rathe, so möchte ich wohl behaupten, daß der gesellige Umgang bei keinem Volke so viele Unbequemlichkeit hat und so wenig auf vernünftige Gründe sich stützt, als grade bei uns.

Die erste und zwar für einen Amerikaner höchst

wichtige Regel ist die, daß, wer eben erst angekommen ist, zuerst den Anfang mit Besuchen machen müsse. Von diesem Gebrauch macht England einigermaßen eine Ausnahme, aber sonst ist dieses meines Wissens im übrigen Europa gewöhnlich der Fall. Ich will damit nicht sagen, daß diese Regel nicht in besondern Fällen einige Ausnahme erleide, aber alle Abweichungen von dieser Regel dürfen auch nur als Ausnahmen und als besondere Ehrenbezeugungen angesehen werden. Dieser Gebrauch hat manches Bequeme und Vortheilhafte, und ich meine, er beweist zugleich eine zartere gegenseitige Schonung der Gefühle und Wünsche Anderer. Während man der Unannehmlichkeiten zudringlicher Besuche und widerwärtiger Bekanntschaften nur wenig entgehen kann, wenn man sich den bei uns üblichen Gebräuchen unterwirft, so wird hier der Fremde ganz seinen eignen Urtheilen und Wünschen überlassen. Außerdem kann man in einer großen Stadt nicht immer aller Fremden Ankunft erfahren. Viele Amerikaner, die mit allen möglichen Ansprüchen auf ihnen zu erweisende Höflichkeiten nach Europa kommen, werden leicht hier überall übersehen und bleiben unbemerkt, weil sie Niemanden aufsuchen, aus Besorgniß zudringlich zu erscheinen, indem sie hierin zu sehr den Vorstellungen, in denen sie auferzogen sind, nachzugeben pflegen. Derselbe Fall war es bei mir, uns erst ein näheres Vertrautwerden mit den hier gebräuchlichen Gewohnheiten und mit dem daraus für den geselligen

Umgang hervorgehenden Vortheilen bewog mich endlich, mich von freien Stücken selbst bei den Menschen einzuführen.

Doch dies dürfen Sie nicht so verstehen, als ob jeder Fremder, der hier an einem Ort, wie Paris oder London, ankommt, sogleich befugt sei, bei jedem ohne Unterschied seine Karten abzugeben. Dies ist nur bei denen üblich, die durch hohen angebornen oder erworbenen Rang oder durch ihre Berühmtheit gleichsam bevorrechtet sind, sich solcher Freiheiten zu erlauben; vielmehr ist es selbst bei Personen räthlicher, durch irgend einen vorläufigen Schritt sich zu überzeugen, ob ihr Besuch auch willkommen sei. Die Gebräuche des Salutirens haben in diesem Welttheil einige Aehnlichkeit mit den Gebräuchen bei Besuchen. Wenn ein Schiff ankommt, so sendet es vorher einen Offizier, um sich zu erkundigen, ob sein Gruß, Schuß um Schuß, werde erwiedert werden, und die ganze Sache wird alsdann freilich auf eine kathegorische Weise abgemacht; allein die leitenden Grundsätze sind im Grunde dieselben, nur daß zwei Gentleman mit mehr Schonung gegen einander verfahren, als zwei Kriegsschiffe.

Wenn Amerikaner nach Europa kommen, so pflegen sie, da in ihrem Vaterlande alle durch das Feudalwesen bedingte Unterscheidungen, die hier noch fortbestehen, durchaus verbannt sind, ebendeshalb auf manche Schwierigkeiten zu stoßen, welche zu überwinden, einerseits viel

richtigen Takt und besonnenes Benehmen, andererseits viele Festigkeit und Entschiedenheit erfordert.

Was mich betrifft, ich habe mir es zur Regel gemacht, mich in alle Gebräuche zu fügen, von denen ich in Sachen der Etiquette weiß, daß sie in dem Lande, wo ich mich zufällig befinde, üblich sind. Wenn nun, was bisweilen geschehen ist, wiewohl bei keiner einzelnen Gelegenheit in Frankreich, daß man billige Ansprüche eines Fremden übersah, so habe ich mich in solchem Falle dabei mit dem Bewußtsein beruhigt, daß wenigstens hierin wir Amerikaner selten fehlen, daß wir hierin uns vor den übrigen Nationen auszeichnen, daß, wo wir Anerkennung finden, wir auch gewiß die erwiesene Achtung mit gleicher Bereitwilligkeit erwiedern. In Fällen, wo diese willkürlichen Unterscheidungen zur Sprache kommen, die der Natur unserer Institutionen zufolge weder in ähnlichen noch in gleichmäßigen Beziehungen stattfinden können, und die Partei, welche auf neutralem Boden sich befindet, gleichwohl ihre gesonderten Ansprüche geltend machen will, dann würde ich, wo solches mit Anmaßung geschieht, von einem Amerikaner verlangen, daß er solchem Beginnen standhaft widerstrebe, ohne weder die Gelegenheit dazu absichtlich aufzusuchen, noch ihr auszuweichen, wo sie vonselbst sich darbietet. In wahrhaft guter Gesellschaft pflegt übrigens dergleichen störendes Benehmen kaum einzutreten. Doch möchte dergleichen weit häufiger zwischen Engländern und Amerikanern, als zwischen ihnen und

andern Nationen vorfallen; denn die Engländer haben noch keinesweges begreifen wollen, daß im gemischten allgemeineren geselligen Verkehr es ihnen gezieme, uns als eine freie und unabhängige Nation anzusehen und als solche zu behandeln. Daher soll jeder Amerikaner mit vollkommener Selbstbeherrschung, großer Besonnenheit und angemessener Würde aufzutreten bemüht sein, wo er irgend auf dem europäischen Festlande mit Engländern öfter in Berührung kommt, damit er jede gereizte und unziemliche Empfindlichkeit in dergleichen Dinge von sich abwehre, und zu gleicher Zeit seine männliche Haltung behalte und sich der gebührenden Achtung versichern könne, deren er sich nie freiwillig hinbegeben darf. Aus meinen eignen wenigen Erfahrungen möchte ich wohl behaupten, daß wir weit besser behandelt werden und weit weniger Grund zu Beschwerden haben im Verkehr mit den höhern Ständen als wie mit den mittlern Klassen der Engländer.

Ueber diese Gegenstände mögen Ihnen gar verschiedentliche abweichende Berichte durch Reisende zugekommen sein. Ich gebe Ihnen nur die Resultate meiner eignen Beobachtungen mit dem nöthigen Vorbehalt in Hinsicht der persönlichen Beziehungen, unter denen ich solche anstellen konnte. Hierbei wird es mir erlaubt sein, zu bemerken, daß nur zu viele von unsern Landsleuten in ihrer natürlichen anerzogenen Werthschätzung Englands öfter in den Fall kommen, beleidigende Herablassung für

höfliche Aufmerksamkeit zu nehmen. Gälte es, zwischen beiden zu wählen, so möchte mir lieber unverstellte Anmaßung gefallen lassen, als die Ansprüche auf ein Vorrecht, mich huldvoll behandeln zu dürfen, geduldig ertragen. Gegen ersteres Benehmen läßt sich wenigstens abwehrend verfahren. Aber unter allen Arten hochfahrenden Benehmens ist die der qualificirten Herablassung unstreitig am wenigsten zu ertragen.

Ich glaube, Washington ist der einzige Ort in Amerika, wo es erlaubt ist, Visitenkarten zu senden. In jeder andern Stadt bei uns, außer wenn eine Einladung dabei erfolgt, wobei vorausgesetzt wird, daß man die Karte blos gelegentlich dagelassen habe, würde dergleichen als hoffärtiges Benehmen ausgelegt werden. Es gilt selbst für unhöflich, wenn man persönlich eine Karte abgibt, außer wenn man die Leute nicht zu Hause findet. Nichts paßt weniger für das gesellige Bedürfniß in Amerika, als diese strenge Anhänglichkeit an das Herkömmliche. Portiers haben wir nicht; Küche und Gesinde sind bei uns von der Hausthüre so weit entlegen, als es die Tiefe der Häuser irgend gestattet; unsere weitläufigen Städte nehmen wenigstens einen ähnlichen Raum wie die europäischen Hauptstädte ein und entbehren dabei der zweckmäßigeren Eintheilung in Stadtviertel; unser geselliger Verkehr ist so sehr darauf versessen, glänzendes Aufsehen zu erregen, und demungeachtet sind alle Leute mit ihren vielen Geschäften außerhalb und mit so man-

chen Sorgen für das Innere ihres Haushaltes überhäuft; — und nun soll man überdies alle förmlichen Gebräuche, die nur kleinstädtische Höflichkeit erdichten kann, durchaus pünktlich befolgen! Es ist leicht den Ursprung unserer rücksichtsvollen Förmlichkeit bis zu ihrer Quelle zu verfolgen, zu den ländlichen Gewöhnungen und dörfischen Sitten nämlich, aus denen sie hervorgingen; doch solche passen auf keine Weise mehr in Städten, deren Bevölkerung auf mehre hunderttausende herangewachsen ist. Die strenge Befolgung herkömmlicher Hoflichkeiten kann da nicht mehr stattfinden, und die Folge des hartnäckigen Beharrens in dem, was nicht mehr ausführbar wird, ist alsdann, daß nun alle jene Bräuche, welche ursprünglich die Verannehmlichung und Verschönerung des Zusammenlebens bezweckten, nothgedrungen ganz vernachläßigt werden. Die Vernachläßigung in Gegenständen, welche das Zartgefühl, die Schonung, das Gefällige im Umgang betreffen, wohin eben alle persönlichen Beweise von Aufmerksamkeit, Achtung und Wohlwollen gehören, pflegen sich aber auf ähnliche Art bemerklich zu machen und auf gleiche Weise allmählig überhand zu nehmen, als die Vernachläßigung im Anzuge, in Manieren und Betragen, bis diese Entwürdigung gebildeten Verkehrs eben so deutlich in widerwärtigem Benehmen als im verwahrloseten Aeußern hervortritt.

Die Besuchsetiquette hat hier eine fast wissenschaftliche Ausbildung erlebt. Schickt man durch einen Bedien-

ten eine Karte, so erhält man wieder eine Karte ebenfalls durch einen Bedienten. Es ist höflich diese Erwiederung den folgenden Tag geschehen zu lassen; wenigstens darf solches höchstens bis zum dritten Tag verschoben werden, noch höflicher ist es, an demselben Tage, wo man eine Karte empfängt, eine solche dagegen zu senden. In dem Zuschicken von Visitenkarten liegt übrigens keine Affectation, so wie es auch gar nicht ungewöhnlich ist, daß man: E. P. (En personne) darauf bemerkt, selbst wenn man die Karte nicht selbst abgibt, sondern sie blos schickt, indem man durch jenen Zusatz einen innigen Beweis von Achtung auszudrücken bezweckt. Wenn der Besuch wirklich persönlich gemacht wird, der Besuchende aber nicht darauf besteht, vorgelassen zu werden, so ist es auch üblich, dabei den Portier zu ersuchen, zu melden, daß man selbst dagewesen sei. Diese Kleinigkeiten mögen abgeschmackt und überflüssig erscheinen, doch haben sie gewiß einen nicht weniger bestimmten und mächtigen Einfluß auf den feineren und gebildeteren Umgang, als z. B. die Bitte um Vergebung, wenn man Jemanden auf die Zehe getreten hat, mit zur gefälligeren Lebensart gehört, obschon man ohnehin überzeugt ist, daß hier keine absichtliche Verletzung verübt wurde. Einmal machten Umstände es wünschenswerth, daß ich bei einem russischen Diplomaten eine Karte abgäbe. Ich hatte dafür gesorgt, daß dieser vorläufig davon unterrichtet würde; denn ich wünschte durch meinen Besuch zu

erkennen zu geben, wie sehr ich die Höflichkeiten zu schätzen wisse, welche seine Landleute den Amerikanern zu erweisen pflegten. Ich machte mir ein besonderes Geschäft daraus und ließ meinen Namen am Eingang seines Hôtels zurück, (es war außerhalb Paris), als ich bei einem Morgenritt vorüberkam. Eine Stunde später kam ich nach Hause zurück und fand eine Karte des Russen auf meinem Tische. Anstatt daß diese aber, wie gewöhnlich, die amtlichen Titulaturen enthalten hätte, las ich darauf blos: Fürst — —. Ich war noch ganz in die Enträthselung dieses mir neuen Zugs der Etiquette vertieft, als mein Freund, der meinen Besuch vorbereitet hatte, zu mir eintrat. Ich bat um Erläuterung, und er sagte mir, es sei mir eine größere Höflichkeit erwiesen worden, als wie solches durch eine blos officielle Karte geschehen sein würde, dieses sei vielmehr ein Beweis von persönlicher Achtung. „Sie werden jetzt," sagte er, „bald eine Einladung zum Mittagsessen erhalten." Und richtig, es kam eine solche Einladung, noch ehe mein Freund mich wieder verließ. Hier wurde also ein zarter und schmeichelhafter Beweis von Achtung gegeben und empfangen, ohne daß, ich fühlte es, weder dem Einen noch dem Andern eine Störung wiederfuhr, eine Aufmerksamkeit, welche die Geschäfte eines Diplomaten auf jede andere förmlichere Weise, außer etwa in außerordentlichen Fällen, durchaus nicht würden erlaubt haben.

Ein Fremder ist freilich nicht verpflichtet, die ersten Besuche zu machen, das ist gewiß; thut er es aber nicht, so darf er sich auch nicht wundern, wenn er von Niemanden besucht wird. In solchem Falle ist es ein Verstoß wider das Zartgefühl, sich gleichsam in die Privatangelegenheiten eines Mannes einzudrängen, von dem alsdann vermuthet würde, daß er unbeachtet bleiben wolle. Wir haben uns eine Zeitlang in einem Dorfe bei Paris aufgehalten, in welchem sich sechs oder acht Familien befinden, mit welchen wir hätten verkehren können. Mit einer derselben war ich einigermaßen bekannt, und so erwiesen wir einander gegenseitig einige Höflichkeiten; da ich aber ungestört bleiben wollte, so machte ich auch Niemanden weiter Besuche, und bekam daher von meinen übrigen Nachbarn auch Niemanden zu sehen. Sie warteten, wie gewöhnlich, daß ich ihnen vorerst Gelegenheit zu Gegenbesuchen gebe.

Wenn man hier in geselligem Verkehr lebt, und sich eine Zeitlang in der Zurückgezogenheit zu erholen und der Unbequemlichkeiten und Störungen des gewöhnlichen Verkehrs überhoben zu sein wünscht, so kann man dieß leicht bewirken; man braucht alsdann bloß bei seinen Bekannten Abschiedskarten mit den Buchstaben p. p. c. (pour prendre congé) bezeichnet, abzugeben. Es würde freilich sonderbar sein, wenn man nach einem solchen Benehmen sich noch lange ganz öffentlich an einem Orte aufhalten wollte; doch wagte ich selbst diesen Schritt ein-

mal, und mit dem besten Erfolg, als es mir darum galt, mich aus manchen störenden Umgangsverhältnissen zurückzuziehen, welche mich von wichtigeren Dingen abhielten. Ich begegnete selbst mehren Bekannten, nachdem ich meine Karten schon abgegeben hatte, wir sprachen auf den Straßen mit einander, aber ich erhielt weder Besuche noch Einladungen. Als ich mit meinen Angelegenheiten zu Stande gekommen und daher gleichsam zur Rückkehr bereit war, so war weiter nichts nöthig, als aufs neue meine Karten abzugeben, und nun ging Alles wieder den frühern Gang, als ob Nichts dazwischen vorgefallen wäre. Einigen Anspielungen auf meine Abwesenheit suchte ich durch eine geeignete Wendung des Gesprächs auszuweichen, und damit waren alle ferneren Verlegenheiten beseitigt. Das einzige Unangenehme bei der Sache war, daß ich eine Einladung zum Mittagessen „en famille" bei einem befreundeten Literaten annahm, und daß einer der Gäste, es waren deren nur drei, grade Einer war, dessen Einladung zum Essen ich deßhalb abgelehnt hatte, weil ich die Stadt verlassen wolle! Dieser Herr war einigermaßen empfindlich; daher erzählte ich ihm lieber aufrichtig den Hergang der Sache, und so belachten wir den Spaß und tranken unsern Wein mit einander in Frieden.

Die Amerikaner, welche in fremde Länder kommen, beklagen sich öfter über den Mangel an Geselligkeit bei den öffentlichrn Beamten. Es ist aber ein eigner Miß=

griff fast bei Jedem, der unter einer Verfassung, wie die unsrige, gelebt hat, sich mit als einen Theil der Regierung zu betrachten, und noch dazu oftmals in Dingen, die ziemlich außer ihrer Sphäre liegen, während sie dagegen nicht selten grade das versäumen, was in näherer Beziehung zu ihren eignen Interessen stehen könnte. Für's Erste ist wohl zu erwägen, daß das Volk der Vereinigten Staaten seinen Ministern keine hinreichend große Besoldungen gibt, um erwarten zu können, daß ein Theil des Geldes auf dem Wege persönlicher Höflichkeitsbezeugung ihnen wieder zufließen könnte. Fünfzigtausend Franken jährlich ist gewöhnlich die Summe, welche nach der Meinung der Franzosen durchaus erforderlich ist, um die Kosten eines anständigen vornehmen Stadthaushaltes zu decken, wenn man nur eine mäßige Anzahl Abendunterhaltungen und gelegentlich ein Diner zu bestreiten hat. Dieß ist also dreitausend Franken mehr, als der Gehalt unseres Ministers beträgt, und überdieß erwartet man von einem solchen, daß er seine herkömmlichen, regelmäßigen diplomatischen Gesellschaften halten soll. Folglich ist es durchaus unmöglich, daß noch für persönliche Höflichkeiten irgend Etwas übrig bleibe bei einer so äußerst spärlichen Besoldung.

Außerdem besteht eine Neigung bei gar Vielen von unsern Landsleuten, eine eifersüchtige Empfindlichkeit zu verrathen, um ja nicht bei Vorstellungen an fremden Höfen übergangen zu werden. Ich habe erlebt, daß

Manche darauf gleichsam wie auf eine Gerechtsame bestanden, während unser Minister selbst solches als einen Beweis gnädiger Herablassung annimmt. Die Audienzen eines Souverains sind nichts Anderes, als die Art, in welcher ein solcher Besuche zu empfangen pflegt. Niemand wird behaupten wollen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten durchaus verpflichtet sei, Lever's oder Diner's zu geben, und ein König ist eben so wenig dazu verpflichtet, die Besuche von Fremden oder von seinen Unterthanen anzunehmen, wofern er nicht, sei es aus Politik oder aus eignem Antriebe, solches selbst wünscht. Sein Palast ist sein Haus und in demselben ist er Herr, wie jeder andre Mensch der Herr in seiner Wohnung ist. Es ist zwar wahr, daß die Leute einige öffentliche Ansprüche an ihn machen, und es ist ebenfalls richtig, daß daß seine Einkünfte auf solcherlei Ansprüche berechnet sind, aber diese Ansprüche dürfen sich keinesweges bis zu Zumuthungen der Art versteigen, daß man ihm Vorschriften mache, wen er bei sich sehen solle. Manche Könige bringen Jahre lang zu, ohne Jemanden vor sich zu lassen, andere geben wöchentlich Audienzen. Die öffentliche Verpflichtung, Leute bei sich zu empfangen, kann blos eine durch Vortheile bedingte Verpflichtung sein, über welche ihm allein ein Urtheil zusteht. Da dies nun als eine Regel angenommen worden, gegen die keine Einwendung stattfindet, so fordert nicht blos die Schicklichkeit, sondern selbst die Billigkeit, daß Jeder, der bei

einem Hofe Zutritt begehrt, sich in die Bedingungen fügen wolle, welche mit dieser Vergünstigung unvermeidlich verbunden sind. Während einerseits bei Vielen unserer Landsleute übertriebene Vorstellungen in Beziehung auf die Empfindlichkeit fürstlicher Personen bestehen, in Hinsicht derer, die sie sich zu ihren Gesellschaftern auswählen, so bestehen andererseits über denselben Punkt bei manchen Andern wieder ganz verschiedene verwirrte Vorstellungen. Ein Monarch bekümmert sich gewöhnlich äußerst wenig um die Ahnenzahl oder um die Vornehmheit der Leute, welchen er Audienz gibt, doch wünscht er immer, daß seinen Hof nur Leute von guter Erziehung, ausgezeichneten Talenten, gebildetem Ton besuchen möchten. Diese Eigenschaften sind in Europa nur gewissen Ständen eigenthümlich, oder vielmehr nur auf eigne Casten beschränkt; es ist daher keine Frage, im Gegentheil durchaus gewöhnlich, daß ein König nicht blos diesen den Vorzug einräumt, sondern, wenn er dazu genöthigt würde, selbst befehlen würde, daß sein Hof allen Andern, die nicht in der Eigenschaft von Hofleuten bei ihm erscheinen könnten, unzugänglich bleiben solle. Dieses Ziel ist einigermaßen dadurch erreicht, daß man als Regel annimmt, Niemand könne, wenn er nicht an dem Hofe des eigenen Fürsten Zutritt erlangt hat, darauf Anspruch machen, an dem Hofe eines fremden Monarchen Zutritt zu erlangen; so wird es jedem Fürsten überlassen, dafür zu sorgen, daß keiner seiner Untertha-

nen sich auf Reisen ein Vorrecht anmaße, wenn er voraussetzen darf, daß er an einem auswärtigen Hof ein unwillkommner Gast seyn dürfte. Da wir nun selbst weder einen Fürsten noch einen Hof besitzen, so muß es auch unserm Minister allein überlassen bleiben, darüber zu entscheiden, wer sich dazu eigne, oder nicht, um an dem Hof, bei welchem er accreditirt ist, vorgestellt zu werden.

Wir wollen den Fall setzen, ein Herr und sein Diener suchen zu gleicher Zeit um die Vergünstigung nach, beim Könige von Frankreich vorgestellt zu werden. Beide sind Bürger der Vereinigten Staaten, und wenn einer von ihnen ein in politischem Sinne zu rechtfertigendes Recht hat, seine Ansprüche über die gewöhnlichen Höflichkeitsrücksichten auszudehnen, so haben beide gewiß gleiches Recht dazu. Der Minister ist hier seinem eignen Urtheil überlassen. So weit kann er die Höflichkeit des Fürsten, der ihm gestattet, Landsleute bei ihm einzuführen, nicht mißbrauchen, um selbst den Bedienten einzuführen, und er lehnt also das Gesuch ab. In diesem besondern Falle wird ihm die öffentliche Stimme bei uns völlig beipflichten, weil zufällig die Dienstboten in Amerika keine einflußreiche Partei bilden, da das Geschäft der Dienstboten gewöhnlich nur von Fremden oder von Negern versehen wird. Aber dasselbe Prinzip läßt sich weiter hinauf verfolgen, bis zu einem gewissen Punkt, wo einer unserer Minister es sehr schwierig finden dürfte, zwischem dem,

was sein eignes Schicklichkeitsgefühl ihm eingibt, und demjenigen zu entscheiden, was Andere vielleicht als ihnen durchaus gebührend in Anspruch nehmen möchten. Alle andern Minister sind der Verantwortlikeit über das Vorstellen oder Nichtvorstellen ihrer Landsleute an dem Hofe, wobei sie accreditirt sind, durch das Benehmen ihres eignen Hofes völlig überhoben, weil letzteres ihnen fortwährend zur Richtschnur dient, wogegen Niemand etwas einwenden kann; dagegen ist der Minister unseres Freistaates in solchen Fällen oftmals übeln Nachreden, gehässigen Mißdeutungen, mißverstandenen Erläuterungen jedes Einzelnen ausgesetzt, der seine Wünsche nicht erfüllt sieht, während der Minister sich bestrebt, nur das zu gestatten, was ihm das Rechte dünkt.

Unter solchen Umständen scheint es, daß jedem unserer öffentlichen Beamten an fremden Höfen nur zwei Wege übrig bleiben, entweder sollte er nur solche, die irgend ein Amt bekleiden, der Einführung bei Hofe werth halten, oder überhaupt allen diese Vergünstigung verweigern. Seine amtlichen Verpflichtungen schließen durchaus nicht die Nöthigung ein, den Ceremonienmeister machen zu müssen; jeder Hof hat einen dazu besonders angestellten Beamten, und Jeder, der selbst schon vorgestellt worden ist, darf bei schicklichen Gelegenheiten auch andere Personen vorstellen. Der geringe Nachtheil, welcher daraus für Einzelne entstehen dürfte, würde durch die weit größeren und ausgezeichneteren Vortheile leicht aus-

geglichen werden, die aus unserer Regierungsform hervorgehen, die an sich Niemanden deßhalb vorzieht oder zurücksetzt, weil er einem höhern oder niedern Stande angehört.

Vielleicht scheinen Ihnen diese Gegenstände geringfügig und ohne sonderlichen Einfluß zu sein. Sie haben indessen weit mehr Gewicht, als diejenigen sich einbilden können, welche bloß in den einförmigen geselligen Verhältnissen in Amerika gelebt haben. Die Etiquette der Besuche hat vielmehr einen bleibenden Einfluß auf alle Berührungen, in welche überhaupt Reisende zu kommen vermögen, und durchaus dürfen solche Dinge nicht zu leicht genommen werden, weil der Umstand für sich allein, daß ein Volk in der Regel von der Einführung an den europäischen Höfen ausgeschlossen würde, hier eine ähnliche Wirkung auf alle übrigen geselligen Genüsse derselben haben könnte, als sich bei jedem Einzelnen zeigen würde, der in den ausgewählteren Gesellschaften irgend einer Stadt keinen Zutritt bekäme. Das gewöhnliche Leben unter Menschen überhaupt erhält oftmals seine Färbung von Nebendingen, die an sich geringfügig sind, aber ohne nachtheilige Wirkungen durchaus eben so wenig übersehen werden könnten, als man die allgemein übliche Art sich zu kleiden ungestraft vernachlässigen würde.

Die Nordamerikaner sind keine zudringlichen Leute, wie ihre Vettern, die Engländer. Was sie zu Mißgriffen verleitet, ist eine kränkliche Empfindlichkeit, ein ver-

schrobenes Selbstgefühl und ein Mangel an Fügsamkeit in das Ungewohnte, eine Folge beschränkter Erfahrungen im Weltton, wodurch sie leicht in den Fall kommen, ihre einseitigen Meinungen als allgemeine Regeln gelten zu lassen, und wenn sie damit natürlich nicht durchkommen, sich selbstgefällig in die Vesten ihres Eigendünkels zurückzuziehen gewohnt sind. Dieses Benehmen wird freilich durch unsere Verfassung immer neu bestärkt. Es ist leicht, in dieser Hinsicht auf Abwege zu gerathen; es ist dies derselbe Mißgriff, den Landbewohner überall begehen, wenn sie eben erst vom Lande in die Stadt kommen. Es ist überhaupt Mangel an Weltkenntniß und nichts weiter. Indem ich mich auf das so eben Gesagte beziehe, wird der Beweis nicht schwer fallen, daß diese Eigenheiten gradezu bewirken müssen, unsern Landsleuten den Aufenthalt in Europa oftmals recht unangenehm zu machen, weil hier die vorläufigen Schritte, um mit den übrigen Menschen in Verkehr zu kommen, ganz und gar den Fremden aufgebürdet werden.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne noch einen andern Punkt zu berühren, der sich bei dieser Gelegenheit von selbst uusrer Betrachtung aufdringt. Man ist nämlich gewohnt, über die Knickerei des amerikanischen Verwaltungswesens im Vergleich mit dem europäischen loszuziehen. Das ist nun eine von den ungerechtesten Beschuldigungen. Wer arbeitet, wird bei uns weit besser als selbst in England bezahlt, einige wenige ausgenom-

men, welche ihre höhern Staatsämter mit äußerer Würde bekleiden sollen. Ich sehe nicht ein, daß es irgend nothwendig sei, dem Präsidenten auch nur einen Dollar mehr zu geben, als er gegenwärtig erhält, weil er nichts weiter bedarf, als ein reichliches und anständiges Auskommen und hinreichende Vorsorge für etwanige Einbuße. Unserer Verfassung gemäß können wir ihm keine Hofhaltung gestatten; ein Hof mit ausschließlichem Zutritt bevorrechteter Stände verträgt sich nicht mit unsern Institutionen; eine solche Hofhaltung kann für uns in keiner Hinsicht wünschenswerth sein, denn in jetziger Zeit kann ein Hof nicht einmal mehr eine Schule feiner Lebensart werden, noch überhaupt ein Vorbild sein von irgend sonst etwas, das den übrigen Menschen höhere Achtung einzuflößen im Stande wäre. Die Wahrheit der letztern Behauptungen wird durch das Beispiel Englands selbst außer allem Zweifel gesetzt; denn noch nie hat in diesem Lande die innere und äußere Ausbildung auf einer solchen Höhe gestanden, als die sie gegenwärtig behauptet, und in England hat wenigstens seit einer ganzen Geschlechtsfolge gar keine Hofhaltung in dem Sinne bestanden, daß von ihr aus die Erleuchtung und Bildung und Gesittung der Nation ausgegangen wäre. Wohl ist ein Hof im Stande, den guten Geschmack und die Anmuth der geselligen Verhältnisse höher auszubilden; aber beides kann durch anderweitige Mittel gefördert werden, welche diese Vorzüge mehr als Gemingut der

Nation wie als ausschließliche Befähigung einzelner bevorrechteter Stände zu entwickeln vermögen. Wird nun auch unser Präsident hinreichend besoldet, so erhalten dagegen die Vorstände der einzelnen Verwaltungszweige und unsre Minister an fremden Höfen nur halb so viel als sie bekommen sollten, und ganz besonders möchte ich dieß von den letztern behaupten. Unser gegenwärtiger Minister in Paris hat keine Kinder, sein Hausstand und seine Lebensweise sind aufs beßte geregelt, aber auch um nichts besser, als bei tausend andern Leuten, die diese ungeheure Hauptstadt bewohnen, und der gesellige Verkehr mit seinen Kollegen ist nicht lebhafter, als wie die Interessen seines Vaterlandes solches nothwendig erfordern. Nun weiß ich aber aus seinen mir mitgetheilten Angaben, daß seine Ausgaben, ungeachtet er keine Familie hat, noch einmal so groß sind, als sein Gehalt beträgt. Von seinem Privatvermögen hat er ein jährliches Einkommen von achtzig bis hunderttausend Franken, und dadurch ist er im Stande, das durch den geringen Gehalt ihm Fehlende aus seinen Privateinkünften zuzusetzen; doch er ist auch der einzige Minister, den wir hier hatten, der dieses zu thun im Stande war.

Bei uns zu Hause scheint man überhaupt die Stellung unserer Minister und übrigen politischen Agenten in Europa nicht recht begriffen zu haben. Es gibt nur zwei oder drei Arten des Benehmens, welche die Aufrechthaltung des Ansehens, die Vertretung der Ansprüche, die

Befestigung des Einflusses einer Nation zu bezwecken im Stande sind; ich will nur bei den gerechten Forderungen stehen bleiben, und gar nichts von der Einwirkung solcher Zugeständnisse reden, die nähere Beziehung auf die gegenseitigen commerziellen Verhältnisse der Staaten und auf eine innigere Verschmelzung wechselseitiger Interessen haben können. Die beste Weise, um rechtmäßige Forderungen erfüllt und billige Zugeständnisse eingeräumt zu sehen, ist freilich, daß man mit deutlichen Hinweisungen auf die uns zu Gebote stehende Macht nachdrücklicher zu Werk gehet; doch einen solchen Weg zu betreten, hindern uns öfter mehrere Beweggründe hemmender Art und erschweren uns das festere und entschiednere Benehmen selbst da, wo wir uns von der Richtigkeit und Heilsamkeit desselben überzeugt halten, und somit bleiben wir immer bei halben Maßregeln stehen. In einiger Beziehung hat die amerikanische Regierung sich bis jetzt noch nicht für mächtig genug gehalten, um eine solche entschiedene Haltung annehmen zu können *), was sie vielleicht thun wird, wenn sie auf ihre wachsende Bevölkerung und auf ihren zunehmenden Wohlstand größere Hoffnungen wird bauen können. Doch selbst die Stärke ist nicht immer hinreichend, freiwillige und freundliche

*) Einige Jahre spater hat sie indessen diese Bedenklichkeit nicht mehr gefühlt, und ist, wie sämmtlichen Lesern bekannt ist, in entschiednerem Tone aufgetreten.

Zugeständnisse zu bezwecken; denn, was dem Grundsatze nach unwiderlegbar Recht ist, das muß selbst das mächtigste Volk achten, wenn es sich vor den Augen der Welt nicht herabwürdigen will.

Dagegen sind lange diplomatische Erläuterungen, schriftlich abgefaßt, zwar ganz gut geeignet, den Zwecken ministerieller Noten zu entsprechen, sie lassen sich in den Spalten eines Tageblattes ganz gut lesen, aber in dem sich durchkreuzenden Gewirre von Negociationen tragen sie äußerst wenig zur Erledigung wichtiger Angelegenheiten bei. Man hat mir hier im Vertrauen gesagt, und ich glaube fest daran, daß mehre unserer mühsamsten und überdachtesten Ausarbeitungen, welche die immer aufs neue verschobene Verhandlung in Betreff der von uns angesprochenen Enschädigungen betrafen, Monate lang in den Schreibtischen gelegen haben, ohne daß grade diejenigen, denen darüber ein entscheidendes Wort zustand, sich die Mühe genommen hätten, sie durchzulesen. Wohl mögen hier und da Gehülfen ihren Vorgesetzten die Hauptzüge dieser langen Auseinandersetzungen oberflächlich und beiläufig mitgetheilt haben; aber der Vorgesetzte ist meistentheils nur zu sehr mit der Anwerbung und Unterstützung ministerieller Majoritäten beschäftigt, oder hat seine Zeit so vorzüglich den monopolisirenden politischen Bestrebungen der europäischen Höfe zu widmen, um noch Muße haben zu können, ansehnliche Hefte ausführlichen und umfassenden Inhalts aufmerksam zu durch-

lesen. Unsere Landsleute sollten bedenken, daß ein Minister ein solches Memoire mit dem Gefühl der Sicherheit in die Hand nimmt, deren er sich in der Hauptstadt seines Monarchen erfreut, und aus dieser Sicherheit nicht einmal im Traume durch die Möglichkeit aufgeschreckt wird, daß es wirklich noch zu ernstern Mahnungen, zu kriegerischen Drohungen kommen könne, was freilich in den wenigen Seiten einer Rede des Präsidenten oder bei einer Debatte im Congreß ein ganz anderes Ansehen gewinnt. Die Zeit eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten wird so vielfältig in Anspruch genommen, daß es selbst schwer wird, eine Unterredung in Geschäften mit ihm durchzuführen, und gelingt es auch bisweilen, so kommt man nicht viel weiter, als bis zu einleitenden Erläuterungen. Das Einzelne und Ausführlichere wird wieder den untergeordneten Personen überlassen, und so erreicht man in der Hauptsache immer nicht seinen Zweck.

Unter solchen Umständen wird Jederman, der nur einigermaßen Welterfahrung hat, leicht begreifen, wie viel mehr durch freundschaftliche Berührungen, wie sie im täglichen geselligen Verkehr vorkommen, ausgerichtet werden könne. Oftmals können einem Minister einige wirksame Worte, die gleichsam von Ungefähr in der Ecke eines Gesellschaftssaals vertraulich zugeflüstert werden, hier ein aufmerksameres Ohr finden, die in seiner Schreibstube, in diplomatischen Förmlichkeiten versteckt,

keinen Eindruck machen, und beim mühsamen Durchgehen langweilender Noten vielleicht ganz unbemerkt bleiben würden. Ueberdem kommen im geselligen Verkehr die Minister alle zusammen, während bei einem amtlichen Besuch man nur mit einem einzigen sich unterreden kann. Es bedarf daher wohl keines weitschweifigen Beweises, daß wir, um einem überreichen Staatshaushalte einige tausend Dollar jährlich mehr zu ersparen, meistentheils unsere weit wichtigeren Angelegenheiten auf's Spiel setzen, oftmals unsre Agenten in empfindliche Verlegenheiten bringen und eben dadurch unserm Lande statt höhere Achtung vielmehr Geringschätzung im Auslande bereiten. Zu jenen dünkelhaften Empfindlichkeiten bekenne ich mich durchaus nicht, die auf äußern Glanz und aufsehen erregende Pracht einen unsinnigen Werth setzen, noch gehöre ich zu den Freunden der gestickten und goldglänzenden Schaustellungen; ich möchte vielmehr diesen gesammten Trödelkram den europäischen Gebräuchen überlassen, für unsere Minister aber eine wohlwollende Gastlichkeit und gediegne Eleganz vorziehen, die zugleich ein Beweis der lautern Gesinnungen wie des guten Geschmacks unseres Volkes sein würde. Ich weiß aus eigner haushälterischer Erfahrung, daß der Gehalt eines amerikanischen Ministers in Paris wenigstens um die Hälfte erhöht werden müßte, um den angedeuteten Zweck zu erreichen, und es würde nur dazu dienen, die Interessen unseres Vaterlandes zu fördern, wenn man ihn lieber

verdoppelte. Aber selbst in diesem Falle würde ich nicht zugeben können, daß jeder hierherkommende Amerikaner das Haus des Ministers gleichsam wie ein National-Gasthaus betrachten dürfe, wo Jeder einzusprechen vollgültig befugt sei. Ich meine vielmehr der Gehalt eines Ministers dürfe keineswegs als dazu bestimmt betrachtet werden, um alle hierherkommenden Landsleute bewirthen zu können; sondern im Gegentheil erstlich als eine billige Entschädigung für seine Mühwaltung als öffentlicher Beamter, und letztlich zur Bestreitung der nöthigen Erfordernisse, um die Interessen des Staates gemächlich und erfolgreich fördern zu können. So wie aber die Sachen jetzt stehen, weiß ich eben so gewiß, daß nur ein Mann von außerordentlichem Vermögen eine Stelle als auswärtiger Gesandter bekleiden kann, ohne seine Erben gradezu um das Ihrige zu bringen, und ich bin überzeugt, Wenige haben einen solchen Posten angenommen, ohne einen solchen Schritt in spätern Jahren bereuen zu müssen.

Zwölfter Brief.

Sir Walter Scott in Paris. — Unterredung mit demselben. — Verlagsrecht in Amerika. — Miß Scott. — Französische Complimente. — Sir Walter Scott's Person und Benehmen. — Seine Unbekanntschaft mit Amerika. — Französischer Handel. — Französische Uebersetzungen. — Amerikanische Ueppigkeit.

An Herrn James E. De Kay.

Wir haben nicht blos uns eines Besuchs des Herrn Canning in Paris zu erfreuen gehabt, sondern auch Sir Walter Scott ist plötzlich bei uns erschienen. Die Ankunft des Großen Unbekannten oder vielmehr irgend Jedes kleinen Unbekannten aus England, wäre ein Ereigniß gewesen, das bei uns alle Leseklubbs in einen Zustand hoher moralischer und poetischer Erregung versetzt hätte. Wir sind wahrhafte Dorfgenies, wo es Etwas anzustaunen gibt. Wie die Anhänger des katholischen Glaubens bekanntlich in den entlegeneren Kirchsprengel weit mehr geneigt sind, wunderwirkenden Ereignissen unbedingten Glauben zu schenken, als in Rom selbst; wie die zuverläßigste Unterthanentreue in einer fernen Ansiedlung sich weit eifriger kund gibt, als am Hofe des Fürsten; wie die Moden in einer Provinz mit weit mehr Uebertreibung nachgeahmt werden, als in der Hauptstadt, und wie die

Menschen überhaupt jedem Andern weit mehr Bewunderung einflößen als ihren eignen Dienstboten, — eben so pflegen wir mit den Heiligenscheinen von Meeresfernen die Häupter der berühmten Männer der östlichen Halbkugel zu umgeben. Dies liegt vermuthlich in dem natürlichen Gange aller Dinge, und ist wahrscheinlich eine ebenso unvermeidliche Folge unveränderlicher Naturgesetze, als daß die Sonne unsere Erde innerhalb des Einflusses ihrer überwiegenden Anziehungskraft befangen hält, so lange dies Verhältniß sich nicht umkehren kann, indem die Erde zum größeren und leuchtenderen Gestirn von diesen beiden heranwüchse. In Paris war es anders. Hier sind die Männer von jeder Stufe von Berühmtheit, von Napoleon herab bis zum Salmanassar unserer Tage, etwas so gewöhnliches, daß man auf den Straßen kaum den Kopf umwendet, um nach ihnen zu sehen. Zarte und gefällige Achtsamkeiten werden übrigens hier dem verdienten Ruf ebensowohl zu Theil, als an andern Orten, und vorzüglich haben wohl wahrhaft gebildete Gelehrte sich dessen hier zu erfreuen, obschon man hier nicht in dem Grade, wie bei uns, seine Bewunderung zur Schau trägt. Doch wäre es fast unmöglich gewesen, daß die Anwesenheit von Sir Walter Scott nicht einige Aufregung hervorgebracht hätte. In den öffentlichen Blättern wurde seiner öfter erwähnt, er wurde von Einzelnen häufig aufgesucht, und auch nicht weniger ward ihm öffentliche Anerkennung zu Theil, doch beides im Ganzen weit

weniger als man für einen solchen Mann an einem Ort wie Paris hätte erwarten dürfen. Der Grund davon schien mir in dem Mißtrauen zu liegen, mit welchem die Franzosen der Erscheinung seines Werkes über Napoleon entgegensahen, und in dem wenigen Behagen, mit welchem sie den in seinen: „Briefen Paul's an seine Vettern" vorwaltenden Ton aufgenommen haben mochten. Diese Empfindlichkeit wird Ihnen bei einer so alten und großen Nation, wie die französische, auffallend vorkommen; indessen — wir sind alle schwache Geschöpfe.

Der König sprach einmal mit ihm, als er in seine Kapelle ging, wo Sir Walter stehen blieb, ihn abzuwarten; aber außerdem hat er, wie ich glaube, keine Höflichkeitsbeweise bei Hofe erfahren.

Was mich betrifft, einige Umstände, deren Erwähnung hier unnöthig ist, hatten mich einigermaßen mit Sir Walter Scott in Berührung gebracht, obschon wir einander nie begegnet waren und ich ihn selbst nicht an öffentlichen Orten gesehen hatte, um ihn auch nur von Ansehen zu kennen. Doch hatte ich die Hoffnung, diesmal glücklicher zu sein, nicht aufgegeben, obgleich ich es für unzart hielt, mich ihm auf eine störende und unhöfliche Weise aufzudringen. Mehre Tage seit seiner Ankunft waren indessen vorübergegangen, ohne daß ein glücklicher Zufall mich mit ihm zusammenbringen wollte, und ich fing allmählig an, die Sache aufzugeben, obgleich die Fürstin — —, mit welcher ich in freundschaftlichem

Verkehr stand, mir immer noch Hoffnung machte, daß ich Gelegenheit haben solle, mit dem großen Schriftsteller näher bekannt zu werden, und zwar in ihrem eignen Hause; denn sie hatten sich es fest vorgenommen, durchaus seine Bekanntschaft zu machen, ehe er wieder von Paris abreise, es möge kosten, was es wolle.

Zehn Tage mochten nun seit der Ankunft von Sir Walter Scott verflossen sein, ich hatte an einem Morgen eine Kutsche bestellt, weil ich nach der Jenseite des Flusses ausfahren wollte, und war schon auf den untern Treppenstufen, um einzusteigen, als ich Pferdegetrappel vernahm und bemerkte, daß eben eine andere Kutsche zum Thor hereinfuhr. Es regnete grade, und meine Kutsche fuhr von der Thüre weiter, um der eben ankommenden Platz zu machen; ich blieb also stehen, um ihre Rückkehr abzuwarten. Der Wagentritt rasselte nieder, und gleich darauf erschien ein großer, etwas schwerfällig geformter Mann im Eingang des Hôtels. Er war grau von Haar, hinkte ein wenig und ging auf einen Rohrstock gestützt. Seine Kutsche machte sogleich eine Wendung, und die meinige folgte ihr sogleich nach; ich stieg daher völlig die Treppe hinab. Wir gingen aneinander auf der Treppe vorüber, und grüßten einander wie gewöhnlich. Ich war schon bis an die Thüre gekommen und wollte eben in den Wagen steigen, als mir es plötzlich einfiel, der Besuch könne vielleicht mir selbst zugedacht sein. Die zwei untern Stockwerke des Hôtels waren

von einer Kostschule für Mädchen eingenommen; das war die Ursache, weshalb wir dort wohnten, weil unsre Mädchen in derselben Anstalt waren; über dieser, au second, war nichts, als unsre eigne Wohnung, und über uns wohnte eine Familie, die nie Besuche in Kutschen bekam. Der Eingang zur Kostschule war unten, und dort kamen Männer fast gar nicht hin. Außerdem pflegten manchmal Fremde mich mit ihrem Besuch zu beehren. In diesen Gedanken wartete ich, um zu sehen, ob der Besuch vielleicht bis zu unserer Treppenflucht gekommen sei; doch während der ganzen Zeit hatte ich nicht die geringste Muthmaßung, wer es wohl sein könne, obgleich es mir vorkam, als ob Gesicht und Gestalt des Mannes mir bekannt wären.

Der Fremde stieg die breiten steinernen Stufen langsam hinan, indem er sich mit der einen Hand an das eiserne Geländer lehnte und mit der andern sich auf seinen Stock stützte. Er war auf dem ersten Absatz, als ich eben stehen blieb, und indem er sich der nächsten Treppenflucht zuwandte, begegneten wir einander mit den Augen. Da schien es ihm erst einzufallen, ich sei es vielleicht, den er habe besuchen wollen. „Est-ce Monsieur — — que j'ai l'honneur de voir?" sagte er auf französisch zu mir, in einem ganz gleichgültigen Accent, woraus ich nicht schließen konnte, was er für ein Landsmann sei. „Monsieur, je m'appele — —", erwiederte ich. „Eh bien donc," sagte er: „je suis Walter Scott."

Ich lief den Treppenabsatz hinan, ergriff seine Hand und schüttelte sie, die er mir mit herzlichem Ausdruck entgegenstreckte, und bezeugte ihm meine Freude, daß er mich mit seinem Besuche beehre. Aus dem, was er mir sagte, entnahm ich, daß die Fürstin — — wirklich ihren Zweck erreicht habe, wie sie sich es fest vorgenommen hatte; es war ihr gelungen, seiner endlich habhaft zu werden, und sie hatte auch die Gefälligkeit gehabt, ihm meine Adresse zu geben. Um alles Umständemachen zu vermeiden, war er aus seinem Hôtel ohne Weiteres nach meiner Wohnung gefahren. Die ganze Zeit über sprach er immerfort französisch, während ich ihm englisch erwiederte. Da besann er sich endlich auf einmal und sagte: „Nun ja, ich komme daher, in einemfort zu Ihnen parlez-vousirend, daß es Sie, ohne Zweifel, in Verwunderung setzen muß; aber diese Franzosen haben meine Zunge so behext mit ihren Beschwörungsformeln, daß ich fast meine Muttersprache vergessen habe.“ Während wir die nächste Treppenflucht hinanstiegen, nahm er meinen ihm angebotenen Arm, und setzte seine Unterhaltung englisch fort, wobei das Steigen ihm weit beschwerlicher fiel, als ich mir hätte vorstellen können.

Sie werden mich entschuldigen, daß ich seine nächste Bemerkung wiederhole; ich thue es in der Hoffnung, daß manche unserer wählerischen Herren im Fache der Literatur daraus entnehmen können, auf welche Weise ein Mann von wahrhaftem Gefühl und von gesunden

Lebensansichten eine Eigenthümlichkeit zu würdigen für angemessen hält, welche Manche von ihnen als etwas Unziemliches zu verlästern pflegen. „Ich will Ihnen sagen," sagte er, seine Rede auf einmal unterbrechend, „ich will Ihnen sagen, was mir vorzüglich gefallen hat, das ist die Art, wie Sie immer das Uebergewicht Ihres Vaterlandes bei allen Gelegenheiten geltend zu machen suchen, die sich Ihnen dazu darbieten, ohne daß Sie deshalb sich herablassen, unsere Vorzüge zu verkleinern. Sie verdienen sich den Dank, den Wetteifer beider Nationen zu begünstigen, und ich schätze selbst in ihren feindlichen Angriffen Ihre gerechte und billige Gesinnung."

Dergleichen wird vermuthlich eine verrätherische Deutung bei manchen unserer sich selbst für unfehlbar haltenden Herren erfahren, welche sich zu entscheidenden Richtern in allen schriftstellerischen Angelegenheiten aufwerfen, von denen einer, wie ich mich überzeugt habe, noch kürzlich mit einer Schutzschrift aufgetreten ist, um sich bei seinen Lesern, wegen der Zurschaustellung der Sünden englischer Schriftsteller in Bezug auf uns zu rechtfertigen! Doch solche Leute sind unserer Beachtung nicht werth; denn ihnen fehlt sowohl die Selbstständigkeit, die von männlichem besonnenen Urtheil unzertrennlich ist, noch sind sie überhaupt männlich genug, um diesen Werth in andern Menschen anzuerkennen.

„Ich fürchte fast," fuhr Sir Walter fort, „ich fürchte, daß die Mutter nicht immer die Tochter gut behandelt

hat; sie war mitunter ein wenig eifersüchtig darüber, daß sie allmählig heranwuchs; denn wir wollen zwar nicht hoffen, daß England schon anfange in schlimmeren Sinne zu altern, doch haben wir einige Ahnung, daß es wenigstens den höchsten Punkt seiner Entwicklung schon erreicht habe."

Zwei Eingänge führten zu unsern Zimmern; der Haupteingang führte durch ein Vorzimmer und einen Speisesaal in den Gesellschaftssaal und von da durch andere Gemächer zu einer Terrasse *); der andere Eingang führte durch einen besondern Corridor zu derselben Stelle. Die Thüre meines Kabinets öffnete sich auf denselben Gang, und obgleich er winklich, dunkel und nicht sonderlich einladend war, da man an der Küche vorbei mußte, so führte ich doch Sir Waltern durch diesen Corridor den nähern Weg, weil ich bemerkte, daß ihm das Gehen beschwerlich wurde; denn diese Idee konnte ich im Drange des Augenblicks nicht loswerden. Hätte ich diese Unschicklichkeit nicht begangen, so wäre ich Zeuge einer in ihrer Art einzigen Begegnung gewesen. Wenige

*) Terrasse ist überhaupt eine Erhöhung; gewöhnlich verstehen wir darunter eine Erderhöhung, dazu bekanntlich die Terrassen in Gärten, die Abflachungen an Hügelabhängen in weiterer Bedeutung gehören, sie können daher natürlich oder künstlich sein. Aber auch Söller und Erker führen diesen Namen, wenn sie höher als die übrigen Zimmer sind, und einige Stufen hinanführen.

Minuten vorher war der General Lafayette bei mir gewesen, und er war durch den Gesellschaftsaal von mir gegangen, um mit Mrs. — — zu sprechen. Da ich eine Bemerkung niederschreiben wollte, so hatte ich ihn dort sitzen lassen, und ich meine, seine Kutsche konnte den Hof noch nicht verlassen haben, als die des Sir Walter hereinfuhr. Wenn es sich so verhielt, so mußte der General grade zu derselben Zeit zum Vorzimmer herausgekommen sein, als wir durch den Corridor gingen.

Es würde sich wenig schicken, alles wieder zu erzählen, was unter uns verhandelt wurde, wir sprachen erst über Geschäftsangelegenheiten, und darauf wurde das Gespräch allgemeiner. Sie werden sich erinnern, daß Sir Walter noch immer der Unbekannte*) war, und daß man vermuthete, er sei nach Paris gekommen, um Materialien zu seinem „Leben Napoleons" zu sammeln. Ungeachtet des ersteren Umstandes äußerte er sich über seine Werke mit großer Freimüthigkeit und Unbefangenheit, ohne im Geringsten ausweichen zu wollen oder mir das Versprechen meines Stillschweigens darüber abzunöthigen. Kurz, seine Autorschaft wurde, als er einmal recht im Zuge war, von uns beiden in Beziehung auf Mehreres besprochen, als ob dieselbe niemals im Geringsten bezweifelt worden wäre. Er fragte mich unter

---

*) Es vergingen noch mehre Monate, ehe er sich öffentlich zu seinen Werken als Verfasser bekannte.

Anderem, ob ich vielleicht ein Exemplar von — — bei der Hand habe, und als ich ihm gestand, daß ich keinen einzigen Band von Allem, was ich jemals geschrieben habe, eigenthümlich besitze, so lachte er und bemerkte, daß wohl die meisten Schriftsteller in dieser Beziehung einander ähnelten; er wenigstens sei deshalb ganz unbekümmert, wenn er auch, so lange er lebe, nie wieder einen Waverley-Roman zu Gesicht bekomme. Ich war neugierig zu wissen, ob ein so großer und gewandter Schriftsteller, wie er selbst, ebenfalls jene gelegentliche Verzagtheit empfinde, die mich fast unvermeidlich bei allen meinen geringen Versuchen der Art befällt; so machte ich die Bemerkung, daß mir die bloße Zusammenstellung einer Erzählung eine Quelle von eigenthümlicher Lust zu sein scheine, und daß ich wirklich wohl doppelt so viel zu ersinnen pflege, als ich dem Papier anzuvertrauen wage, wenn ich nämlich spazieren gehe oder im Bette liege, und daß nach meinem eignen Urtheil oftmals das Vorzüglichere der ganzen Erfindung nie wirklich ans Licht komme, sondern verloren gehe. Was ich niederschreibe, werde gewöhnlich in dazu bestimmten Stunden niedergeschrieben und sei daher öfter eine auf's Gradewohl ausgeführte Arbeit, und daß das öfter wiederholte prüfende Durchlesen dessen, was einmal geschrieben sei, mir meine Arbeit oft so widerwärtig mache, daß ich dadurch auf den Gedanken geriethe, jeder Andere werde es ebenso wie ich mit ungünstigen Augen betrachten. Darauf gab

er mir zur Antwort, er sei des prüfenden Wiederdurchlesens meistens überhoben; denn in dieser Beziehung vermuthe er, sei Schottland weiter entlegen*) als Amerika, und dann fügte er noch hinzu: „er wolle lieber nach eingenommener tüchtiger Mahlzeit sein Mittagsessen wieder von vornen anfangen, als irgend eine seiner Erzählungen noch einmal durchlesen, wenn er mit derselben glücklich ans Ende gekommen sei.“

Fast eine Stunde saß er bei mir, und sobald unsere Unterhaltung nicht mehr durch Geschäfte auf bestimmte Gegenstände beschränkt blieb, zeigte er eine starke Neigung zu launigen Einfällen. Als wir gelegentlich von unserm gemeinschaftlichen Verleger in Paris redeten, nannte er ihn recht passend mit einem neckischen Lächeln „unsern Gosling“**) und fügte hinzu, er hoffe, daß er wenigstens „goldne Eier“ legen werde.

Ich deutete darauf hin, daß er hoffentlich in der

---

*) Was aus der Ferne kommt, wird bereitwilliger gelesen und weniger bekritelt, als was in unsrer nächsten Umgebung ans Licht tritt. Also auch in England findet ein schottischer Roman nachsichtigere Aufnahme, als ein englischer. Gegen amerikanische Literatur tritt in England die Nationaleifersucht in die Schranken, und dies ändert die Sache. Insofern ist also Schottland entlegener als Amerika. — Dies scheint der Sinn in obiger etwas undeutlichen Stelle zu sein.

**) Der Verleger hieß Gosselin, die Verdrehung in Gosling ist mit unseren Gössel oder Gissel, provinzialmundartlich statt Gänschen, völlig gleichbedeutend.

Sammlung von Materialien zu seiner Geschichte Napoleons bereitwillige Unterstützung gefunden habe. Er nahm indessen Anstand, dies überhaupt zuzugeben. „Man kann zwar Vieles im Vertrauen mitgetheilt erhalten, wenn man ein Ehrenmann ist; aber man kann nicht immer genau beurtheilen, was man, als Ehrenmann, davon in einem Buche veröffentlichen darf; und überdem" — sagte er, indem sein ganzer versteckter Humor in dem eigenen Ausdruck seiner grauen Augen hervorblitzte — „man geräth nur zu leicht in Zweifel, was von allem, dergleichen Mittheilungen wirklich in den Plan der Erzählung paßt." — Dann schwieg er eine Weile, und sein Gesicht erhielt wieder den bezeichnenden Ausdruck zuversichtlicher Unbefangenheit, als er mit vollkommen treuherzigem Ausdruck und starker schottischer Selbstgenügsamkeit fortfuhr: „Ich bin hierher gekommen, meinen Landsmann Mac Donald zu besuchen, und ich bin ziemlich der Meinung, das ist hinreichend, um einmal hierher zu kommen." In dieser Aeußerung lag soviel Naivetät, daß man kaum hätte glauben sollen, er sei derselbe Mann, der eben noch vorher ein so scharfausgedrücktes Mißtrauen gegen die vertraulichen Eröffnungen über den Charakter historischer Personen bezeugt hatte.

Ich erkundigte mich, wann er gedenke, mit seiner Arbeit fertig zu werden: „So etwa im Laufe des Winters," erwiederte er, — „und doch scheint es fast, daß das Werk umfassender ausfallen wird, als ich anfangs

vorhatte. Es sind schon einige Bände abgedruckt, doch ich merke wohl, daß noch viel Stoff übrig ist, welcher dem Frühern hinzukommen muß, um nur einigermaßen des Gegenstandes mächtig werden zu können. Ich dachte, in sieben Bänden könne ich das Ganze zusammenfassen, die auch schon fertig sind, aber mir scheint es, daß ich erst mit neun Bänden fertig werden kann." — „Wenn Sie noch zwei Bände dazu schreiben müssen, so darf ich vor dem Frühling nicht hoffen, Ihr Werk gedruckt zu sehen." — „Doch vielleicht; lassen Sie mich nur erst wieder in Abbotsford angekommen sein, so will ich bald diese beiden Kameraden zu den übrigen hinaustreiben." Dagegen konnte ich nun nichts einwenden; wiewohl ich bei mir selbst dachte, eine solche angestrengte Arbeit vertrüge sich weit besser mit eigner Erfindung, als wie mit der Zusammenstellung geschichtlicher Ereignisse.

Als er aufstand, um sich wegzubegeben, bat ich ihn, mit in den Gesellschaftsaal zu kommen, damit ich das Vergnügen haben könne, ihm meine Frau vorzustellen. Er willigte freundlich ein, und als ich ihm Mrs. — — und meinen Neffen W — — ebenfalls vorgestellt hatte, ließ er sich nieder. Er blieb noch eine Weile sitzen, und seine scherzhafte Laune kam ihm wieder und er mischte in seine Unterhaltung einige erläuternde Anekdoten ein, die er in einem nachlässigen schottischen Accent erzählte, den er nach Willkür bald vermied, bald wieder annahm. Mrs. — — bemerkte ihm, die „Bergere", in welcher er

sitze, sei diesen Morgen schon zweimal hochgeehrt worden; denn kaum vor einer halben Stunde habe der General Lafayette darin gesessen. Sir Walter Scott blickte verwundert auf, und sagte in fragendem Ton: „Ich dachte, der sei längst nach Nordamerika gegangen, um dort den Rest seiner Lebenstage zu verleben?“ — Als ich ihm darauf den wahren Bestand der Dinge erläuterte, machte er blos die Bemerkung: „Er ist ein großer Mann;“ — doch kam es mir vor, als sei diese Aeußerung blos so hingeworfen; oder etwa blos aus Gefälligkeit gegen uns ausgesprochen.

Als Sir Walter uns verließ, wurde festgesetzt, daß ich am folgenden Tage mit ihm um ein Uhr frühstücken solle. Ich stellte mich pünktlich ein, wie Sie sich vorstellen können, und fand ihn einer neuen seidenen „Douillette“, die er eben erst gekauft hatte, in dem er sich, „so arg, als es ihm möglich war,“ Mühe gab, einen Franzosen aus sich zu machen, — doch dies Wagstück schien mir, meines Bedünkens, bei seinem schottischen Aeußeren und noch mehr bei seinem schottischen Innern, so wenig gelingen zu wollen, daß man solches nur wie einen höchstverunglückten Versuch betrachten konnte. Außer noch einigen Besuchenden war war noch Miß Anne Scott, seine Tochter, anwesend, welche ihn auf seiner Reise begleitet hatte. Bei meinem Eintreten war er eben im Begriff, ein Einladungsbillet der Fürstin — — zu einer Abendgesellschaft zu beantworten. „Hier,“ sagte er,

„Sie sind ja ein guter Freund dieser Dame, und sind im „Parlez-Vous“ um Vieles besser bewandert, als ich; können Sie mir da heraushelfen, ob hier Jeudi oder Lundi oder Mardi gemeint ist, oder vielleicht ganz und gar keiner von allen Wochentagen?“ Ich nannte ihn den bezeichneten Wochentag. — „Ich sehe wohl, daß sie gelegentlich von dieser Dame Briefchen erhalten, sonst würden Sie ihre Schnörkel nicht so fertig enträthseln können?“ — „Sie ist gegen uns recht freundschaftlich gesinnt, und wir haben öfter Gelegenheit gehabt, ihre Schriftzüge kennen zu lernen.“ — „Nun ja, es verlohnt sich schon eines recht guten Mittagsmahls halber, sich eine Seite solchen Geschriebenens hindurchzuarbeiten.“ — „In der Art nehme ich mir freundschaftliche Genugthuung, und ich meine, daß sie mit mir vielleicht noch schlimmer daran ist.“ — „Und ich,“ sagte er, „weiß wirklich nicht, ob sie mit mir besser daran sein wird, zumal wenn man eine solche plume d'auberge führen muß.“ — Er hatte auch vollkommen Recht; denn obgleich Sir Walter eine fließende und gleichförmige Hand schreibt, und die sich weit besser als manche andere Schrift auf dem Papier ausnimmt, so ist sie doch eine der schwierigstleserlichen Schreibarten, die mir jemals vorgekommen sind, die i, u, m, n, a, e, t u. s. w., ohne Punkte und Grundstriche, und durchaus gerundet, sehen einander so ähnlich und machen das Lesen seiner Handschrift äußerst aufenthaltlich und schwierig, wenn man nicht ganz genau mit seiner Art

die Feder zu führen vertraut ist. Wenigstens ist es mir damit so gegangen.

Er hatte den Brief versiegelt, und, im Begriff die Aufschrift zu machen, schien er sich auf Etwas zu besinnen. „Wie wird diese Dame betitelt?“ — „Ihro Durchlaucht.“ — Die Frage setzte mich in Verwunderung, sie zeigte einen Mangel an Bekanntschaft mit der großen Welt, noch dazu bei einem Mann, der so vielfach und seit so langer Zeit von den Großen und Vornehmen mit Auszeichnung behandelt worden war. Doch war freilich sein Lebenslauf in der Zurückgezogenheit verstrichen, und seine Tochter bemerkte auch während dieses Morgenbesuchs, sie hätten bis jetzt keine Gelegenheit gefunden, Schottland zu verlassen, um die Welt zu sehen, denn alle Welt komme hin, um Schottland zu sehen.

Den nächsten Morgen war er wieder bei mir, wohl eine Stunde, und wir beendigten unser Geschäft miteinander. Darauf entspann sich unter uns ein Gespräch über die Gesetze, die in beiden Ländern über das Verlagsrecht bestehen, welches, da wir derselben Sprache uns bedienen, eine Sache von großem nationellen Interesse ist. Aus seinen Worten entnahm ich, daß er in England ein zweifaches Recht an seinen Werken habe, das Eine ein statutenmäßiges, das Andere ein auf gemeinrechtliche Bestimmungen begründetes Recht. Wer es auch sei, der in England ein Buch herausgibt, der Verfasser desselben mag sein, welcher er wolle, so kann ein solcher

Herausgeber dieses Buchs, wenn er die geeigneten gesetzlichen Formen beobachtet, sein Recht sicher stellen; in Amerika hingegen kann nur einer, der wirklich das Bürgerrecht besitzt, dasselbe unternehmen. Ich bedaure es sehr, daß ich bei dieser Gelegenheit ihm eine falsche Vorstellung von unsern Verlagsgesetzen beibrachte, die genau genommen, nicht um so viel mehr, als ich mir vorstellte, illiberaler sind, als die englischen.

Ich sagte zu Sir Walter, daß, um bei uns ein Verlagsrecht zu erlangen, so sei dazu erforderlich, daß das fragliche Buch noch nie irgendwo anders erschienen sei. Dieses war freilich nach dem gewöhnlichen Dafürhalten durchaus richtig, nämlich in dem Sinne, wie solches bei den Buchhändlern in Amerika verstanden wird. Längere Ueberlegung und genauere Untersuchung haben mich indessen meinen Irrthum einsehen lassen; die Herausgabe, von welcher im Gesetze die Rede ist, kann nur in Amerika selbst gemeint sein; denn der Zweck einer vorläufigen Bekanntmachung über das Erscheinen eines Werks kann kein anderer sein, als durch eine vorhergehende Warnung an das amerikanische Publikum, daß das Recht der Herausgabe des genannten Buchs nunmehr schon in Anspruch genommen sei, also die Befugniß jedes Andern ausschließe, wodurch demnach einem möglichen Eingriff durch Andere vorgebeugt werden soll. Es ist überdies völlig dem Geiste aller Gesetzgebung gemäß anzunehmen, daß die Deutung ihrer Aussprüche nie

jenseit des Bereichs ihrer gesetzlichen Gültigkeit ausgedehnt werden dürfe.

Wir wollen einen einzelnen Fall annehmen. Ein Amerikaner schreibt ein Buch; eine Abschrift davon schickt er nach England, wo es im März im Druck erscheint. Nach den Forderungen unserer Verlagsgesetze die erforderlichen Formen beobachtend, der Anzeige, der Ankündigung u. s. w. erscheint aber dasselbe Werk auch hier im April. Kann man jetzt behaupten, der letztere Verleger habe kein Recht dazu, vorausgesetzt, daß er der erste Herausgeber in Amerika gewesen sei? Weder nach dem Buchstaben noch nach dem Sinn des Gesetzes vermöchte ich einer solchen Behauptung beizustimmen. Der Zweck des Gesetzes ist, den Bürger zu schriftlichen Arbeiten aufzumuntern und ihm ein rechtmäßiges Eigenthum in den Früchten seiner Anstrengung zu sichern; und die vorbeugenden Maßregeln beabsichtigen nichts weiter, als die Verhütung des Verlustes anderer wegen mangelnder Benachrichtigung. In beiden Beziehungen ist es völlig gleichgültig, ob der Schriftsteller schon in einem andern Lande von seinen Werken Vortheil gezogen habe oder nicht; denn der Beweggrund des Gesetzes kann ja nur der sein, die Literatur durch Zuwendung aller Vortheile zu fördern, die ohne Beeinträchtigung anderer Mitbürger den Schriftstellern irgend zugewendet werden können.

Wenn diese Ansichten richtig sind, warum sollte ein englischer Schriftsteller nicht ein Verlagsrecht in unserm

Lande erwerben können, wenn er es zu rechter Zeit an einen hier eingebürgerten Ver!eger verkauft? Eine billige Ermächtigung allein würde dazu, so scheint es mir wenigstens, nicht völlig hinreichend sein, aber eine rechtskräftige Uebertragung für eine gleichwerthige Entschädigung müßte, denke ich, dem beabsichtigen Zweck völlig entsprechen. Es scheint mir, daß alles Mißverständniß über diesen Punkt aus der grundlosen Annahme hervorgegangen ist, daß mit dem Ausdrucke Veröffentlichung (Herausgabe, Abdruck) ein allgemeinerer Sinn als blos innerhalb unseres eignen Landes verstanden sei. Erwägt man aber, wie äußerst selten die Rechtgelehrten in Punkten wie diese zur Einstimmung gebracht werden können, da darf freilich ein Laie im Fach sich nur mit geziemender Bescheidenheit vernehmen lassen. Ueberhaupt meine ich, daß man unter solchen Umständen auch dadurch eine ziemlich sichere Auskunft erhält, was eigentlich der Sinn eines solchen Gesetzes sei, wenn man einen Thaler in die Höhe wirft und dabei „Wappen oder Schrift" ausruft.

Sir Walter Scott schien von dem bedeutenden Absatz seiner Schriften in Amerika genau unterrichtet zu sein, so wie er auch wohl einsah, wie viel er dadurch einbüße, daß er kein Verlagsrecht in Amerika erlangen könne. Doch gab er zu, daß ihm seine Werke doch im Ganzen etwas einbrächten. Unsere Unterhaltung über diesen Gegenstand schloß mit dem freiwilligen Anerbieten seinerseits, mir bei den Verlegern seines Landes behülflich zu

sein.*) Ich erkannte zwar seine Gefälligkeit mit Dank, befand mich aber keinesweges in den Verhältnissen, von derselben zu meinem Vortheil einigen Gebrauch zu machen.

Er schien mir kein sonderliches Behagen an seinem Aufenthalt in Paris zu finden. Seine Vorstellungen von Paris waren ziemlich richtig, doch nicht frei von den alten herkömmlichen Vorurtheilen. „Ueberhaupt bin ich," bemerkte er unter Andern: „ich bin überhaupt ein ächter Schottländer, niemals, außer eben jetzt, und damals, wo ich einen kurzen Besuch in Paris im Jahr 1815 gemacht habe, bin ich aus meinem Lande herausgekommen, es müßte denn sein, daß man meine Besuche in England in Anschlag brächte, und selbst in letzterer Beziehung habe ich wenig ausgerichtet." Daraus entnahm ich, daß er wenigstens noch nie in Irland war.

Nochmals traf ich mit Sir Walter, und zwar Abends, zusammen im Hôtel der Fürstin — —. Die Gesellschaft war in aller Eile zusammengebracht worden und war nicht eben zahlreich. Unsre Wirthin hatte es sich angelegen sein lassen, einige vorzüglich ausgezeichnete Menschen bei sich zu sehen; unter diesen befanden sich zwei Frauen, die schon historisch waren, und von denen ich glaubte, sie wären längst todt. Alle weiblichen Anwesenden in der Gesellschaft, waren mit der zarten stillschwei-

*) Dies Anerbieten wurde zweimal nach vielen seitdem verflossenen Jahren erneuert.

genden Aufmerksamkeit, welche die Französinnen so schön auszuüben wissen, mit Bändern, Hüten oder andern Zierrathen, sämmtlich in schottischen Mustern erschienen. Wirklich war die einzige Dame, die sich nicht als Caledonierin geschmückt hatte, keine andere als Miß Scott. Sie war in Halbtrauer und konnte mit ihren schwarzen Augen und ihrem rabenschwarzen Haar, die eigenthümliche Bildung der Wangenknochen abgerechnet, weit eher für eine Französin gelten. Sie gefiel ungemein und ärndtete viel Bewunderung.

Da Vater und Tochter noch an einige Orte sich hinbegeben mußten, so verweilten sie nur eine Stunde lang. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten bewiesen sich die Französinnen sehr „empressées" gegen den großen Unbekannten, und da gerade drei zugegen waren, die außerordentlich für das romantische Fach sich interessirten, so konnte er von Glück sagen, wenn er blos mit einigen wenigen Albernheiten davon kam. Er war bei allen ihren Artigkeiten so geduldig als möglich; doch sobald es ihm irgend gelingen wollte, entschlüpfte er ihnen in eine Ecke, wo ich mich ebenfalls einfand, um mich mit ihm zu unterhalten; er sagte lachend zu mir, ihm falle das Französischreden so schwer, daß er in Verlegenheit gerathe, wie er auf alle diese Höflichkeiten antworten solle. „Ich bin ein Löwe, wie andere Leute auch, und mag wohl leiden, daß man mir die Mähne freundlich streichelt, so viel es ihnen behagt, aber ihnen auf Fran=

zösisch etwas Anmuthiges vorzubrüllen, das verstehe ich nicht. Wie geht es Ihnen damit?“ — Ich entgegnete ihm, bei mir komme es nicht darauf an, ob ich mich als ein gefälliger oder als ein gereizter Löwe benehmen wolle, da ich mich wenig darüber zu beklagen hätte, für einen Löwen gehalten zu werden; und erzählte dagegen lieber eine Anekdote zu seiner Unterhaltung. Ich deutete auf eine anwesende Gräfin — —, und erzählte ihm, mit dieser Dame sei ich mehre Monate hindurch wöchentlich einmal wenigstens in Gesellschaften zusammengetroffen, und daß sie fast in jeder Abendgesellschaft mich angeredet habe: — „eh Monsieur — —, quelles livres! — vos charmans livres! — que vos livres sont charmans!” Endlich kam ich wirklich auf den Gedanken, sie finde einigen Geschmack an diesen Lesereien; da näherte sie sich mir auch einmal ganz unbefangen und rief — „Bonsoir Mr. — —; je viens d'acheter tous vos livres et je compte profiter de la première occassion pour les lire!”

Ich mußte von Sir Waltern im Vorzimmer Abschied nehmen, als er sich wegbegab; denn er hatte sich vorgenommen, am folgenden Abend Paris wieder zu verlassen.

Sir Walter Scott's Person und Benehmen ist schon so oft geschildert worden, daß Sie in dieser Hinsicht nicht viel von mir verlangen werden, zumal da ich ihn nur so wenig gesehen habe. Er ist groß und muskulös von Gestalt, sein Gang ist schwerfällig wie es mir vorkam, obgleich er sich als tüchtigen Bergbesteiger rühmt, und

seine Gebärden sind wie abgemessen und wenig lebhaft. Die Züge und Umrisse seines Gesichts waren ächt schottisch, die Nase kurz und dick, die Lippen etwas hängend, die Wangen hervorstehend. Die obere geistige Region seines Kopfes war weder groß von Umfang noch breit geformt, eher das Gegentheil, und außerordentlich hoch gewölbt. Wirklich sieht man selten so rund und thurmähnlich geformte Schädel, und doch habe ich dergleichen bei Leuten gefunden, die sich durchaus nicht als talentvolle Köpfe auszeichneten. Auch glaube ich nicht, daß ein genauer Beobachter in dem Aeußern von Sir Walter Scott etwas Ungewöhnliches entdecken wird, außer den Ausdruck physischer Kraft, die wirklich auch groß ist, aber durchaus nicht ausgezeichnet. Allein sein Auge ist gewiß bemerkenswerth. Grau, klein, und glanzlos, wenn er ernster gestimmt ist, scheinen seine Augen mehr auf innern Gegenständen zu haften, als auf äußern umherzuschweifen, und zwar auf eine Weise, wie ich noch nichts Aehnliches gesehen habe, ein Ausdruck des Auges, der sonst gewöhnlich Zerstreuung anzeigt. Sein Lächeln ist gutmüthig und theilnehmend, und wenn er heiter gestimmt ist, was während unseres nur kurzen Zusammenseins recht häufig der Fall war, so daß ich wohl glauben kann, daß dieses gewöhnlich bei ihm der Fall ist, so blitzten seine Augen in bemerklichem neckischem Humor. Von seinen eignen Angelegenheiten sprach er weit offener, als ich hätte erwarten können, obgleich unser beiderseitiges

Geschäft die Veranlassung gewesen sein mochte, diesen Gegenstand zu berühren, und wenn er von seinen Verhältnissen sprach, so ging der Ausdruck seiner Rede in eine Art düsterer Entschlossenheit über, die nicht wenig an Erhabenheit grenzte.

Das Benehmen Sir Walter Scott's ist das Benehmen eines Mannes, der viel mit Weltleuten in Berührung kommt, ohne selbst ein Mann von Welt zu sein. Er hat augenscheinlich viel geselligen Tact, ist vollkommen seiner Bewegungen mächtig, dabei ruhig, durchaus anspruchlos, und weiß seine Würde zu behaupten; und doch war mir es ziemlich auffallend, daß ihm jene Leichtigkeit des Benehmens, jenes Gleichgewicht in seinem Betragen völlig mangelte, welches Leuten ganz zur Gewohnheit wird, die mit Jedermann wie mit ihres Gleichen umzugehen pflegen. Der Umstand, daß er so vielfältig aufgesucht und bewundert wird, mag viel zu seinem etwas gezwungenen Benehmen beigetragen haben; doch ich zweifle nicht, daß frühe Gewöhnungen und anerzogene Vorstellungen einen fortdauernden Einfluß auf ihn ausgeübt haben.

Scott ist so häufig der Gegenstand der allgemeinen Beobachtung im geselligen Umgang gewesen, daß sein natürliches Benehmen augenscheinlich dadurch verloren hat, denn wenn er sich weniger beobachtet glaubt, so benimmt er sich weit unbefangener, als im Verkehr mit Weltleuten. Ich meine damit nicht, daß er eine gezwun-

gene Höflichkeit an sich habe, sondern vielmehr eine Art geschulter Schüchternheit oder angewöhnten Selbstmißtrauens, wie junge Mädchen, die in der Angst, daß man sie beobachten möchte, ihren Hang zu Neckerei und Ausgelassenheit mit Gewalt zu bekämpfen suchen. Mir ist selten ein Mann von seinem Alter vorgekommen, dessen Benehmen, wenn man ihn allein hatte, so verschieden von dem war, wenn noch ein Dritter zugegen war. In Edinburg mag er nur in kleinen Gesellschaften sich bewegt haben, und vermuthlich war er mit Allen genau bekannt. Kommen auch Fremde hin, so kommen ihrer nicht Viele auf einmal, und so hat er meistens alte bekannte Gesichter um sich, und fühlt sich folglich immer heimisch. Ich kann mir also recht wohl vorstellen, daß in „Auld Reekie", unter seinen täglichen Gesellschaftern, überdieß von einem Glase „Berg-Thau" begeistert, Sir Walter auf seine eigenthümliche Weise einer der muntersten Gesellschafter sein mag, welche die Erde trägt.

In der Abendgesellschaft der Fürstin — — war ein gewisser Herr von — — zugegen, der als Verfasser von Novellen einige Berühmtheit erlangt hat. Ich hatte die Ehre ihm vorgestellt zu werden, und eine seiner Fragen gab mir vielen Stoff zur Unterhaltung. Sie können sich kaum vorstellen, welche oberflächliche Begriffe man in Frankreich von den Vereinigten Staaten hat. Reiche, Staaten und Festland sind in den Vorstellungen vieler Menschen hier in solcher unentwirrbaren Unordnung

durcheinander geworfen, selbst bei einer großen Anzahl derer, die sich zu den gebildeten Ständen zählen, und so hört man mitunter die albernsten Dinge vorbringen. Diese Unwissenheit, die zum Theil entschuldigt werden kann, beschränkt sich indessen durchaus nicht bloß auf Frankreich, sondern man trifft sie auch häufig in England an, in einem Lande, wo man voraussetzen dürfte, daß man das unsrige genauer kenne. Mir kam es beinahe vor, daß Herr von — —, sei es, weil ich um einige Farbennüancen weißer war, als er, sei es, daß er nicht begreifen konnte, wie es möglich sei, daß ein Amerikaner ein Buch schreiben könne, — denn in diesem Theil der Welt ist man gar sehr zu der Annahme geneigt, daß wenn der Name irgend eines Mannes über den Ocean von Amerika hinüber vernommen wird, solcher blos einem Europäer angehöre, der hinüber gezogen sei, — oder sei es aus irgend einer andern mir unerklärlichen Ursache, genug, er hatte es sich in den Kopf gesetzt, ich sei ein Engländer, der zu seinem Vergnügen ein paar Jahre seiner Muße auf der westlichen Halbkugel zugebracht habe. Nachdem er mich über einiges in Betreff des Landes gefragt hatte, fuhr er ganz unbefangen fort: „Eh combien de temps avez-vous passé en Amerique, Monsieur?" Da ich seinen Mißgriff bemerkte; denn ein wenig Praxis in solchen Dingen läßt dergleichen leicht errathen, so antwortete ich ihm: „Monsieur, nous y sommes depuis deux siècles." Es ist noch die Frage, ob

Herr von — — sich seitdem von seinem Erstaunen wird erholt haben.

Betrachtet man die ausgezeichnete Bildung der Franzosen im Allgemeinen, so kann man nicht anders, als sich über ihre Unwissenheit in Hinsicht der Gewohnheiten, Staaseinrichtungen und Fortschritte der Civilisation in andern Ländern verwundern. Dies rühet zum Theil daher, weil dies Volk so wenig Neigung zeigt, fremde Länder zu bereisen. Ihre Handelsunternehmungen dehnen sich ebenfalls nicht weit aus; denn obgleich man bisweilen einen Franzosen antrifft, der für solche Zwecke die allgemeinen Vorstellungen, oder ich möchte sagen, die philosophischen Grundbegriffe in sich trägt, worin eben das wahre geistige Uebergewicht der Nation besteht, so sind dieser Art Fälle doch äußerst selten; denn der vorherrschende Charakter ihres Handelsgeistes ist Vorbeugung von Verlusten und Beschränkung auf einen bestimmten Handelszweig. Wie bei allen Menschen, die einer einzigen großen Nation angehören, ist ihre Aufmerksamkeit immer auf sich selbst mehr, als auf andre gerichtet; und der Mangel an Vertrautheit mit den Sprachen anderer Völker befördert überdieß ihre Unwissenheit in Rücksicht anderer Länder. Diese Unbekanntschaft mit fremden Sprachen bei einem Volke, welches Europa siegreich durchzogen hat, kann dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie ihre Sprache entweder überall mitbrachten, oder sie überall, wohin sie als Eroberer gekommen sind, schon

fanden. Dieses Gebrechen gehört übrigens mehr der frühern Zeit an, als der gegenwärtigen; denn die zurückgekehrten Emigranten haben seitdem einen Geschmack an der englischen, deutschen, italienischen Sprache mit heimgebracht, welcher sich nach und nach allen, oder fast allen Gebildeten im Lande mittheilt. So wird das Englische ins besondere jetzt eifrig erlernt; und man trifft jetzt vergleichungsweise weit mehr Franzosen unter dreißig Jahren in Paris an, welche englisch sprechen, als man deren in New-York von demselben Alter antrifft, welche Französisch sprechen können.

Mir scheint es, daß das beschränkte Vermögen der Sprache und die vielen strengen derselben aufgenöthigten Regeln mit dazu beitragen mußten, den Franzosen die Bekanntschaft mit andern Nationen weit schwieriger zu machen, als es sonst der Fall gewesen wäre. In allen ihren Uebersetzungen sieht man ihnen das Streben an, jedes Wort so eigenthümlich auch dessen Bedeutung sein mag; doch durch irgend ein französisches Wort wiederzugeben. So würden sie zum Beispiel, wenn „township" und „city" in einem amerikanischen Buche vorkämen, dies wahrscheinlich durch „canton" oder „commune" und durch „ville" auszudrücken versuchen, von welchen keines das richtige Wort ist, welches wirklich das ausdrückt, was es in diesem Falle bezeichnen soll. *) In

---

*) Township heißt in Nordamerika das Gebiet einer Stadt, eines

einem englischen oder in einem amerikanischen Buche sollten wir einmal die französische Bezeichnung zugleich anführen, das würde den Leser veranlassen, sich nach den Unterschieden zu erkundigen, die zwischen den Unterabtheilungen des Bodens, die in seinem eignen Lande und denen in dem Lande, wovon er eben liest, bestehen mögen. Dies öffnet den Weg zu weiteren Nachforschungen und Belehrungen, bis sowohl Schriftsteller und Leser es gemächlicher und angenehmer finden, den verschiedenen Nationen ihre bezeichnenden Benennungen abzuborgen, als die Bedeutung derselben zu entstellen durch den Gebrauch von Wörtern der eignen Sprache, welche das Verlangte nicht auszudrücken im Stande sind. Die Franzosen fangen auch allmählich an, die Armuth ihrer Sprache zu fühlen, uud einige sind auch schon so kühn gewesen, derselben auf natürlichem Wege abzuhelfen.

Die Angewöhnung, andere Nationen nach ihren eignen Sitten zu beurtheilen, verwickelt hier die Leute in manche lächerliche Täuschungen. Man hört hier täglich die einfältigsten Fragen vorbringen; die aber im Gewande

---

Fleckens oder Dorfes, oder deren mehrer, die einer selbstgewählten Obrigkeit angehören; city ist die Gemeinde stimmfähiger Bürger einer Stadt oder eines Fleckens. — Canton ist in Frankreich ein Departementsbezirk, commune eine Stadt- oder Dorfgemeinde, und ville ein vor dem offenen Lande bevorrechteter Ort, aber nicht alle Städter sind Bürger (citizens, citoyens.)

der guten geselligen Unterhaltungsweise und des zarten gebildeten Umgangstons, welche diese Nation charakterisiren, vorgetragen werden, so daß daraus ein unschuldiges Bewußtsein ihrer eigenen Vorzüge hervorleuchtet, worüber man wohl lächeln, aber nicht ungehalten werden kann. Einer, der für einen wohlunterrichteten Mann gilt, nannte mir vor Kurzem den Tonnengehalt der an den französischen Küsten landenden Schiffe, und meinte wahrscheinlich, dadurch mich in Verwunderung zu setzen, und als ich die Mittheilung ganz ruhig anhörte, so fragte er mich einigermaßen spöttisch: „Ohne Zweifel wird der Tonnengehalt der in Amerika einlaufenden Schiffe auch ein Ziemliches betragen?“ — „Der Tonnengehalt der in die Häfen der Vereinstaaten einlaufenden Schiffe allein beträgt mehr als der in ganz Frankreich.“ — Er schien darüber erstaunt, und nun überhäufte er mich mit Fragen über die Natur unseres Handels, der bei einer so geringen Bevölkerung eine solche große Befrachtung dort einlaufender Schiffe nöthig machen könne. Im Lande selbst könne doch wohl der Verbrauch nicht so stark sein, das — er sagte es zwar nicht, aber er dachte es sich — so wenig zu bedeuten habe und so arm sei? Ich entgegnete ihm, daß mit Ausnahme von Brot, Wein und übrigen unentbehrlichen Bedürfnissen der anderweitige Verbrauch in Amerika, vorzüglich in Luxusartikeln keinesweges viel geringer sei, als in Frankreich, was er vielleicht voraussetze, weil bei uns die mittlern und untern

Stände vergleichungsweise in großem Ueberfluß leben. Manches, was in Europa als Luxusartikel eingeführt werde, gelte bei uns in Amerika als nöthiges Bedürfniß, wie Thee, Kaffee, Zucker u. s. w., dessen sich auch der niedrigste Feldarbeiter bediene. Er verließ mich wahrscheinlich mit ganz andern ihm neuen Vorstellungen; denn die Menschen unterhalten den Wunsch nach neuen Kenntnissen und Erfahrungen selbst dann noch, wenn auch ihre Eitelkeit sie über Andere selbstgefällig hinwegsehen läßt.

Eines lächerlichen Mißgriffes will ich noch von einem französischen Uebersetzer erwähnen. Es wird Ihnen ein Beispiel, wie deren oftmals vorkommen, von der Weise geben, wie die Franzosen hinsichtlich der Zustände anderer Völker leicht in Irrthum gerathen können, und eben dadurch die Wahrheit meiner vorigen Behauptungen unterstützen. In einem der neuern amerikanischen Romane, die hier im Umlauf waren, wird an einer Stelle die zerstreute und verlegenene Stimmung einer der darin auftretenden Personen dadurch bezeichnet, daß diese nach beschlossener Mahlzeit mit verschüttetem Wein auf dem Tische Figuren beschreibt, eine ziemlich häufig vorkommende, müßige Beschäftigung, die freilich einem Amerikaner diese Stelle nicht unverständlich machen würde. Diese Stelle befand sich in der Uebersetzuung getreu wiedergegeben; aber nicht zufrieden mit der treuen Uebertragung des Originals, fügt der Uebersetzer noch eine kurze erläuternde Anmerkung hinzu in welcher er sagt:

„Aus diesem kleinen Zug erkennt man leicht, daß zur Zeit der amerikanischen Revolution der Gebrauch von Tischtüchern dort noch unbekannt war!“ Sie werden hoffentlich den Ideengang, welcher diesen Mann zu diesem Schlußsatz führte, leicht übersehen. In Frankreich wird ein Tischtuch aufgelegt, vielleicht auf einen schlechten eichenen oder auch tanneneu Tisch, und das Tischtuch wird nicht früher weggenommen, als bis die Männer und die Frauen mit einander aufstehen. In Amerika aber besteht der Tisch aus sauber polirtem Mahagonyholz, und das Tischtuch wird entfernt, sobald die Frauen aufgestanden sind, während die Männer noch sitzen bleiben, wie ebenfalls in England. Der Uebersetzer urtheilt natürlich, was in Frankreich üblich sei, müsse in der ganzen Welt üblich sein; und man kann doch unmöglich mit Wein auf Holz schreiben, wenn ein Tischtuch darüber gebreitet ist; überdies war Amerika eine junge, nur halb civilisirte Nation; und so kam er zu dem Schlußsatz, folglich waren im Jahre 1779 noch keine Tischtücher in Amerika bekannt! Wenn Menschen mit vorgefaßten Meinungen wirklich ein Land besuchen, von welchem sie einmal eine bestimmte Vorstellung sich gebildet haben, so sehen sie auch dann noch nur durch die täuschende Brille ihrer Einbildungen. Kürzlich traf ich mit einem französischen Reisenden zusammen, welcher behauptete, der Gebrauch von Fußteppichen sei bei uns fast gar nicht bekannt.

Dreizehnter Brief.

Französische Manufakturen. — Porcellan von Sevres. — Gobelin-Teppichmacherei. — Papiertapeten. — Die Seifensiederei. — Französische Fußteppiche. — Amerikanische Fußteppiche. — Uebertragung alter Malereien von Holz auf Leinwand. — Die Krönungskutsche. — Die Künste in Frankreich. — Die Künste in Amerika. — Amerikanisches Vorurtheil.

An Herrn James E. de Kay.

In einem der letztern Briefe habe ich Ihnen einige Beispiele mitgetheilt, in wiefern die Franzosen den vergleichungsweisen Bildungszustand ihres Landes und des unsrigen falsch aufgefaßt haben; in diesem will ich Ihnen Einiges anführen, worin wir denselben Fehler begehen, damit sie auch die Kehrseite kennen lernen.

Neulich war eine Ausstellung französischer Manufakturarkikel in Paris; es war, wie ich glaube, eine der alle drei Jahre hier angeordneten Schaustellungen. Der Hof des Louvre war voll von gelegentlich zu diesem Zweck aufgeschlagenen Buden, und lange Reihen der noch nicht fertigen Gemächer dieses prächtigen Palastes waren den verschiedenen ausgestellten Waaren geöffnet worden. Der Hof des Louvre ist an sich schon ein Raum

von vierhundert Fuß im Geviert, und ich meine, daß wohl eine Drittel (englische) Meile entlang die Gemächer dieses Gebäudes von den ausgestellten Gegenständen eingenommen waren, welches also dem Raum im Hofe noch hinzugezählt werden muß.

Der erste Gedanke, der sich mir, als ich diese Buden und Gänge durchstrich, sogleich aufdrang, war das große Mißverhältniß zwischen den Dingen, die blos als Gegenstände des Geschmacks oder des Luxus betrachtet werden, und denen, die wirklich nützen konnten. Erstere waren in Ueberfluß vorhanden, waren fast durchaus elegant gearbeitet und sinnvoll erdacht, während letztere einen Zustand des Volks bezeichneten, dessen Ausbildung mit dem Gipfel begonnen hat, anstatt mit der Grundlage aller geselligen Bedürfnisse den Anfang zu machen.

In Frankreich ist fast jede Verbesserung im mechanischen Fache der Erfolg wissenschaftlicher Forschung, so daß von Seiten der Theorie kein Einwurf denkbar ist, und daß die ineinandergreifende Wirkung der einzelnen Theile zum bezweckten Erfolg des Ganzen richtig durchdacht und vollkommen vorausberechnet erscheint, und überdies wird auch die Schönheit der Form nicht vergessen. Aber bis dahin geht ihre Kunstfertigkeit und nicht weiter, in die Masse des Volks dringt sie nicht ein und bringt selten positive Resultate hervor. Der „Conservatoire des Arts“ ist voll schöner und sinnreicher Ackergeräthschaften, während der Boden Frankreichs mit

schwerfälligen, kostspieligen und ungeschickten Werkzeugen mühsam bearbeitet wird. Man sieht hier leichtes Erdreich, von einer Art agrikultivatorischer Diligencen umwühlen, die von vier oder gar sechs schwergebauten Pferden fortgeschleppt werden, was in Amerika mit gleich gutem Erfolg und weit rascher durch zwei Pferde geschieht. Sie wissen, daß ich hinreichend im Landwirthschaftlichen bewandert bin und also wohl weiß, was ich sage. Schneidende Werkzeuge, Eisengeräthe, Glaswaaren, Thürenkloben, Beschläge, Schlösser, eiserne Feuerungsgeräthschaften, Aexte, Beile, Schreinerwerkzeuge, kurz, was zur ländlichen Industrie und zur häuslichen Bequemlichkeit irgend erforderlich ist, wird alles in Frankreich weit schlechter gearbeitet, als bei uns in Amerika. Zwar werden mehre solcher Gegenstände auch bei uns häufig eingeführt; doch dies ändert in den zweckmäßigeren und vortheilhafteren Einrichtungen bei unsern Landsleuten gar nichts; in dieser Beziehung haben wir alsdann unsere Werkstätten etwa in Birmingham, so lange sie uns in Philadelphia noch fehlen.

Ich bin nun lange genug in Frankreich gewesen, um einzusehen, daß eine Zurschaustellung wie die, von der ich spreche, noch kein Beweis sei, daß wirkliche Fortschritte in der Civilisation und in der Bequemlichkeit des Lebens gemacht seien, und beträfe es auch nur einen so geringfügigen Gegenstand, wie etwa einen besseren Rechen oder einen schärferen Spaten. Hier äußert aber der

wissenschaftlicher gebildete Theil des Volks nur äußerst geringen Einfluß auf die Fortschritte der arbeitenden Klassen. Die Kluft zwischen hoher Wissenschaftlichkeit und tiefer Unwissenheit ist so groß in Frankreich, daß selbst die einfachsten Ideen lange Zeit nöthig haben, durch sie hindurchzudringen.

Dergleichen Schaustellungen sind übrigens schlechte Führer, wenn sie uns auf gradem Wege zu einer richtigen Schätzung des Standpunktes der Civilisation führen sollen, welchen ein Volk im Durchschnitt erreicht hat; denn gewöhnlich werden blos solche Gegenstände zur Ausstellung gebracht, die mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet worden sind. In einfacher Beziehung sind daher solche Ausstellungen eher ein Zeugniß für das, was gethan werden könnte, als wie von dem, was wirklich gethan worden ist. Die Tücher, welche ich in den Buden sah, waren unter andern so schön, wie man sie in keinem Laden antrifft; die Schaustücke von Feuergewehren, Glaswaaren, Messerschmidarbeiten u. s. w. waren alle weit schöner gearbeitet, als sie irgend sonst zum Verkauf ausgeboten werden. Das ist aber überall der Fall, von der Kostschule bis zur Wachtparade, immer pflegen die Menschen, wo eine Prüfungsschau stattfindet, das Beste voranzustellen sich zu bemühen. Hierin finde ich also keinen Unterschied. Doch wie jeder Amerikaner, der mit den Bedürfnissen und Gewohnheiten der gebildeten Stände im eignen Lande vertraut ist, auch die bessern

Gewerbcrzeugnisse Englands genau kennt, so hätte auch jeder andere Amerikaner sich ebensosehr, wie ich, darüber verwundert, daß selbst die besten Schaustücke von den gebräuchlichsten Gegenständeu, die hier dem Publikum zur Schau gestellt waren, durchaus weit unter den englischen Erzeugnissen standen. Wo aber von Gegenständen der Eleganz und des Luxus die Rede war, so fanden diese sich in so vollendeter Form, in solchem gewählten Geschmack gearbeitet, wenn auch nicht immer durch sinnreiche Erfindung und durch zweckmäßige Einrichtung zum bequemen Gebrauch ausgezeichnet, so daß selbst ein Engländer, welche Stufe auf der Leiter geselliger Bildung er auch einnehmen möchte, durch dieses Chaos von schönen eleganten Arbeiten sich nicht hindurchwinden könnte, ohne solche voll Bewunderung anzustaunen.

Selbst solche Erzeugnisse des Gewerbfleißes, worin wir oder noch mehr die Engländer (wenn man mehr auf den Gebrauch als auf die Produktion sieht) Ausgezeichnetes liefern, wie Fußteppiche, Decken, Porcellan, Geschirre, nebst den höhern Artikeln zu persönlichem Gebrauch, übertreffen hier ausnahmsweise alles, was man irgend sonst der Art sehen kann. Ich sage ausnahmsweise nicht in dem Sinne, wie wir die außerordentlichen Anstrengungen des gewöhnlichen Handwerkers, um etwas einer Ausstellung würdiges zu liefern, unterscheiden würden, sondern ich meine gewisse Gegenstände, die in einigen besonders ausgezeichneten Fabriken gemacht

werden, welche hauptsächlich der Krone angehören, da sie ursprünglich darauf ausgingen, dem Geschmack und der Prachtliebe des Hofes vorzüglich zu gnügen.

Von dieser letztern Art ist das Porzellan von Sevres. Man sieht genug von der daselbst verfertigten Waare, die geeignet ist, sie den mittelmäßig Begüterten käuflich zu machen; aber wenn man nicht die Gelegenheit hat, die ins besondere für den König gearbeiteten Stücke zu betrachten, so kann man sich keine Vorstellung machen, wie weit Luxus und Eleganz in diesem Kunstzweige getrieben werden können; der König pflegt diese Meisterstücke für gekrönte Häupter und andere begünstigte Personen als Geschenke auszuwählen. Erst wird die Waare aus dem besten Material auf das Sorgfältigste gebildet, und dann werden die Bemühungen ausgezeichneter Künstler in Anspruch genommen, um sie zu malen. Sie können sich einigermaßen eine Vorstellung von dem großen Werth dieser Artikel machen, wenn Sie blos erwägen, daß jeder Teller zum Beispiel seine eigne Zeichnung hat, die äußerst schön colorirt ist und welche entweder eine Landschaft oder einen historischen Gegenstand darstellt, durchaus würdig eingerahmt in einer Gemälde-Gallerie zu prangen. Einige der in diesem Fache arbeitenden Künstler stehen in hohem Rufe, und es ist nichts Ungewöhnliches, in Goldrahmen gefaßte Miniaturbilder zu sehen, die, wenn man sie näher untersucht, auf Porzellan gemahlt sind. Doch die Farben müssen nothwen-

dig der Hitze des Schmelzofens ausgesetzt werden. Die Miniaturbildchen haben eben deshalb nichts vorzüglich Ausgezeichnetes. Die Zeichnung ist vortrefflich und die Färbung läßt oft nichts zu wünschen übrig; aber sowohl das Material als die Behandlung durch Feuer gibt ihnen ein glasglänzendes, unnatürliches Ansehen, so daß man sie höchstens als eben so viele Uebertreibungen künstlerischer Bemühungen betrachten kann, gleichsam artistische tours de force. Aber an Vasen, Tafelservicen und allen kunstvollen Geräthen dieser Art, in welchen wir die Eigenthümlichkeit des Materials nicht übersehen, bringen diese Malereien eine Wirkung hervor, die ich nicht zu beschreiben im Stande bin. Vasen von zehn bis fünfzehntausend Franken, oder noch mehr, Geldeswerth sind gar nichts Ungewöhnliches, und bei dieser Ausstellung war ein Tischchen zu sehen, in seiner Art ein wahrer Kunstschatz, und der Preiß war, wenn ich mich recht besinne, zwei tausend Dollars.

Büsten gibt es, und, wie ich glaube, hat man selbst größere Bildsäulen in Porzellan auszuführen versucht. So wird also, die den Meißel führt, nicht weniger, als die den Pinsel beherrschende Meisterhand für diese Kunstschöpfungen in Porzellan geworben. Ich erinnere mich, als ich in Sevres war, viele Büsten des verstorbenen Herzogs von Berry gesehen zu haben. Sie standen noch zum Trocknen, ehe sie in den Ofen gestellt werden konnten. Unser Cicerone machte uns lachen über die Gewand=

heit, mit welcher er uns die Reihen von Wundern hindurch geleitete. In einem Zimmer zeigte er uns die noch nicht gargebrannten Büsten, und so wie wir ein anderes Gemach betraten, wo die schon fertigen Büsten standen, rief er aus: „Ah! voila son Altesse Royale toute cuite!" — Grade so weit erstreckt sich auch mein kritisches Urtheil über diesen Zweig der Kunstprodukte von Sevres, wo irgend die richtige Grenze überschritten wird: „Sieh da! Seine königliche Hoheit, völlig gar gebrannt!"

Der Preis mancher einzelner Teller muß außerordentlich hoch sein, und wenn der König eine einzelne Vase oder ähnliche zierliche Geräthe einzeln von solchem Porzellan von Sevres verschenkt, so verschenkt er Tausende auf einmal.

Die Teppichmacherei gehört ebenfalls zu den Kunstzweigen, welche der französischen Politik gemäß in Aufnahme gebracht werden, während Pflüge, Aexte, Karren und andere gewöhnliche Werkzeuge sich noch im ursprünglichen Zustande der Unbehülflichkeit befinden. In der Ausstellung befanden sich mehre Mustergebilde von Gobelins, die alle meine Erwartungen weit übertrafen. Es waren hauptsächlich historische Gegenstände mit mehr als lebensgroßen Figuren, und einem Neuling hätten sie zumal in einiger Entfernung durchaus wie Oelgemälde erscheinen müssen. Man pflegt das Gemach vorher auszumessen, und die Verhältnisse der Zeichnung werden alsdann

der Größe und Einrichtung des Saals gemäß ausgeführt. Die Wirkung der auf diese Weise ausgeschmückten Gemächer ist begreiflicher Weise großartig und imposant, und diese Ausschmückung der Wände hat überdies den Vortheil, die Zimmer wärmer und freundlicher zu machen. Es ist sehr gebräuchlich in Paris, die Wände mit leinenen Tapeten zu bekleiden, aber in den königlichen Palästen sind fast überall Gobelins. Unser Nachbar, der Herzog von — — hat deren einige in seinem Hôtel, ein Geschenk des Königs, aber die Farben daran sind ziemlich verblichen, und die Tapete selbst ist durch die Länge der Zeit verschlissen. Doch hörte ich, daß er sagte, ein Stück, das er besitze, sei noch auf siebentausend Franken geschätzt worden, obschon es jetzt ziemlich schadhaft ist. Gelegentlich findet man wohl einige wenige solcher Tapeten in den vornehmen Hôtels, aber in der Regel sind sie blos zu königlichem Gebrauch bestimmt.

Die Papiertapeten sind ebenfalls ein Artikel, in deren Verfertigung die Franzosen sich vorzüglich auszeichnen. In Amerika sehen wir recht hübsche Muster des französischen guten Geschmacks in diesem Artikel, aber, einige seltene Ausnahmen abgerechnet, kommt nichts auf unsere Märkte, was im eigentlichen Sinne prächtig genannt werden könnte. Ich war sehr verwundert, als ich eins dieser Stücke sah, das so geschickt gearbeitet war, daß es ganz wie Sammet sich ausnahm. Es schien, als ob die Sammetmasse ganz in dem Papiere eingewirkt sei, und

mit aller Anstrengung vermochte ich nichts ausfindig zu machen, um mir das Geheimniß zu erklären. Die Gewohnheit, mit Papiertapeten die Gemächer zu zieren, ist fast überall eingeführt; aber auf dieser Ausstellung sah ich manche Muster so ausgezeichneter Art, als mir noch nirgends vorgekommen waren. Die Neugierde bewog mich, bald den Teppichmacher aufzusuchen, um etwas näher in die Geheimnisse seiner Kunst einzudringen; und da erging es mir, wie ehemals mit dem Ei des Columbus; ich fand, daß die Sache in ihrer Art so einfach war, daß man sich es nicht leichter hätte vorstellen können. Vermuthlich werden Sie lächeln, wenn sie jetzt von mir erfahren, wie Papier in Sammet verwandelt wird; der Prozeß, durch welchen dieses bewirkt wird, ist in Kurzem folgender:

Man bedient sich hölzerner Formen zum Auftragen der Zeichnung auf das Papier. Jede Farbe wird besonders aufgetragen, indem verschiedene Formen zum Aufdrucken der verschiedenen Farben auf verschiedenen Stellen angewendet werden; eine Form nach der andern wird auf diese Weise angewendet, während man bei andern Gelegenheiten sich auch nur einer einzigen bedient. So wird zum Beispiel alles, was in der Zeichnung schwarz sein soll, heute aufgedruckt, morgen das Grüne, und den nächsten Tag das Gelbe. Was nun das Sammetartige betrifft, damit verfährt man, wie folgt:

Es wird Schafwolle ganz fein geschabt und mit der erforderlichen Farbe getränkt. Ich weiß nicht, ob man sich nicht der Baumwolle oder auch anderer Stoffe mit demselben Erfolg bedienen könnte. Diese zerkleinerte und gefärbte Wolle wird in eine Kufe geworfen; die Form wird alsdann mit einem klebrigen Naß bestrichen, und wenn sie aufgedruckt werden, theilen sie dem Papier die klebende Eigenschaft mit, wie die Drucktypen auf dem Papiere die Schwärze zurücklassen. Sogleich kommt nun das Papier über die Kufe, und ein Knabe streut von der Wolle auf. Einige leichte Schläge mit einem Rohrstock breiten sie hinreichend aus, und zuletzt wirft er alle Wolle, die an dem Klebstoff nicht hängen geblieben ist, wieder zurück in die Kufe. Die zu färbenden Stellen werden sonach mit blauer, oder purpurfarbiger oder scharlachrother Wolle bedeckt, und durch eine Berührung des Zauberstabs werden sie plötzlich in Sammet verwandelt! Die Zeit, die man nöthig hat, um auf diese Weise eine Yard-große Fläche zu bedecken währt etwa zehn Secunden, und ich glaube fest, daß man in einer Stunde Zeit mehr als hundert Yards Papier sammetartig machen kann. Wir mußten nachher über unsere Entdeckung lachen, und nahmen die Ueberzeugung mit uns, daß der weiße Salomo nichts von der Verfertigung von Papiertapeten habe wissen können, weil er sonst nicht behauptet hätte, es gebe „nichts Neues unter der Sonne.“

Aber was mir besonders unter den französischen

Manufakturartikeln auffiel, was mir den vorzüglich guten Geschmack erkennen ließ, und worin ich innere Vollendung mit äußerer Schönheit vereinigt fand, ohne daß ein einseitiger Plan zu Grunde gelegt oder daß irgend das Schickliche verletzt würde, das sind die Erzeugnisse der „Savonnerie" und die vorzüglich gezeichneten und trefflich ausgeführten Arbeiten von Beauvais. Zu diesen gehören Stuhlsitze und Stuhllehnen, Tapeten und, wie ich glaube, auch Fußteppiche. Wenn aber auch hier keine Fußteppiche gemacht werden, so gibt es deren, die werth wären, dort verfertigt worden zu sein. Blumen, Arabesken und andere ähnliche Muster, die sich durch vorzügliche Zeichnung und Färbung auszeichnen, sind es hauptsächlich, worin sich die künstlerischen Zwecke hier beschränken; überdies waren diese Teppiche aus einem Stück und nach den verschiedenen Größen der Zimmer eingerichtet. Nichts, was Sie jemals der Art gesehen haben, oder muthmaßlich sich vorstellen können, kann diesen wahrhaft fürstlichen Fußteppichen gleichkommen. Ich kenne in der That sonst Nichts, das eine genauere Parallele der allgemeineren Bildungsfortschritte zwischen Frankreich und England, und ich möchte fast hinzusetzen, auch Amerika, bezeichnen könnte, als die vergleichende Geschichte ihrer Fußteppiche. In Frankreich weiß bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung nicht, was Fußteppiche sind. Sie wohnen auf festgestampfter Erde und die, welche sich ein wenig über die untersten Stände

erheben, bedienen sich schlecht geplatteter oder rohgedielter Fußböden. Die mittlern Stände, außer in den größern Städten, haben wenig mehr als gemalte Fußböden. In allen bessern Häusern trifft man hölzerne, mitunter ausgelegte Fußböden. Sie empfehlen sich durch ihre Zierlichkeit und Schönheit, die selbst in Palästen am rechten Orte ist. Unter allen diesen Ständen war der Gebrauch von Fußteppichen bis vor nicht langer Zeit völlig unbekannt, oder wenigstens doch nur auf die vornehmsten Stände beschränkt. Der große Einfluß, den seit einiger Zeit die Engländer ausübten, hat sie in die öffentlichen Gasthäuser und in gewöhnliche Miethwohnungen eingeführt; aber ich habe manche vornehme und reiche Franzosen zur strengsten Winterszeit besucht und keine Fußteppiche bei ihnen gesehen. Man trifft wohl bisweilen eine ganz geringe Sorte, aus Lappen zusammengesetzt und auf eine sinnreiche Art in mühsam verbundene Muster zusammengezwängt selbst in gewöhnlichen Häusern an, aber als Regel gilt das, was ich schon sagte. Kurz man hat, bis vor nicht langer Zeit, den Gebrauch von Fußteppichen, als einen theuren Luxus angesehen; und wie in allen Gegenständen der Pracht und des Luxus, ging es auch mit den Fußteppichen, so wie solche einmal in Aufnahme gekommen waren, übertrieb man es hier ebenfalls und ging unendlich weiter als selbst in England. Die trefflichen Muster, die herrlichen Zeichnungen, die wunderschönen Färbungen scheinen jede Anstrengung zu

vereiteln, sie übertreffen zu wollen, — ich hätte sagen können, auch nur Aehnliches zu liefern.

In ganz Nordamerika, ausgenommen in den neuesten Ansiedelungen und etwa hier und da einer der Grenzwohnungen, wird man kaum ein Haus ohne Fußteppiche antreffen, dessen Besitzer nicht etwa zu den ärmsten Lohnarbeitern gehören. Selbst in vielen Wohnungen von Tagelöhnern findet man Fußteppiche. Man sieht öfter Fußteppiche bei uns durch das ganze Haus, von der Küche bis zur Bodenkammer; die Kostbarkeit und Schönheit des Stoffes nimmt mit dem Steigen des Wohlstandes und dem Umsichgreifen der Ueppigkeit immerfort zu, bis wir hierin die oberste bei uns erreichbare Stufe erstiegen haben — wo Schönheit und Nettigkeit an Eleganz und Pracht sich nähern. Sind wir bei uns bis zu diesem Punkt gekommen, dann halten wir ein; und nun kommt erst recht die Reihe an die Franzosen, immer weiter zu gehen. Dies ist vergleichungsweise der Fortgang der Civilisation, wie ihn die Geschichte der beiden Völker noch in einer Menge anderer Beziehungen erkennen läßt; vielleicht könnte man sagen, es sei dies überhaupt der vergleichungsweise Bildungsgang beider Nationen. Die Engländer unterscheiden sich von uns blos darin, daß sie ihr Ziel in solchen Dingen theils höher, theils niedriger stecken, als wir, in dem sie in einigen Beziehungen außerordentliche Pracht in andere kleinliche Sparsamkeit walten lassen; aber nur selten kommen sie den

Franzosen gleich in dem gefälligen, klassischen und anmuthigen, gewählten Geschmack, wodurch dieses Volk sich vor allen andern auszeichnet. In der Pracht der Engländer liegt etwas Gewichtiges und Geldstolzes, wovon man hier kaum irgendwo etwas Aehnliches findet. Doch gebe ich zu, daß man augenscheinlich ein rascheres Fortschreiten des feineren Geschmacks einerseits in England, und andererseits in Frankreich ein zunehmendes Streben nach bequemeren Einrichtungen gewahr wird. So haben die Franzosen sogar zum Theil die beiden Wörter: fashionable und comfortable schon angenommen.

Einer der merkwürdigsten Gegenstände, die sich auf die französische Kunst beziehen, ist die Art, wie alte Oelgemälde von Holz auf Leinwand übertragen werden. Eine große Anzahl von alten Gemälden aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sind auf Holz oder auf Kupfer ausgeführt, und von der erstern Art waren manche nahe daran, ganz zu Grunde zu gehen durch das allmählige Zerfallen des Holzes. Um diesem Uebel vorzubeugen, hat man ein Mittel ersonnen, dergleichen Malereien auf Leinwand zu übertragen, auf welcher sie, wie es scheint, in so gutem Zustande, wie sie waren, auch ferner haften. Ich habe mir manche Mühe gegeben, um herauszubringen, durch welche Handgriffe diese künstliche Arbeit ausgeführt wird. Ich habe auch solche Gemälde in den verschiedenen Stadien dieses Prozesses gesehen, bin aber nicht vom Anfang bis zu Ende dabei

gewesen, um das ganze Verfahren in gehöriger Folge mit ansehen zu können; so sah ich einmal ein kleines Gemälde von Wouwerman gleichsam bis auf's Hemd entkleidet, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, oder in andern Worten, als es eben nichts weiter war als Farbe. Aus dem, was ich selbst mit angesehen und darüber gehört habe, scheint mir das Verfahren bei dieser zarten und fast unglaublichen Arbeit etwa folgendes zu sein:

Es wird eine klebrige Masse vorsichtig über das ganze Gemälde ausgebreitet, und so durchaus bestrichen legt man es auf eine ausgespannte Leinwand, die nach allen Seiten gehörig gestreckt und in ihrer Lage unverrückt erhalten werden muß, damit das Gemälde überall gleich fest angedrückt werden kann. Nun wird die Rückwand des Gemäldes mit Gewichten beschwert, und einige Tage bleibt das Ganze ruhig liegen, damit der Leim oder Klebstoff gehörig eintrockne. Dann werden die Gewichte abgenommen, und der Arbeiter fängt nun an, das Holz abzunehmen, zuerst mittelst eines Hobels, und sobald er der Malerei näher kommt, mit scharfen zarten Meißeln. Die Malerei wird unterdessen durch die an derselben haftende Leinwand in ihrer Lage erhalten, indem sie auf den Tisch oder ihre sonstige Unterlage gleichmäßig ausgebreitet und fest aufliegt; und obgleich die Dicke der Malerei, die durch die Zeit erhärtet worden ist, im Ganzen die Dicke einer dünnen Oblate nicht übertrifft, so wird doch das Holz gewöhnlich ganz rein abgehoben.

Wenn auch ein dünner Splitter noch irgendwo haftet, oder auch ein Riß in der Farbe vorkommt, so hält man solches nicht für einen gar argen Zufall. Das erwähnte Gemälde von Wouwerman aber erschien durchaus als reine Farbmasse, und man zeigte mir die Holzstückchen, welche entfernt worden waren, fast durchaus von Würmern zernagt. Wenn das Holz entfernt ist, so wird auf die Rückseite der Malerei eine klebende Masse aufgestrichen, und ebenso bestreicht man die Leinwand, welche zur Aufnahme des Gemäldes bestimmt ist, mit solchem klebenden Stoff. Darauf breitet man letztere über die Malerei sorgfältig aus, befestigt diese in gehörig ausgespannter Lage, wie die frühere, und nachdem man ein glattes Brett darüber gelegt, beschwert man das Ganze, um es gleichmäßig anzudrücken, von neuem mit den erforderlichen Gewichten, und so bleibt alles mehre Tage ruhig liegen, damit auch der letztüberstrichene Leim oder Kleister völlig eintrockne und erhärte. Sobald man voraussetzen kann, daß die Anhaftung zwischen der Malerei und der zweiten darüber gespannten Leinwand völlig zu Stande gekommen sei, so werden die Gewichte abgenommen, und das Gemälde wird ganz umgekehrt, auf die andere Seite gelegt und wieder gehörig befestigt. Darauf befeuchtet man die früher nach unten gekehrt gewesene Leinewand von obenher mit warmem Wasser, damit diese erste über die Vorderseite der Malerei ausgebreitete Leinwand sich nach und nach ablöse, bis man im Stande

ist, sie ganz und gar abzustreifen. Gewöhnlich löst sich hier und da Einiges von der Malerei zugleich mit dem Kleister ab, wenn diese Leinwand abgenommen wird, indem sich einige Stellen von der Unterlage bisweilen leichter trennen, als von dem oben befindlichen Klebstoff. Nachher wird die Malerei durchaus gesäubert; wo es nöthig ist, nachgebessert, darauf mit Firniß überzogen und eingerahmt. Durch diese Behandlung erhält ein solches Gemälde fast das gleiche Ansehen und erscheint in so brauchbarem Zustande, wie früher, wenigstens was den Zusammenhang der Malerei im Ganzen betrifft. *)

Zu den bewundrungswürdigen Gegegenständen in dieser Ausstellung gehörte unter andern auch die Krönungskutsche Carls des Zehnten. Diese Kutsche ist wahrhaft prachtvoll. Sie ist durchaus in großem Maßstabe, wie alle königlichen Wagen sind, fast so groß wie eine amerikanische Postkutsche; herrliche Glastafeln, rein und fleckenlos wie die Luft, nehmen rund umher alles obere Fachwerk ein, so daß man das Innere von allen

---

*) Die Uebertragung von Leinwand auf Leinwand ist natürlich weniger mühsam und weniger umständlich, da man hier nicht nöthig hat, Holz zu entfernen, sondern, nachdem man auf der Vorderseite der Malerei mittelst einer klebenden Masse neue Leinwand ausgespannt hat, nach dem Austrocknen weit leichter die Ablösung der alten Leinwand von der Rückseite der Malerei bewirken kann, wobei auch Beschädigungen eher vermieden werden können.

Seiten betrachten kann; die untern Wandungen sind mit schönen Malereien verziert, die obere Decke zeigt sorgfältig gebildete goldne, posaunenblasende Engel und in der Mitte erhebt sich die Krone von Frankreich. Die Räder, das Gestelle, die Deichsel sind roth- und goldgestreift. Alles Riemenzeug ist von rothem Maroquin und vergoldet, eben so das Pferdegeschirr. Die Ecken sind mit Büschen von Straußfedern geschmückt, und das Ganze ist ein glänzendes, stattliches Fuhrwerk. Malerei, Vergoldung, alle einzelnen Verzierungen sind herrlich ausgeführt, bis auf das Pferdegeschirr, das mir auffallend plump und unvollkommen vorkam. Die Kosten sollen sich bis auf etwa sechzigtausend Dollars belaufen.

Bei dieser Gelegenheit waren auch viele neue Säle des Louvre dem Publikum geöffnet worden, damit man die Deckenmalereien in Augenschein nehmen könne; und während ich durch diese prachtvollen Räume spazierte, fühlte ich es, wie wenig wir darauf Anspruch machen können, mit unsern höchsten Anstrengungen eine solche Eleganz und solchen Glanz zu erreichen. Es ist freilich wahr, daß der oberste Gipfel der Kunst an sich selbst keine wirkliche Vermehrung der menschlichrn Glückseligkeit hervorbringt, doch wir sollten das bedenken: derselbe Schönheitssinn, der so außerordentliche Früchte hervorbringt, wenn er ein höheres Ziel von Pracht und Glanz erstrebt, bringt auch, wenn er ein gemäßigteres Ziel sich vorsetzt,

alles das hervor, was auf den Mittelstufen zur Verschönerung des Lebens führt.

Bei dem in Amerika vorwaltenden Streben nach Gewinn, und mitten unter den Gewöhnungen, welche die Lust an Geldgewinn erzeugt, die durch die Begierde selbst, wie solches bei allen gröbern Leidenschaften der Fall zu sein pflegt, nur zu oft ihren eignen Zwecken entgegenwirken, übersehen wir fast durchgehends, wie wichtig es sei, die schönen Künste, selbst des Geldgewinnes wegen, recht empor zu bringen, um nicht davon zu reden, wie sehr dadurch die Mittel vermehrt werden, um der jetzt zwecklos gesammelten Schätze endlich auch recht zu genießen, um den Besitz von Reichthümern wirklich wünschenswerth zu machen.*) Im gegenwärtigen Augenblicke macht sich Frankreich durch seinen überwiegenden, vorzüglich ausgezeichneten Kunstgeschmack die ganze Christenheit zinsbar. Italien hingegen, wo die Künste seit längerer Zeit blüheten, wo die Kunst überhaupt weit inni-

*) Der Verfasser läßt sich bisweilen durch seine Bewunderung des Schönen von der richtigen Mitte aus zu Uebertreibungen verführen. Schöne Künste verschönern das Leben, das wird ihm Niemand bestreiten; wer aber bezeichnet die Schranken, über welche hinaus sie eitler herzloser Ueppigkeit, unsinniger, modischer Verschwendung, oder gar entsittlichender und entwürdigender Weichlichkeit dienen müssen! Der Verweichlichung folgte von jeher der Untergang des Volkes, das ihren Lockungen nicht widerstehen konnte. A. d. Ueb.

ger ins Leben des Volkes eingedrungen ist, Italien wäre im Stande, sowohl Frankreich als England von allen Märkten zu verdrängen, wenn die schaffende Kraft im Volke einigermaßen gleichen Schritt mit dem Kunstsinn der Nation zu halten vermöchte.

Diese Dinge gehören indessen nicht so ausschließlich zum höchsten Luxus, als man auf den ersten Blick meinen sollte. Wissenschaftliche Forschung und Berechnuug, Gewandtheit in der genauesten Berücksichtigung aller einzelnen Verhältnisse, Einsicht in die umfassendsten Bedingungen der Zweckmäßigkeit müssen nämlich durchaus im Dienste des Schönen zusammentreffen. Mit der Zeit entspringen aus dem immer mehr verbreiteten und gesteigerten Kunststreben, gleichsam kurzweilend oder tändelnd, die vollendeteren Formen der geringfügigsten Zustände im häuslichen und geselligen Leben, indem solche eine sich von selbst ergebende Folge des erweiterten und geläuterten Kunststrebens zu sein pflegen. Es ist zwar richtig, daß durch die Vereinigung eines hinreichenden Vorraths von Kenntnissen mit täglich vermehrten Erfahrungen, wie solches bei den amerikanischen Landwirthen der Fall ist, wir im Stande sind, unsere eigenen Bedürfnisse in reichlichem Maße befriedigt zu sehen; doch eben so wahr ist es auch, daß Jeder, der einen Stuhl machen kann, nicht blos dann einen machen müsse, wenn er einen solchen selbst braucht, sondern vielmehr aus seiner Geschicklichkeit einigen Gewinn zu ziehen streben sollte,

und daß, in dieser Beziehung, die blos auf den eignen Gebrauch einseitig beschränkte Uebung in einer vielseitigen Richtung zur Befriedigung der Wünsche anderer Menschen durch vergleichende Betrachtung einer Menge von Kunstgegenständen ungemein gefördert wird.

Der Einfluß, welchen die zeichnenden Künste unter andern auf die französischen Erzeugnisse des Gewerbfleißes gehabt haben, ist unberechenbar. Sie haben das chemische, das mathematische, das antiquarische Wissen in ihren Kreis gezogen. Wir können die Wirkungen der verschiedenen, aus so vielen Hülfsstudien geschöpften Anwendungen in den Erzarbeiten, in den porcellanenen Gefäßen, in den Tapeten, in den Zeugen aus Baumwolle, Seide und andern Stoffen, selbst in den Bändern nachweisen, welche in diesem Lande verfertigt werden. Vergebens ist unser Bemühen, mit den größern europäischen Nationen gleichen Schritt zu halten, wenn wir nicht ernstlich darauf bedacht sind, die schönen Künste mehr in Aufnahme zu bringen. Welche Vortheile vermögen wir aus unserm schönen Glase zu ziehen, wenn wir in der Kunst, es zu formen, zu schneiden, zu schleifen, zurückbleiben? oder welchen noch größeren Gewinn kann der verständigste und geübteste Glasschleifer unter so zahlreichen und so betriebsamen Mitbewerbern erwarten, wenn er nicht zugleich ein kunstsinniger und geschmackvoller Glasschleifer sein kann? Es ist zwar nicht zu leugnen, daß klassische Formen und künstlerische Ver=

hältnisse in solchen Erzeugnissen in unserm Lande bis jetzt noch nicht sonderlich gesucht sind; die große Mehrheit des amerikanischen Volkes hängt noch fortwährend an ihren eigenen, durch belehrenden auswärtigen Einfluß noch nicht verfeinerten Vorstellungen, zieht die gewohnten Formen den Umrissen und Verhältnissen schönerer Muster vor, und die beliebte grellere Färbung gilt ihnen mehr, als die sanfteren Uebergänge eines geläuterten Geschmacks. Dies ist aber der Gang jedes geselligen Zustandes in seinem Fortschreiten zur Vollkommenheit, und wir, in unserer Abgeschiedenheit von der übrigen civilisirten Welt, dürfen nicht erwarten, hierin eine außerordentliche Ausnahme zu machen.

Während wir jedoch mit unserm eignen Geschick und Geschmack uns hinlänglich befriedigt fühlen mögen, welches das glückliche Loos der Nichtkenntniß des Bessern zu sein pflegt; so werden unsere ausländischen Abnehmer nicht immer dieselbe Genügsamkeit beweisen, und sie werden vielmehr keinen sonderlichen Reiz verspüren, bei uns das einzukaufen, was sie an jedem andern Orte schöner und geschmackvoller antreffen. Wir fühlen die Wahrheit dieser Behauptung schon jetzt. Alle Nationen übertreffen wir in der Verfertigung gewöhnlicher ungefärbter Baumwollenzeuge. Wäre der Handel so frei, als manche Statistiker solches behaupten, so würden wir alle unsere Mitbewerber in diesem Artikel auf allen Märkten ausstechen. Aber sobald wir es irgend versuchen, auch far-

bige oder gedruckte Zeuge zu machen, oder uns irgend in Geschäftszweige einzulassen, welche Kunstgeschmack und Schönheitssinn erfordern, dann stehen wir jederzeit hinter den Europäern zurück, deren Muster wir erst nachbilden und also in der Neuheit derselben zu spät kommen müssen; und was die Farben betrifft, darin vermögen wir ihnen durchaus nicht gleich zu kommen.

Das Klügste, was die Vereinigten Staaten jetzt unternehmen könnten, wäre, vorerst dreißig bis vierzig Millionen zur zweckmäßigen Bildung einer tüchtigen Marine aufzuwenden, nicht um bloß unsere Küsten zu beschützen, wie unsere von der Hühnersteige herabkrähenden Staatsmänner fortwährend predigen, sondern um die Regulirung unsrer eigenen Angelegenheiten etwas mehr in unsere Macht zu bekommen, um unsere Freundschaft oder Feindschaft den Europäern wichtig genug erscheinen zu lassen, damit keine jener Mächte sich künftig wieder herausnehme, unsere Rechte als Nation irgend zu verletzen. Sodann dürfte eine zweite, nicht weniger kluge Maßregel sein, auch noch eine Million auf die Gründung einer Nationalgallerie zu verwenden.

In dieser müßten Nachbildungen des Antiken, auch Antiken selbst, Gemälde, Arbeiten in Erz, Arabesken und andere geschmackvolle, ächtkunstsinnige Muster gesammelt werden, nach welchen ruhmbegierige Leute ihre Studien machen könnten, und durchdrungen von dem dort Gewonnenen, ihre ersten Versuche immer mehr ausbilden

würden, und hiermit wäre ein vorbereitender Weg zur Verbreitung und Erweckung höheren Kunstsinnes durch die ganze Nation leicht eröffnet. Ohne den unberechenbaren Einfluß eines solchen Bildungsmittels auf die Sitten und Gewohnheiten, auf die Denk- und Empfindungsweise der Einwohner, den man nie zu hoch anschlagen kann, im Geringsten dabei in Erwägung ziehen zu wollen, so würden fünfzig Jahre hinreichen, diese Ausgabe fünfzigfältig in der Gestalt unserer vielbeliebten Dollars wieder eingebracht zu sehen.

Wann wird dies geschehen? — Nicht eher, als bis man Männer von aufgeklärten Begriffen — Staatsmänner im bessern Sinne, nicht blos politische Parteihäupter — nach Washington senden wird. Es ist Amerika's Unglück, von der übrigen gebildeten Welt so weit entlegen zu sein, daß es sich wenig darum kümmert, was die Anregung edlen Wetteifers zu bewirken vermag, während wir jetzt darauf beschränkt sind, keinen andere Wetteifer, als den persönlicher Eitelkeiten aufkommen zu sehen, und das gereicht uns zu desto größerem Nachtheil; denn, selbst in solchem geringfügigen Wettstreite aller bessern Vorbilder entbehrend, kann, bei den Mitbewerbern, wie wir sie unter uns finden, ein Sieg nicht viel vor einer Niederlage voraus haben.

Eines der Haupthindernisse des Fortschreitens zu einer höhern Stufe von Kunstfertigkeit und Geschmacksbildung bei uns ist die amerikanische Eigenheit, jedwede

Anspielung übel zu nehmen, daß wir in irgend einer Sache es besser machen könnten, als wir es eben gewohnt sind. *) Wenige Nationen, vielleicht keine einzige, außer unsere, hat so viele übelwollende und unverdiente Verlästerungen ausstehen müssen. Die Ursachen davon sind nicht schwer aufzufinden, und jeder Amerikaner sollte mit gerechter und männlicher Indignation dagegen auftreten. Doch, für eine Nation von Schelmen gehalten zu werden, die noch halb wild, das Erbtheil ihrer Abstammung von überführten Verbrechern an sich trägt, ist freilich ein anderes Ding, als auf der höchsten Bildungsstufe zu stehen. Diese Neigung, in keinem Stücke zugeben zu wollen, daß man andern Völkern nachstehe, ist einer der sichersten Beweise für unsere dörfische Denkungsart und unsre weltunerfahrnen Gewöhnungen. Es ist mit einem Wort der eifersüchtige Groll derer, die das Uebergewicht anderer Menschen nicht verschmerzen können, wo ihre eigene eingebildete Trefflichkeit in Frage gestellt wird; dieser Groll der Eigenliebe wehrt die Einführung des Bessern selbst bei denen, die in anderer Hinsicht durch ihre wirklichen guten Eigenschaften alle

*) Diese Eigenheit ist nicht weniger europäisch, als amerikanisch. Niemand gibt sich gern den Schein, Belehrung zu bedürfen. Man flieht die Verständigen, läßt lieber durch Fremde sich täuschen, vernachlässigt den verdienstvollen Mann, und leistet nur dem Vorschub, der unserer Eitelkeit schmeichelt.

Hochachtung verdienen, und eben dadurch beweisen, daß sie höheren Fortschreitens fähig sind. Die Franzosen haben ein vielsagendes und treffendes Sprichwort: „On peut tout dire à un grand peuple.“ Einer großen Nation kann man Alles sagen! *)

*) Jedermann sagte mir, ich würde unser Land nach achtjähriger Abwesenheit so verändert finden, daß ich es kaum wieder erkennen würde. Verändert fand ich auch wirklich Alles, als ich wiederkehrte, aber besser nicht in dem Grade, als ich es wünschte und erwartete. Ich fand zu meinem Erstaunen eine weit verbreitete Mittelmäßigkeit, die an sich selbst achtungswürdig, gleichwohl so sehr überwiegend war, daß in ihrem Schatten alles, was früher als Trefflichkeit hervorleuchtete, sich unbemerkt verlor. Es war vielleicht nicht mehr, als eine natürliche Folge der Spannkraft und des Wachsthums eines jungen kräftigen Volks, welches in seinem vielbestandtheiligen Wesen, wie in der Mannichfaltigkeit seiner Individualitäten, vorher ein Jünglingsalter durchleben muß, ehe es ins männliche Alter eintreten kann. Doch war mein Gefühl peinlich angeregt, und doppelt schmerzlich fand ich mich verletzt, weil ich eben aus Europa ankam. Die Städte waren größer geworden, sie hatten mehr als jemals ein buntscheckiges Ansehen; überall fand ich weit weniger guten Geschmack, als ich in frühern Jahren dort gefunden. Die Kunst des Anstrichs allein schien mir einige wirkliche Fortschritte in der graden Richtung errungen zu haben; außerdem sah ich die Wohlhabendheit vermehrt, und eine Vermehrung der Mittel, um zu Wohlstand zu gelangen. Die Dampfböte waren das Einzige, das an Pracht erinnerte; doch wo sie in schönem Aeußern sich auszeichneten, da mangelte es an Bequemlichkeit und Anständigkeit. Die Gasthöfe fand ich im Allgemeinen verschlechtert; doch die drei ersten, welche ich zufäll'g besuchte, möchten wohl einen Vergleich mit einer der vorzüglicheren Klassen von europäi=

schen Gasthäusern aushalten, nämlich die Wirthschaften der Herren Head, Barnum und Gadsby. †)

†) Dieser Schlußbemerkung des Verfassers glaubt der Uebersetzer noch Einiges hinzufügen zu müssen. Es hieße wirklich den Aufschwung eines jugendkräftigen, sich aus sich selbst entwikkelnden Freistaates verkennen, wenn man ihm einen Bildungsgang vorschreiben wollte, wie man solchen nur in einem monarchischen oder aristokratischen Staate erwarten kann, wo entweder der Hof oder die bevorrechteten Patricier alle Fortschritte in sich concentriren, und nur der von ihrer Höhe ausstrahlende Widerschein die niedere Volksmasse einigermaßen bemerklich macht; die Geschichte des Volkes ist eine Biographie geworden, und alles Ausgezeichnete reihet sich dort um den einzelnen Glanzpunkt und tritt daher auffallender hervor. In einem Freistaate verliert sich dagegen die fortschreitende Bildung in der Masse des Volkes, alles wird Gemeingut und kann also nirgends auffallend hervortreten; der Gang der Civilisation wird weniger bemerkbar; langsam und stetig, dem gemeinsamen Bedürfniß entsprechend, durch die nur allmählig entwickelte Empfänglichkeit für Höheres bedingt, führt er die Gesammtheit durch alle Stufenfolgen hindurch. Doch nur der Rückblick in frühere Zustände zeigt, wie weit das Streben aller auf dem Wege der Gesittung vorgeschritten, längere Perioden bezeichnen allein die gemachten Fortschritte, weil da das natürliche, keinen Sprung gestattende, ruhig fortschreitende Wachsthum keine frühreife, aber desto nachhaltigere Früchte trägt. Der amerikanische Freistaat hat sich aus seiner Armuth, Unbedeutendheit und Ohnmacht zu einem reichen, gewerbthätigen und mächtigen Staatenbund emporgearbeitet. Seine unermeßlichen Hülfsquellen, seine moralische Kraft, seine freithätige Entwicklung verbürgt die Verwirklichung vieles Großen, Schönen und Herrlichen, welches künftige Zeiten bringen werden, ohne daß es dazu künstlich aufgedrungener Reizmittel bedürfte, die nur den in Verweichlichung, Erschlaffung und Verzagtheit versunkenen Staaten Bedürfniß sind, wo nur einzelne Individuen das Geistige in der unerregbaren Masse repräsentiren. Mit dem allge-

mein gefühlten Bedürfniß wird auch in Nordamerika der Drang nach Wissenschaft, nach Kunst, nach dem Poetischen des Lebens überhaupt erwachen, und dem allgemein gefühlten Bedürfnisse wird Befriedigung nicht ausbleiben; aber dieses Streben wird nicht den Charakter der Einseitigkeit, Uebertreibung und Ueberschwenglichkeit an sich tragen, weil es nicht auf einzelne Individuen sich beschränken, sondern ein ebenfalls gemeinsames Forschen, Hervorbringen und Durchdringen sein wird; man wird nicht von einzelnen Gelehrten, Staatsmännern, Künstlern u. s. w. lobpreisend vernehmen, sondern die Gesammtheit wird fortschreiten in Lebensweisheit, in Bürgertugenden und ächter Humanität. Wissenschaftliche Studien, die der Eitelkeit; gesellige Formen, die der Selbstsucht; Kunstbestrebungen, die dem Hochmuth, der Ueppigkeit, der Verbildung dienen, solche werden, wir hoffen es, bei dem praktischen, betriebsamen, ruhigen Volke niemals Eingang finden.

Vierzehnter Brief.

Falsche Ansichten. — Sitten des Festlandes. — Das Volk von Paris. — Die Pariser Frauen. — Französische Schönheit. — Die Männer in Frankreich. — Die französischen Soldaten.

An Herrn James Stevenson in Albany.

Ich bin nicht im Stande, Ihnen zu sagen, woher die bei uns üblichen allgemeiner verbreiteten herabwürdigenden Vorstellungen von den Franzosen, welche nebst andern verderblichen Vorurtheilen einen Theil der uns von England angeerbten Gebrechen ausmachen, eigentlich entstanden sein möchten. So viel ist gewiß, daß ich ungeachtet meines längeren Verweilens in Paris weder in Sachen noch in Personen irgend Etwas gefunden habe, was ein Muster hätte vorstellen können von einem plauderhaften Marquis, einem geschniegelten Höfling oder einer Petitemaitresse, wie sie das englische Lustspiel schildert. So ist auch der französische Perüquier eine eben so wenig auffallende Menschengattung, als ein englischer oder amerikanischer Barbier. Aber diese Athener machen sowohl Zerrbilder von sich selbst als von ihren Nachbarn. Paris ist häufig von Engländern besucht, vom Herzog herab sieht man deren aus allen Ständen hier, und noch nie ließ mich ein glücklicher Zufall mit einem Dandy

zusammentreffen. Manchmal begegnet man zwar einem „Dresser" (Zierbengel), einem Menschen, der sich auf seine äußere Erscheinung mehr einbildet, als dem männlichen Charakter ziemt, oder als sich mit wirklicher feiner Lebensart verträgt, und bisweilen sieht man auch wohl Frauenzimmer, die blos das Gestell zu ihrem Anzug zu sein scheinen; aber ich bin überzeugt, daß in der Regel kein Land dergleichen stehende Charakter als besondere Klassen des geselligen Verkehrs aufweisen kann. Ich bin nicht im Stande, genau zu bestimmen, welche Veränderungen die Revolution, die Kriege, die neuverbreitenden Ansichten in Frankreich hervorgebracht haben mögen, sofern ich ihr früheres Benehmen nicht aus eigner Ansicht kenne; doch sehe ich keinen hinreichenden Grund, weshalb das jetzige kurzhaarige, unbefranzte, schnurbärtige und nicht betreßte Geschlecht der Franzosen, sich mehr von ihren perückentragenden, bepuderten und betreßten Vorgängern unterscheiden sollte, als die Männer und die Frauen jedes andern Landes sich von ihren Vorfahren ebenfalls unterscheiden. Auch in Amerika trugen Knaben ehmals dreieckige Hüte, kurze Höschen und Degen, vor der Revolution, und unsere eignen Väter prunkten in scharlachrothen Jacken, bepuderten Haaren, die Finger bedekkenden Manschetten und gestickten langen Westen.

Die Sitten auf dem europäischen Festlande haben einen Charakter größerer Verfeinerung, als die englischen; ruhiges und einfaches Benehmen sind überall die leiten-

den Grundsätze der feinen Lebensart, selbst in Amerika, wo keine Verderbtheit von außenher sich eingeschlichen hat; und dieses ruhige und einfache Benehmen hat einen weit gefälligeren und einnehmenderen Charakter in Frankreich als in England. Uebrigens habe ich bis jetzt keinen großen Unterschied des Betragens beider Nationen bemerkt, obschon man diesen weit beträchtlicher finden dürfte, wenn man die einzelnen Charaktere genauer untersucht.

Ich bin mit einer ziemlichen Anzahl Leuten des vormaligen Hoflebens zusammengetroffen, und obschon bisweilen in ihren nächsten Umgebungen ein Anflug von dem Benehmen der „Roués" bemerklich wurde, und dies bei den Männern wie bei den Frauen, vielleicht weil sie zu lange in Coblenz verweilt hatten, so konnten sie doch im Allgemeinen als Muster anständigen Betragens gelten. Gewöhnlich ist ihr Benehmen einfach, würdevoll und äußerst vornehm, — vornehm, aber ohne Herablassung, eine Eigenschaft, die nur zu oft ein Merkmal eingebildeten Uebergewichts ist. Der vorherrschende Fehler des Betragens ist hier die übertriebene Bereitwilligkeit andern Leuten etwas Schmeichelhaftes zu sagen; doch dies ist wenigstens eben so sehr ein Charakterfehler als fehlerhaftes Betragen. Die Franzosen hören es gern, wenn man ihnen angenehme Dinge sagt. Sie pflegen zu sagen: ein Franzose gehe in Gesellschaft, um sich beliebt zu machen, ein Engländer aber, um sich unbeliebt zu machen; und an allem Gerede pflegt gewöhnlich etwas

Wahres zu sein, wenigstens ist kein Sprichwort ganz ohne allen Grund. Noch niemals habe ich mich hier mit einem Franzosen in Gesellschaft befunden, der seine Wichtigkeit anderen Leuten darzuthun bemüht gewesen wäre, durch die hochfahrende Art des Benehmens, welche wir kaum anders zu bezeichnen im Stande sind, als durch: „airs", da uns glücklicher Weise das Wort und die Sache fehlt; doch ist ein „coxcomb" (Hahnenkamm, Vorlaut-Anmaßender) in seinem dünkelhaften Wesen eine nicht ganz unbekannte Gattung zweibeinigen Viehes in der Naturgeschichte von Paris, und die zoologischen Studien Cuviers sind nicht unbedingt nöthig, um sie aus den übrigen richtig herauszufinden.

Sie werden sich vermuthlich über eine meiner Ansichten wundern. Ich meine nämlich, daß im physischen Sinn die Bevölkerung von Paris vollkommener ausgebildet sei als die von London. Körperliche wohlgebildete Männer und Frauen trifft man, wenigstens in gleichem Verhältniß zu der Einwohnerzahl, ebensowohl in der französischen, als in der englischen Hauptstadt an, und in jener sieht man nicht so viele bedauernerregende, bleiche und abschreckende Gestalten, als in letzterer. Die Franzosen sind von kleinerem Wuchs, als die Engländer; die gebildeten Franzosen erscheinen als eine weit kleinere Rasse, als selbst die englischen Gentlemen, deren man in London so viele weit zarteren Baues als die übrigen Engländer antrifft; dagegen hat die Bevölkerung von

Paris ein derbes, gesundes Ansehen, was meines Wissens in London nicht gleich häufig vorkommt. Will man diesen Vergleich durchführen, so darf man die vorzüglicheren Trachten der Engländer nicht übersehen, so wenig wie die dortige neblige Witterung, welche die Haut weißer macht und dem Gesichte eine Färbung gibt, die nicht immer aus kräftiger Gesundheit hervorgeht; doch hat der weibliche Theil in Paris wenigstens ebenso lebhafte Gesichtsfarbe als in London. Man kann vielleicht mit Recht behaupten, daß die weibliche Bevölkerung in Paris wohlgebildeter ist als die Londoner; ich bin indessen der Meinung, daß von der männlichen Bevölkerung fast dasselbe gesagt werden könne. Damit meine ich durchaus nicht, es gebe wirklich in Paris mehr wahrhaft weibliche Schönheiten als in London; denn in dieser Beziehung gebührt London ohne Zweifel der Vorzug; doch wenn man weniger auf die Anmuth und mehr auf die Gesundheit im äußern Ansehen achtet, so sind die Pariserinnen vor den Londonerinnen im Vortheil. Die Bevölkerung von Paris erweckt ein günstiges Vorurtheil für die des ganzen Landes; während die Londoner Bevölkerung, die von Westminster ausgenommen, noch kaum die mittlere Stufe des ganzen Landes erreicht, wenn man sie wirklich derselben gleichstellen kann.*)

---

*) Der Verfasser ist noch derselben Meinnng. Zwischen den Jahren 1806 und 1833 war er sechsmal in London, und

Bayerische Staatsbibliothek München

Die in Amerika ziemlich gangbare Meinung, die Franzosen seien ein schmächtig gebautes, luftiges Volk, und ihre Frauen seien vorzüglich schmal und ohne embonpoint, ist durchaus übertrieben und hat durchaus keinen wirklichen Grund. Die Pariserinnen sind in ihrer Art fast eben so völlig als die Amerikanerinnen, und wenn man einige ausgewählte Muster beider Nationen gegen einander abwägen könnte, so zweifle ich gar nicht, daß die französischen Frauen die amerikanischen in dem Verhältniß von sechs zu fünf überwiegen würden. Weit entfernt, magerer zu sein, als unsere Frauen, sind die Französinnen vielmehr gedrungene Gestalten, mit ansehn-

zwischen den Jahren 1826 und 1833 fünfmal in Paris. Im Jahr 1833 verließ er Paris um nach London zu reisen und begab sich von dort aus zu Schiffe in sein Vaterland zurück. Wenige Tage nach seiner Ankunft dortselbst reiste er nach Washington, wo er, so lange der Congreß versammelt blieb, abgesehen von Kleidung und äußerem Benehmen, nicht anders dachte, als daß er noch in keinem ihm bekannten Theil der Welt verhältnißmäßig so viele feingebildete Leute auf einmal beisammen gesehen haben mochte. Besonders war ihm bei den Meisten der herrliche Wuchs auffallend, und eben so einem Freunde, der mit ihm zusammentraf, welcher ebenfalls mehrere Jahre auf Reisen gewesen war und Liverpool an demselben Tage verlassen hatte, an welchem der Verfasser dieser Briefe von Portsmouth absegelte. †)

†) Der Uebersetzer kann aus ärztlichen Gründen hinzufügen, daß die nahrhafte Kost und die häufigen Reisen der Engländer wie der Amerikaner viel zu ihrer vortheilhafteren Körperentwicklung beitragen.

lichen Taillen, an Fülle sich nähernd, und mehr derb als zartgliedrig, wie Jeder leicht sehen kann, der mit einiger Aufmerksamkeit sich durch die Straßen bemühen will, wenn eben ein Platzregen vorherging; denn wie Falstaff zu Prinz Heinrich sagt: „Ihr seid stattlich genug von Schultern, Ihr fragt nichts darnach, ob man Euch von hintenher ansieht." Ich kenne in der That keine Frauenzimmer, auf welche die Vorstellungen, die wir uns von den Französinnen machen, so gut passen, als grade unsere Landsmänninnen, und kenne auch keine andern, die im Allgemeinen so hübsch wären, wie diese.

Ein schönes Volk sind die Franzosen nicht. Eigenthümliche Schönheit trifft man in beiden Geschlechtern äußerst selten an, es fehlt ihnen das Einfache, Ruhige, Würdevolle; meist auch die Harmonie der äußern Erscheinung, welche sie selbst „finesse" zu nennen pflegen, in dem Ausdruck ihrer Züge; doch die Lebhaftigkeit ihrer Augen und der fröhlichheitere Sinn, der aus ihren Blicken uns anspricht, macht sie Jedermann angenehm. Doch daraus dürfen Sie nicht unbedingt folgern wollen, es gebe durchaus keine eigentliche Schönheiten in Frankreich; denn es gibt von der mir aufgestellten Regel manche Ausnahmen, so daß ich wirklich manchmal an der Richtigkeit meiner obigen Behauptung zweifeln möchte. Die Französinnen haben öfter einen eigenthümlichen Zug in ziemlicher Vollkommenheit, der in England, wo eigenthümliche Schönheit in beiden Geschlechtern so häufig

vorkommt, äußerst selten sich findet. Ein eigenthümlicher Zug in der Gegend des Mundes ist es, der vorzüglich bei ihrem Lächeln sich kenntlich macht. Mangel an „finesse" um den Mund ist ein in Europa häufiges Mißverhältniß zum übrigen Gesicht; die Italienerinnen haben mehr davon, als irgend ein anderes Volk in Europa, das ich kenne; die Amerikanerinnen zeichnen sich hierin am vortheilhaftesten aus. Die von sächsischem Ursprung abstammenden Rassen haben keine schöne Form des Kinns, es fehlt ihm an Würde und Umfang. Hier ist es nichts Ungewöhnliches, ein solches Profil zu sehen, das recht schön auf römischen Münzen sich ausnehmen würde.

Wiewohl wirklich weibliche Schönheit nicht häufig in Frankreich vorkommt, so ist sie doch wahrhaft ausgezeichnet, wo sie sich wirklich findet. Den sanften, engelmilden, unschuldigen Ausdruck, der den Engländerinnen, und vermöge ihrer Abstammung von ihnen, den Amerikanerinnen eigenthümlich ist, trifft man in Frankreich kaum irgendwo, vielmehr in keinem weiblichen Gesichte. Die Züge der Französinnen erwecken selten die Idee reiner kindlicher Unschuld. Selbst in den Kindern zeigt sich schon etwas „Manier", und diese erregt zwar nicht gradezu den Eindruck, als fehle es ihnen an weiblichen Tugenden, aber doch weniger wirkliche Ueberzeugung, daß ihre Seelen von solchen belebt sind, als jener eigenthümlich entzückende Ausdruck solches vermag. Sie sehen

in einem französischen Mädchen immer ein Weib, mögen Sie es auch noch so bescheiden, liebenswürdig, geistreich, mädchenhaft und anziehend finden, während Sie in einem jugendlichen englischen oder amerikanischen Gesichtchen bisweilen die Züge eines Engels erblicken. Ich spiele hier nicht auf anerzogne Frömmigkeit an, oder auf wirklich fromme Empfindungen; denn diese trifft man beim andern Geschlecht, vorzüglich bei jüngern Personen in achtbaren Familien, in verschiednen charakteristischen Zügen, sowohl hier als anderwärts, weit häufiger an, als bei Männern. Der Hauptunterschied ist nur, daß in Amerika die Religiosität, in Frankreich aber der Unglaube eine metaphysische Richtung gewonnen hat.

Es gibt ein gefallsüchtiges anziehendes Benehmen, das nur Frankreich eigenthümlich zu sein scheint; Haltung und Geberden sind mit einem Ausdruck vertraulicher Leichtfertigkeit verbunden, der sich schwer beschreiben läßt, der mit dem lebhaften Spiel der Gesichtsmuskeln sich auf eine anziehende Weise vereinigt, um augenblicklich aller Blicke zu fesseln, ohne jedoch einen bleibenden tieferen Eindruck zurückzulassen. Es ist der eigenthümliche Reiz der „Grisette“, die in ihrem kleinen Häubchen, die Händchen in den Schürzentaschen gesteckt, mit trippelndem Gang, lockendsehnsüchtigem Blick, zierlich bewegtem Haupt, ein Geschöpf einzig in ihrer Art darstellt. Ein solches Mädchen erscheint mehr als eine Schauspielerin, die diesen Charakter darstellen will, als

daß man ihr solchen als natürlich zutrauen möchte. Nachahmungen dieses schlauberückenden Liebeszaubers habe ich selbst in höhern, als blos Kammerzöfchenrollen angetroffen; man trifft ihn häufig unter den Frauen und Töchtern der gewerbtreibenden Klassen, selbst unter dem Handels- und Banquiersstande bisweilen, aber unter Frauen höhern Standes niemals; denn das Benehmen der Vornehmen, mögen ihre sittlichen Grundsätze auch sein, welche sie wollen, hält sich immer in den Schranken der Sittsamkeit und der feinen artigen Lebensart des ausgewählteren geselligen Tons; wobei man höchstens eine zarte Beimischung des bereits erwähnten affectirten Leichtsinns, des „Rouéisme", gewahr wird, der wohl noch aus der Zeit der Feldzüge und der Auswanderungen mit herüber gekommen ist.

Die französische Schönheit im höchsten Glanze ist klassisch zu nennen. Ich entsinne mich keines liebreizenderen Gemäldes, keiner zartern Verschmelzung des Höheren und Weiblichen, als mich die freundliche Erscheinung der Herzogin von ——, in ihrem festlichen Schmuck, auf einem Fastnachtsball entzückte, wo sie unter hunderten ausgewählten Schönheiten Europa's einzig und unvergleichbar hervorleuchtete. Noch wähne ich sie zu sehen, ihren niedlichen schön geformten Kopf; ihr großes, dunkeles, glänzendes Auge, wie es den Verschlingungen eines polnischen Nationaltanzes folgte, der von Masken in polnischer Tracht aufgeführt wurde; ihr rabenschwarzes

glänzendes Haar, wie es in Locken über die elfenbeinweiße Stirne herabfloß; ihr zierlich anmuthiger Wuchs, die ungezwungene, vorgebeugte, aufmerksame Stellung; ihre Gesichtszüge grade hinreichend griechisch, um ein zartes Bild der Vollendung zu entfalten, und römisch genug, um erhabene Gefühle in sich zu verhüllen; ihre Gesichtsfarbe, jugendlich geröthet durch die Hitze des menschenerfüllten Saals; ihr Anzug, der alle Kunst der Pariserinnen mit dem richtigen Takt des Schicklichen und Anständigen sinnvoll vereinigte, — und diese Schöne war eine Großmutter!

Die Männer in Frankreich haben dieselbe physische, dieselbe gesellige Eigenthümlichkeit wie die Frauen. Sie sind kurzen stämmigen Wuchses. Nehme ich ganz Frankreich zusammen, denn zwischen den nördlichen und südlichen Einwohnern findet mancher auffallende Unterschied statt, so möchte ich die durchschnittliche Größe der französischen Männer völlig anderthalb Zoll geringer schätzen, als die mittlere durchschnittliche Größe der Amerikaner, oder wohl gar zwei Zoll weniger. Zu Hause dünkte ich mir wenig mehr als mittelmäßige Größe zu haben, und im Gedränge war ich immer genöthigt, mich auf die Zehen zu stellen, um über die Köpfe der Umstehenden wegsehen zu können; hier aber bin ich augenscheinlich „un grand" und kann ohne Mühe quer über die Champs Elisées hinüberblicken. Sie erinnern sich wohl noch, daß ich so nahe als möglich fünf Fuß zehn Zoll messe; daraus

folgt also, daß fünf Fuß zehn Zoll in Frankreich schon eine beträchtliche Länge ausmachen. Doch daraus dürfen Sie nicht den Schluß ziehen, als finde man in Frankreich nicht ebenfalls bisweilen recht großgewachsene Leute. Einer der längsten Männer, die ich jemals sah, kommt täglich in den Garten der Tuilerien, und dieser ist, wie man mir sagt, ein Franzose aus einem der nordöstlichen Departemente. Doch die Bewohner jener Gegenden des Königreichs sind mehr deutschen als französischen Stammes, und die Bevölkerung hat dort noch manche Eigenthümlichkeit ihrer Abkunft bewahrt.

Die französische Armee hat ein mehr gewandtes und rühriges, als ein kräftiges Ansehen. Ich halte auch die Franzosen für weit furchtbarer durch ihre raschen Bewegungen, wie durch ihre Stärke im Handgemenge. Die Taktik Napoleons setzte auch weit mehr die Beine als die Musketen seiner Soldaten in Bewegung, sein Ziel ging hauptsächlich dahin, bedeutende Massen auf wichtigen Punkten zu concentriren, und dadurch zeigte er, daß er weit mehr durch die Raschheit als durch den Nachdruck seiner Bewegungen auszurichten bezweckte. Das war grade diejenige Ueberlegenheit, deren er sich mit Erfolg gegen die methodischen, langsam überlegenden und gemächlich vorwärts rückenden Deutschen bedienen konnte; und ich zweifle keineswegs, daß er den kurzen, trippelnden, stämmigen Beinen seiner kleinen Soldaten manchen Sieg zu verdanken hat.

Ein Offizier des Generalstabes, der selbst sechs Fuß mißt, hat mir neulich gesagt, daß die langgewachsenen Leute im Kriege von wenigem Nutzen gewesen seien, sie wären nicht im Stande gewesen, anhaltende Anstrengungen auszuhalten. Wann erst die Armeen auf Eisenbahnen vorrücken und mit Dampf manövriren werden, dann wird die Zeit der langen Grenadiere vielleicht wiederkehren; doch, wie die Dinge noch jetzt stehen, so sind die Franzosen durch ihre kurzen, beweglichen und gewandten Körper ganz vorzüglich geeignet, die ihnen geschichtlich angewiesene Bahn nochmals zu verfolgen. In dieser Beziehung waren ihnen die Römer ähnlich, und Cicero gestand andern Völkern wohl zu, daß sie seine Landsleute an körperlicher Größe, Kraft, Schönheit und selbst an Kenntnissen überträfen, aber in der Vaterlandsliebe und in der Furcht vor den Göttern räumte er seinen Mitbürgern den Vorzug vor allen Uebrigen ein. Die Franzosen lieben ohne Zweifel ihr Vaterland in hinreichendem Maße, aber ihre Verehrung des Göttlichen durfte noch manchem Zweifel unterliegen.

Die Garderegimenter, die schwere Reiterei und die Artillerie besteht aus sorgfältig ausgesuchten Leuten. Diese Truppen könnten etwa einer im Durchschnitt in Amerika ausgehobenen Mannschaft verglichen werden, was nämlich die Größe betrifft. Die übrigen Leute werden den einzelnen Bataillonen der Linientruppen zugetheilt. Man verwendet große Aufmerksamkeit auf eine möglichst gleich-

artige Zusammenstellung in Hinsicht der körperlichen Eigenschaften, und ganze Truppenkorps werden aus Leuten gebildet, die so nahe als möglich gleiche physische Kraft und Ausdauer versprechen; daher nehmen sich auch manche Regimenter nicht sonderlich aus, andere haben dagegen ein weit stattlicheres Ansehen.*) Doch bin ich der Meinung, daß selbst die unansehnlichen Leute unter ihnen tüchtige Dienste leisten können, wenn ihnen nicht mehr zugemuthet wird, als ihre Kräfte zulassen. Ich erinnere mich, zwei Regimenter gesehen zu haben, deren Mannschaft im Durchschnitt nicht größer als fünf Fuß drei Zoll war. Die Möglichkeit, daß in einem solchen Korps nicht so viele getroffen werden, steigt zu einem höheren Grade von Wahrscheinlichkeit, als bei länger gewachsenen Leuten; denn das Verhältniß ist, mit sechs Fuß langen Leuten verglichen, wie dreiundsechzig zu zweiundsiebzig, oder kürzer, wie sieben zu acht, also um ein Achtel vortheilhafter für die kleinen Leutchen; und folglich müssen sie, wenn keine niedrigere Schüsse sie erreichen, nothwendig das Feld behaupten.

---

*) Die oben berührte Maßregel, jedes einzelne Regiment aus Leuten von möglichst ähnlichen physischer Eigenschaften zu bilden, ist, nicht wegen des regelmäßigen Aussehens bei Inspektionen, sondern um sich auf gleichmäßige Ausführung der Manövres eher verlassen zu können, als eine vernünftige Maßregel zu loben.

Fünfzehnter Brief.

Verschlimmerung festgesetzter Einrichtungen. — Die französische Akademie, — Laplace. — Astronomie. — Pariser Schaubühnen. — Unmoralische Schauspiele. — Erkünstelte Empfindungen. — Das französische Trauerspiel. — Literarischer Unfug. — Die amerikanische Presse. — Amerikanische Zeitungen. — Französische Journale. — Umtriebe der Verleger. — Madame Malibran.

An Herrn James E. De Kay.

Es scheint das traurige Loos aller menschlichen Bestrebungen zu sein, daß jede Einrichtung, möge sie auch von dem erhabensten menschlichen Geiste eingegeben und begründet worden sein, endlich auf eine den Zweck des Stifters durchaus verfehlende Weise verkehrt und verdreht wird. Machen wir den Plan einer demokratischen Verfassung, gleich sucht derselbe kriechende Taugenichts, der in einem despotischen Staate, als Glückspilz unter dem Schmarotzer Wust, der den Regentenstamm umwuchert, emporschießen würde, uns zu überflügeln, und er findet den Weg zu Macht, Ansehen und Reichthum, indem er seine äußerste Volksliebe zum Vorwand nimmt. Schmeicheln wir uns mit der Hoffnung, daß, wenn wir die Macht

den Reichen und Vornehmen in die Hände geben, diese über die Versuchung des Mißbrauchs der Macht erhaben sein werden; so machen wir bald die Entdeckung, daß, der Reichthum bei vielen Leuten eine vieldeutige Sache ist, und daß Niemand glaube, er habe genug, als bis er Alles verschlungen hat, und daß der vornehme Stand keine nothwendige Verknüpfung mit edler Gesinnung und großmüthiger Handlungsweise voraussetzt. Vertrauen wir Alles einem Einzigen, dann wirft uns wieder sowohl Sorglosigkeit, als Leichtgläubigkeit gegen Lieblinge, und in der That, selbst bei dem besten Willen des Herrschers, doch die Unmöglichkeit, alles mit eignen Augen zu sehen, zu leiten und zu vollbringen, den raubgierigen Händen derer zu, die auf Unkosten Anderer steigen, glänzen und schwelgen wollen, die dann in ihrem neuen oder vielmehr wahren Charakter, als Hofschranzen auftreten.

So ist es im Leben überall. In Staatsverhältnissen, in religiösen Vereinen, im Kriege, in künstlerischem und wissenschaftlichem Streben waltet dasselbe Geschick. Ja, selbst der freie Staat der Literatur, die „republique des lettres", wie man sie vielversprechend benannt hat, hält ihren vertrauenden Theilnehmern nicht mehr Wort, als jede andere Verfassung; auch sie dient der Raubsucht der Ränkemacher, Glückspilze und Schmarotzer. Die Dinge gewinnen, wenn man sie innerlich beleuchtet, ein ganz anderes Ansehen, als wie sie äußerlich erscheinen.

„Während der siebenzehn Jahre, daß ich ein verheirathetet Mann bin,“ sagte Kapitän — — von der britischen Flotte, „habe ich blos siebenzehn Monate mit meiner Frau und mit meinen Kindern verlebt.“ — „Doch es ist jetzt Frieden, und Sie werden jetzt einige Jahre ruhig in Amerika zubringen und ihren eignen Angelegenheiten vorstehen können,“ so sagte ich zu ihm, ohne es zu wissen, ihm auf eine ungeschickte Weise meine Theilnahme bezeugend. — „Durchaus nicht,“ entgegnete er, „ich werde so schnell als möglich nach England zurückkehren, um die verlorne Zeit wieder einzubringen; ich bin so lange zur See gewesen, daß man mich zu Hause vielleicht ganz vergessen hat; und die Pflicht gegen die Meinigen fordert es, daß ich nicht versäume, an Ort und Stehe zu sein.“ — In der Einfalt meines Herzens kam mir dies sonderbar vor, aber es konnte Nichts wahrer sein, als was er sagte. Kapitän — — war ein Pfropfreis der Aristokratie, und sein Degen war sein Reichthum. Stürme, Strapazen, Kreuz- und Querfahrten konnten kein Gewicht in die Wagschale legen, wo vielleicht die persönlichen Interessen der Admiralität überwogen; — so verhält es sich mit allen andern Dingen, sowohl in Europa, als in Amerika. Der Mann, der in der That den Sieg erringt, kann von Glück sagen, wenn er den Lohn seiner Einsicht und Tapferkeit ärndtet, wenn ihn kein anderer darum betrügt, wenn er nicht überdies zurückgesetzt oder gar in den Staub getreten wird.

Wohl mögen Sie neugierig fragen, wozu dies à propos? was ist der langen Rede kurzer Sinn? Ich will offen gegen Sie reden, ich habe die französische Akademie besucht — „ces quarante qui ont l'esprit comme quatre" und ich kehre aus der Versammlung mit den Eindrücken zurück, die ein lebhaftes Bild von der Eitelkeit aller menschlichen Bestrebungen mir tief eingeprägt hat!

Es war bei der Gelegenheit, wo zwei oder drei neue Mitglieder aufgenommen wurden, wo, dem herkömmlichen Brauch gemäß, die ihres glücklichen Erfolges frohen Bewerber belobende Reden über ihre Vorgänger vorzutragen hatten. Freilich werden Sie begierig sein, zu erfahren, welchen Eindruck der hier versammelte hocherleuchtete Geist der französischen Nation auf einen fremden Ankömmling aus dem westlichen Ende der Erde gemacht habe? Ich kann nur erwarten: Gar keinen. Die Akademie der Wissenschaften kann nicht anders als wenigstens ausgezeichnet sein in einer Nation wie die französische; doch als ich im Begriff war, mich umzusehen und mich nach den rein literarischen Mitgliedern erkundigte, war ich äußerst verwundert über das schwache Verzeichniß ihrer Namen. Unter fünfen war mir nicht einer bekannt, und wenige von denen, die ich wirklich kannte, konnten verdientermaßen darauf Anspruch machen, zu den berühmtesten Schriftstellern ihrer Zeit gezählt zu werden. Da Frankreich manche vorzüglich ausgezeichnete Männer besitzt, deren Namen sich nicht im Verzeichnisse der Mit-

glieder fanden, so war ich begierig zu erfahren, was davon die Ursache sei, und da erfuhr ich denn, daß Ränke, Hofgunst und „Logrolling" (Beinunterstellen), um mich eines ächtamerikanischen Ausdrucks zu bedienen, den Weg zur Aufnahme in die Akademie auf ähnliche Weise bahnen, wie zum Eintritt in die höheren Stellen des Staatsdienstes.*) Hätte ich vorher mir nur die Zeit genommen, ruhig darüber nachzudenken, so hätte ich leicht einsehen können, daß es nicht wohl anders damit zugehen kann. In Amerika würde dasselbe Verhältniß stattfinden, wenn wir mit einer solchen Akademie belästiget wären; es ist auch wirklich bei uns so, wo in geschlossenen Vereinen Ehrenaufnahmen stattfinden; und welche Gründe könnten wir haben, vorauszusetzen, daß es in Frankreich anders sein müsse, das so fruchtbar an Ränken ist?

Niemals sollte man sich durch allerlei Dinge der Art täuschen lassen. Es gibt einige wenige große Namen, die durch die allgemeine Stimmung als solche bezeichnet werden; nothwendig muß man ihre Ansprüche berücksichtigen. Solche Männer treten daher in jeder auszeichnenden Einrichtung voran; sei es, daß man einen Ritter-

---

* Logrolling wörtlich übersetzt: Scheiterrollen, wenn Jemand nämlich durch das Herabfallen unvorsichtig aufgestapelter Scheite die Ursache von Verletzungen wird, oder auch Andere vorsätzlich zu Fall bringt, indem er ihnen Scheite oder Klötze in den Weg wirft.

orden oder einen neuen Adel, sei es, daß man eine Akademie einzurichten hat, immer müssen alsdann jene Lieblinge des Publikums zu der Zahl der Aufgenommenen gehören; und das muß geschehen, nicht weil diese Leute solcher Auszeichnung bedürfen, sondern weil umgekehrt diese Auszeichnungen ohne diese Leute nicht bestehen können; sind sie erst sämmtlich bedacht, dann dürfen auch andere Leute, für welche diese einiges Interesse zeigen, billigerweise aufgenommen werden.

Eine Bestätigung des Vorhergesagten ist zum Theil in der Inschrift der Bildsäule Moliere's enthalten, die im Vorhofe zur Halle der Akademiker aufgestellt ist, und welche freimüthig ausspricht: „obgleich wir deinem Ruhme nicht nothwendig sind, so bist du doch nothwendig dem unsrigen." Dieser Dichter wurde durch Ränke von den Vierzigen ausgeschlossen, weil er seines Gewerbes ein Schauspieler war. Selbst Shakspeare würde es hier ebenfalls nicht besser ergangen sein. Nun stellen Sie sich aber ein Land vor, wo eine Vereinigung ausgezeichneter Literaten sich weigern würde, den Namen William Shakspeare in ihr Verzeichniß aufzunehmen!

Es waren viele Zuschauer zugegen, und die Vorträge waren nicht übel, wenn ich so sagen darf; doch finde ich es einigermaßen ermüdend, eine solche Lobrede anzuhören, worin sich vorbedachte Schadenfreude nicht verkennen läßt. Die Zuhörer gaben häufig ihren Beifall zu erkennen, wie es bei solchen Einfällen gewöhnlich ist,

welche die Laune des Augenblicks eingibt, und ich konnte nicht anders, als mir vorstellen, daß ein großer Theil der Anwesenden im Begriff wären, die Versammlung der Akademiker für etwas dem Aehnliches zu halten, was unsere „Cokney's“ (Spießbürger) einen „Rumplace“ (Rumkonvent) zu nennen pflegen, ehe sie das Ende erwarten konnten. Ein Gedicht des Grafen Darü wurde mitgetheilt, worauf ich, ungeachtet meiner persönlichen Hochachtung für diesen ausgezeichneten Schriftsteller, ich gestehe es, nicht Acht gegeben habe, aus dem einfachen Grunde, weil ich schon herzlich abgespannt war, als er begann, und weil ich überhaupt wenig von der französischen Poesie halte, sei es in- oder außerhalb der Akademie.

Es würde ungerecht sein, mich oberflächlich und untheilnehmend über irgend eins der verschiedenen Fächer der französischen Akademie auszulassen, wenn ich es unterlassen wollte, denjenigen Bestrebungen ehrenvolle Anerkennung zuzuwenden, die wirklich ehrenvoller Erwähnung verdienen. Zu solchen Fächern gehören die der Künste eben sowohl, als die der Wissenschaften. Die Anzahl der in diesem Lande befindlichen ausgezeichneten Künstler ist wirklich erstaunlich. Die sogenannten Connoisseurs mögen sich immerhin über den Werth oder Unwerth der französischen Schule streiten; ich ein in solcher Dingen wenig Bewanderter, sehe ebenfalls ein, daß hier in der Bildnerei wie in der Malerei eine Neigung vorherrscht, der achtsamen Vollendung ins Kleinliche einzelner Bestand-

theile die Einheit des Ganzen aufzuopfern, daß man Theatralisches bisweilen mit Großartigem verwechselt; doch indem ich diese Gebrechen einräume, so wie ich auch öfter verfehltes Kolorit wahrnehme, so bleibt der französischen Kunst doch noch hinreichendes Verdienst, um einem Menschen, wie ich, Bewunderung abzunöthigen, der sich nicht in der Lage befindet, vorausberechnen zu können, wieviel einer großen Nation wie diese von Außenher zugeflossen ist, und wieviel sie aus der Fülle ihres eignen Strebens hervorbracht hat.

Ueber die wissenschaftlichen Fortschritte der Franzosen zu reden scheint unnöthig; obgleich Sie mir wenigstens zugeben werden, daß ihre Leistungen einigermaßen im Stande sind, die Vorurtheile zu widerlegen, die wir von den Engländern uns haben aufdringen lassen, sofern wir geneigt sein möchten, den englischen Romanen und Lustspielen in dem, was sie uns von französischen Tanzmeistern, Petitmaitres und Perruquiers erzählen, unbedingten Glauben zu schenken. Ein solcher Mann, wie Laplace, reicht allein hin, seine gesammte Nation aus der Schmach jener Verunglimpfung glänzend emporzuheben. Der bloße Anblick seiner umfassenden und tiefgedachten Beweisformeln vermag gewöhnlichen Menschen wie uns Kopfwehe zu erregen, und Sie werden sich vielleicht auch des Umstandes erinnern, daß, nachdem er glücklich mit einer seiner schwierigsten Untersuchungen zu Stande gekommen war, er sich Glück wünschte, endlich einen Mann

zu finden, der ihn gehörig begriff, um seinem Ideengang folgen zu können.

Welch unschätzbares Geschenk für seine Mitgeschöpfe würde es gewesen sein, wenn irgend ein einsichtsvoller ihn durchaus zu verstehen vermögender Jünger des Laplace es hätte unternehmen können, seinen tiefgedachten Forschungen die Gestalt einer umfassenden und allgemein verständlichen Bearbeitung zu geben, so daß seine astronomischen Formeln mit der Leichtigkeit eines gewöhnlichen Schulbuchs hätten benutzt werden können! Abgesehen von dem unberechenbaren allgemeineren Nutzen dieses Zweiges von Kenntnissen, und ohne die Möglichkeiten zu erwägen, wie vielleicht, wenn solche Studien in einer der Fassungskraft der meisten Menschen zugänglicheren Sprache in Umlauf kämen, hier oder da ein Funke den Geist eines schlummernden Newton wecken könnten*), — so darf ich wenigstens hoffen, daß Jedermann einsehen wird, daß nichts so sehr sich eigne, um die menschliche

*) Zur Erläuterung für Nichtgelehrte kann Folgendes dienen. Der bekannte Physiker und Astronom Sir Isaak Newton wurde durch das Herunterfallen einiger Aepfel von einem Baum veranlaßt, über die Ursache nachzudenken, warum überhaupt Etwas falle. Dieser Zufall leitete den genialen Forscher auf die Ermittlung der Gesetze des Falles und aller damit zusammenhängenden Naturerscheinungen, welche er aus einem allgemeinen Streben nach dem Mittelpunkt, der Schwerkraft, erläuterte. Mittelst dieser einzigen scharfsinnigen Entdeckung kam Einheit und Uebereinstimmung in

Seele über das gröbere und gemeinere Treiben dieser Welt zu erheben, und durch Betrachtungen über Gottes Allmacht wie über die Zweckmäßigkeit des Weltganzen das Bewußtsein ihrer eignen höhern Bestimmung mächtig anzuregen. Oftmals ist es mir begegnet, daß, wenn ich ganz von Staunen und Bewunderung über die Kühnheit und Macht menschlichen Strebens erfüllt, durch die

---

die gesammte Naturforschung. Die mühsamsten Berechnungen konnte man jetzt mit Erfolg unternehmen, um Dinge auszumitteln, worüber der langsame Gang der Beobachtung kaum in Jahrtausenden Aufschluß hätte geben können; denn die Berechnung stimmte überall mit der Erfahrung zusammen. So wurde es möglich, zu näherer Einsicht in die himmlischen wie in die irdischen Naturerscheinungen zu gelangen. In den Gesetzen der leblosen, wie der lebenden Natur, konnte man den fortschreitenden Entwicklungsgang, nach in ihrer Begründung gleichmäßigen Verhältnissen verfolgen. Dynamik, Mechanik, Chemie, auf übereinstimmende Grundlagen erweitert und ausgebildet, bahnten früher nie geahnte Wege zur Enträthselung der Geheimnisse der pflanzlichen, thierischen und menschlichen Lebensthätigkeit. Alles dieses verdanken wir den genialen Gedanken Newton's. — Nun meint unser Verfasser, wenn Laplace's tief gedachte Forschungen in einer allgemein verständlichen Darstellung allen andern Menschen zugänglich gemacht würden, so könnten sie ähnlichen ausgezeichneten Köpfen, wie Newton, vielfältige Veranlassung werden, um neue Wahrheiten zu entdecken, welche für das wissenschaftliche Leben, wie für die geselligen Verhältnisse überhaupt, von unberechenbaren Folgen sein könnten! — Ueberall spricht Cooper den wahrhaft menschenfreundlichen Wunsch aus, daß die Wissenschaft nicht blos Eigenthum des Gelehrtenstandes, sondern ein allen Menschen erreichbares Gemeingut werden möge.

prachtvoll-imposanten Hallen eines Palastes oder andern herrlichen Gebäudes mich erging, und daß, wenn irgend wo das Bild einer Weltkugel oder irgend ein auf das Planetensystem bezügliches Zeichen meinen Blicken begegnete, ich mich alsdann auf einmal von dem Anstaunen menschlicher Kunst abgezogen fühlte, und ich, der äußerlichen Täuschung mich entwindend, nichts als ihre innere Schwäche gewahrte, während mich die unendliche Erhabenheit der Natur durchschauerte. In solchen Augenblicken ist mir diese unsere kleine Erde so bedeutungslos erschienen, wenn ich sie mit dem unermeßlichen Weltall verglich, in welcher sie selbst eine so untergeordnete Rolle spielt, und mich wandelte alsdann eine philosophische Gleichgültigkeit an, um mich nicht eines noch stärkern Ausdrucks zu bedienen, gegen Alles, was sie enthält. Das Anstaunen menschlicher Kräfte in den Werken, die mich umgaben, löste sich in Bewunderung der räthselhaften Geisteskraft auf, die zu den umfassendsten und höchsten Geheimnissen des Wissens sich emporgehoben hat, und niemals empfand ich so sehr die demüthigende Ueberzeugung von meiner eignen Unbedeutenheit, oder fühlte so sehr mich erhoben durch die Ahnung der unbegreiflichen Majestät des höchsten Wesens.

Gehen wir in unsern Betrachtungen über die bekannteren Angaben der Größenverhältnisse der Planeten, über die Berechnungen ihrer ungeheuren Bahnen etwas weiter hinaus, welche Fülle erhebender Gedanken muß dann die

Vorstellung allein erwecken, daß die Fixsterne die Mittelpunkte anderer Sonnensysteme bilden, und daß die excentrischen Kometen die Verbindungsglieder darstellen, welche sie sämmtlich zu einem großen übereinstimmenden Ganzen verknüpfen! Die Sternkundigen belehren uns, daß viele dieser Kometen keinen sichtbaren Kern haben, daß man durch ihre dichtesten Stellen die Fixsterne durchschimmern sieht, daß sie folglich nichts Anderes sein können, als erleuchtete Gasarten; während andere dunkle dichte Körpermasse in ihrem Schwerpuncte wahrnehmen lassen. Dann erfahren wir wieder das unbegreifliche Verschwinden von Fixsternen, als ob sie plötzlich aus ihrer Stelle gerückt worden wären. Dann wieder zeigt man uns in dem Dunstkreise der Erde sich bildende Steinmassen, auf ganz natürliche Weise entstanden, und zur Erde fallen als ungeheure Blöcke, die fast aus nichts als aus Eisen bestehen. Warum sollte nicht die Masse eines Weltkörpers, wenn er das Ziel seiner Entwicklung erreicht und in seine Urstoffe aufgelöst wird, sich wieder in der Gestalt von Kometen sammeln können, die anfänglich in Gasform auftreten, und, fortschreitend in allmähliger Entwicklung, sich nach und nach zu dichten Körpern ausbilden, bis sie nach verschiedentlich veränderter Richtung ihrer Bahnen, immer mehr den Gesetzen eigenthümlicher Zuggewalten gehorchend, endlich zu neuen, regelmäßige Bahnen um einen Sonnenkörper beschreibenden, Planeten werden, und so in stets erneuerter Wiedererzeugung einst

untergegangener Welten die unendlichen Räume der Schöpfung von Ewigkeit zu Ewigkeit erfüllen? Würde unsere Erde dereinst durch einen Schmelzungs- oder Verdunstungsproceß in Gasform aufgelöst, was würde alsdann aus ihrem Begleiter, dem Monde, werden? Würden alsdann vielleicht die verflüchtigten Urstoffe unseres Planeten nicht dem Zuge seiner Nähe zu folgen genöthigt werden, sich um den kleinern aber dichten Himmelkörper anhäufen, und würde dieser vielleicht, des seine jetzige Bahn bestimmenden Erdkörpers verlustig, alsdann genöthigt werden, unendliche Räume zu durchwallen, einem ihm fremden excentrischen Anziehungsgesetze folgen, bis er endlich in einem andern Planetensystem in bestimmten Umläufen einem neuen Wirkungskreise sich anschließt? Wissen wir, ob dies nicht der Ursprung des Kometen ist*).

---

*) Daß Flüssiges sich zum Theil zu starrer Masse verdichte, zum Theil in Dunstgestalt verflüchtige, daß Dunstförmiges und Festgestaltetes wieder in Flüssiges sich auflöse, ist ein durch alle bekannten Naturerscheinungen bestätigtes allgemeines Gesetz. Hiernach ist die Meinung mehrer Sternkundigen, daß Dunstkometen nach und nach Uebergangskometen mit flüssigem, und allmählich Kernkometen mit festem Mittelkörper werden, um endlich die Natur planetarischer Weltkörper anzunehmen, nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Aber an poetische Fiktionen grenzen die mancherlei Annahmen über das faktische Entstehen der Weltkörper und ihre endliche Auflösung, welche auf keine dem menschlichen Verstande erreichbare Erfahrungen sich stützen können. So auch unseres Verfassers Träume über die Entbildung des Erdkörpers. Eine Auflösung desselben in

Viele Astronomen waren der Meinung, daß unser Sonnensystem mit tausenden andern sich um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt bewege, und daß sie um einen solchen gemeinsamen Centralkörper Bahnen beschrieben, welche aller Berechnung spotteten, und ein religiösgestimtes Gemüth möchte in diesem Mittelpunkte den Thron des höchsten Wesens ahnen. Hier kann die Einbildungskraft die Gottheit sich vorstellen, glorreich waltend in ihrer unendlichen Weisheit und nach ihrem Willen die Schickungen der Weltenheere leitend in Ewigkeit, und jeder Einzelwelt den Weg bezeichnend, welchen sie wandeln soll, damit sein unerforschlicher gnädiger Wille zur Beseeligung Aller erfüllt werde. *)

Dunstmasse ist ohne Störung des ganzen Planetensystems unserer Sonne nicht denkbar. Der Sonne könnte der Mond selbst dann nicht entführt werden, weil ihre Zuggewalt dies verhindern würde. Nur eine Verflüchtigung, die vermöge ihrer Leichtigkeit den Abstand des Uranus weit überragte, könnte die aufgelöste Erdmasse den Ziehkräften auch anderer Sonnen vielleicht zugänglich machen. Gewaltsame Revolutionen sind indessen dem wohlgeordneten Sonnenstaat nicht aufzubürden.

*) Es ist ein Centralkörper mehrer Sonnen, ein Centralsystem mehrer Fixsternsysteme, ein Centralhimmel sogar denkbar, um welchen unzählige Sternhimmel in Ewigkeiten von Ewigkeiten umschwingen; aber keine Mitte des Weltalls ist denkbar, denn dann müßte es endlich sein. Vielmehr ist im unendlichen Welten-All überall Gottes waltende Weisheit gleich gegenwärtig, und er thront nicht in der Mitte einer glänzenden

Wohl möchte es gewagt sein, unsere Betrachtungen über die Grenzen menschlicher Befähigung auszudehnen; doch darin sehe ich nichts, das unsere Schranken überschreiten hieße, wenn wir als Menschen uns vertrauend zu Gottes Allmacht erheben und in Demuth unsre Ohnmacht erkennen. Welche erhabne Vorstellungen von der unendlichen Ausdehnung des Weltalls erweckt die Betrachtung der Gestirne, die durch gewöhnliche Fernröhre den Augen als einzelne Sterne erscheinen, die aber, durch Reflektoren von stärkerer Sehweite beobachtet, als Sternhaufen sich darstellen — Weltenhaufen — Sonnensysteme entlegner Himmelsräume! Andere wieder erscheinen gepaart, zwei Fixsterne, die einander wechselseitig umschwingen, während man vermuthet, daß zu gleicher Zeit beide ihre Centralsonne umlaufen, und mit ihr zugleich, gleich den übrigen, in ungeheuren Bahnen die große Centralsonne von allen umkreisen.*)

Hofburg, nur seinen Höflingen nahe und den fernen Provinzen unzugänglich, sondern mit gleicher Liebe alle erschaffenen Wesen umfassend, befindet er sich überall mitten unter ihnen. So aber hat unser Cooper durch eine ästhetische Täuschung von der Wahrheit sich verirrt, und bei nochmaliger Durchsicht dürfen wir hoffen, daß er den richtigen Weg wiederfinde, wo die Schönheit des Bildes die Erhabenheit des Gedankens nicht vermissen lassen wird.

*) Hätte das Weltall einen gemeinsamen Mittelpunkt, so müßte das Ganze in einen Punkt zusammenstürzen. Wollte alles von diesem sich entfernen, so würde Alles ins Unendliche zer-

Doch mit den Worten des alten Sanges muß ich ausrufen: „Halt, Phantasie! hast fern genug den Geist entführt in keckem Flug!“ — Doch ehe ich von den Gestirnen insgesammt scheide, muß ich noch hinzufügen, daß die Franzosen, und wenn ich nicht irre, alle Völker in Europa, mit Ausnahme der Engländer, in der Berechnung der Jahrszeiten den natürlichen Gang der Dinge befolgen. So beginnt hier der Frühling mit der Frühlingsnachtgleiche wie der Herbst mit der Herbstlichen. Nach dieser Eintheilung fällt fast der ganze März in den Winter, ebenso der Juni in den Frühling, der September größtentheils in den Sommer, und der December gleicherweise in den Herbst. Eine allgemeine Eintheilung kann freilich nicht auf alle Breitegrade anwendbar sein; doch die Gleichheit der Tag- und Nachtlänge geben die zwei einzigen großen Zeitereignisse des Jahres, welche die ganze

---

streut werden. In beiden Fällen könnte also keinerlei körperliches Dasein bestehen. In so fern aber nichts der vernünftigeren Voraussetzung widerstrebt, vielmehr mathematisch erwiesen werden kann, daß nicht blos die Doppelsterne, nein, ganze Sternsysteme einander gegenseitig zu Mittelpunkten dienen, und daß nicht blos die Kometen ihr Bahnencentrum wechseln, sondern daß ganze Sternschachten, Milchstraßen, Sternhimmel einander in successiver Anziehung umschwingen, so erhält die Unendlichkeit des Weltalls eine festere Begründnng in dieser zwar auch nur schwachen menschlichen Vorstellungsweise, als jene schwankende ungere mte Darstellung des Verfassers sie zu geben vermag, aber — das zunächst folgende zeigt es —

Erde gemeinschaftlich betreffen. Wäre man in der alten Weise der Jahresberechnung fortgefahren, so würden die Jahreszeiten durch sämmtliche Monate fortgerückt sein, bis sich ihre Ordnung allmählich umgekehrt hätte, wie solche sich bekanntlich in der nördlichen und südlichen Halbkugel verhält. *)

Indem wir die Akademie verlassen, die mit ihrem Streit über das Klassische und Romantische mich zu einem höhern Aufschwung, als ich für möglich halten konnte, verleitet hat, lassen Sie uns herabsteigen zu den Theatern von Paris. Talma spielte noch im letzten Jahr, als wir hier ankamen, und, was ich wirklich bereuen muß, ich verschob meinen Besuch im „Theatre françois," ungeachtet ich mir fest vorgenommen hatte, ihn zu sehn, weil es ja dazu immer noch Zeit sei. Unterdessen wurde er krank und starb, und so wurde mir das Glück versagt, diesen großen Schauspieler zu sehen. Demoiselle Mars aber habe ich spielen gesehen, und gewiß in allen von ihr dargestellten Charaktern habe ich niemals ihres Gleichen gesehen. Wirklich ist es auch kaum möglich, eine reinere, genauere, vollendetere und zugleich mehr poetisch aufgefaßte Darstellung der menschlichen Natur sich zu

*) Diese Anmerkung ist daher nur eine Fortsetzung der vorigen — — der Verfasser hat versäumt, Jenes wie Dieses nachmals durchzugehen; sonst würde er nicht Dinge stehen gelassen haben, die er leicht anders hätte ausdrücken können, als es hier geschehen ist.

denken, als in den Leistungen dieser Künstlerin sich verwirklicht. Ihre Action trägt alle Merkmale sorgfältigen Studiums und hinreichenden Hineinfühlens in ihre Rolle, um die Illusion zu verlebendigen. Aber effekterzwingenden Pathos hat sie in ihren sämmtlichen Rollen so wenig, daß eine gewöhnliche englische oder amerikanische Schauspielerin glauben würde, damit keine einzelne „Länge" gehörig betonen zu können.

Aufrichtig gesprochen, so sehr überwiegt die gewandte Darstellung der französischen Schauspieler in ihren Vaudevilles, Operetten und artigen Lustspielen, daß ich fürchte, meinen Geschmack für die englische Schaubühne verloren zu haben. Von dem Trauerspiel sage ich nichts, denn ich fühle mich gar nicht geeignet, in die Poesie dieses Landes näher einzugehen. In allem aber, was unter dieser steht, hat nach meinem Gefühl das französische Volk außerordentlich viel voraus, und wenn ich sage vor uns, so kann ich nicht anders, als die englische Bühnenkunst mit einschließen. Die verschiedenen Fächer sind hier unter die verschiedenen Theater vertheilt; wünschen Sie zu lachen, so besuchen Sie die „Variété's;" wollen Sie weinen, dann gehen Sie in's „Theater français," oder gähnen, ins „Odéon." An der „Porte Saint Martin" finden Sie kräftige Züge des französischen Nationalcharakters, und in dem „Gymnase," dem fashionablen Ort der Zerstreuung und Erholung, finden Sie dagegen eben jetzt französische Charakterzüge, doch in der anständigen

Milderung der Convenienz dargestellt. Außer diesen gibt es hier noch andere Bühnen, von denen man keine in ihrer Art mittelmäßig nennen kann.

Sehr wenig läßt sich indessen zu Gunsten der Moralität einer nur zu beträchtlichen Anzahl der hier aufgeführten Stücke sagen. In dieser Beziehung zeigt sich hier eine Verschrobenheit des Sinnes, die aus gewohnter Uebertriebenheit der Ansichten hervorgehen mag, die in der That selbst den meisten Frauen alle Fähigkeit abzusprechen scheint, die unschicklichsten Ungereimtheiten nicht zu bemerken, wenn nur überhaupt das Gefühl leidenschaftlich und beweglich ergriffen wird. Einmal wurde ich von einer „côterie" recht liebenswürdiger Frauenzimmer aufgefordert, im „Theater Madame" ein gewisses Stück zu sehen, und wir trafen Abends darauf in einem Hause zusammen, wo wir regelmäßig alle Woche einmal miteinander hinkamen. Kaum war ich eingetreten, so bestürmten sie mich mit Fragen, wie mir das Stück gefallen habe? ob ich nicht entzückt, bezaubert worden sei? ob es ein besseres, rührenderes Spiel geben könne?" Ich gab zu, das Spiel habe nicht besser sein können, aber in Rücksicht der Moralität habe ich das Stück so anstößig gefunden, daß ich wenig geneigt gewesen sei, die Action der Schauspieler zu bewundern. „Die Moralität! Das sei das erstemal," meinten sie, „daß sie davon bei der Beurtheilung eines Stücks reden hörten." Ich war also genöthigt, mich näher zu erklären. Jemand war der

Beschützer der Tochter eines Freundes geworden von ihrer frühesten Kindheit an. Er erzog das Mädchen als seine Schwester, sie wuchs heran, ohne zu wissen, wer eigentlich ihr Vater sei. Von vielen wird um sie geworben, sie weist alle Bewerbungen zurück, ohne daß man die Gründe ihrer Weigerung sich erklären kann. Im Stillen aber nährt sie eine heimliche Leidenschaft für ihren vermeintlichen Bruder; endlich klärt sich alles auf, es erfolgt eine Vermählung, und damit schließt das Stück. Ich fand es unwahrscheinlich, daß ein junges sorgfältig erzogenes, wohlgebildetes Mädchen sich in einen Mann verlieben könne, der alt genug sei, um ihr väterlicher Beschützer zu werden, als sie noch ein kleines Kind war, und wobei überdies der nicht unerhebliche Umstand obwaltet, daß er ihr leiblicher Bruder sei.

„Aber es war ja nicht wirklich ihr Bruder — selbst nicht einmal ein Verwandter.“ — „Das gebe ich zu; aber sie glaubte doch fest, daß er wirklich ihr Bruder sei.“ — „Aber die Stimme der Natur — zählen Sie diese für nichts? — sagte ihr nicht ein geheimes Etwas, daß er nicht ihr Bruder sein könne?“ — „Aber die Gewöhnung von Kindheit an, ein offenbares Etwas sagte ihr dagegen er sei wirklich ihr Bruder. Solch ein Mädchen ließ sich also von empörenden widernatürlichen Wünschen beherrschen, sie ergab sich einer unstatthaften, verrätherischen, verbrecherischen Neigung; keine noch so gelungene Darstellung der auf's Höchste gestiegenen Leidenschaft kann

die Verkehrtheit einer solchen Liebe entschuldigen; denn wahre Liebe verträgt sich nur mit der innigsten Herzensreinheit und kann nie mit den anstößigen Wirklichkeiten sich befreunden, die hier von dem Dichter ihr aufgebürdet werden."

Ich fand aber, daß man mir kein Recht geben wollte. Ihr Bruder war er nun einmal nicht, und wenn sein eigner Mund und alles, was sie umgab, es ihr bestätigte, daß er ihr Bruder sei, so sagte ihr doch ihr Herz, der untrügliche Führer, daß er nicht ihr Bruder sei. Kann ein vernünftiger Mensch mehr verlangen?

Das Gespräch über dieses Schauspiel und mein Einwurf gegen diesen anstößigen Hauptzug desselben veranlaßte eine außerordentlich geistreiche Französin, lachend zu bemerken, sie könne daraus schließen, daß es bei uns in Amerika keine Liebe gebe. Daß ein Volk unter so künstlich verwickelten Verhältnissen eingewöhnt, wie die Franzosen, von uns voraussetzen können, daß wir unter dem kalten, abgemessenen, schroffen Aeußern, welches die Gewohnheiten der Puritaner einer Mehrzahl unser Landsleute nach und nach einflößten, durchaus keine heftige Leidenschaften empfinden können, ist gar nicht so ungereimt, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Künstliche Anregungen von Leidenschaften machen, wenn sie in's gewöhnliche Menschenleben eingreifen, sich als Wirkungen und als Ursachen zugleich bemerklich. Was wir uns gewöhnen zu scheinen, wird endlich so innig mit unsern

natürlichen Neigungen verbunden, daß es gleichsam einen wesentlichen Bestandtheil unseres Selbst ausmacht. Wir wissen Alle, daß wir durch aufmerksame, lange geübte, streng durchgeführte Selbstbeherrschung unserer heftigsten Leidenschaften Meister werden können; und daß im Gegentheil, wenn wir ihnen nachgeben, sie ermuntern uud bestärken, sie bald unserer selbst Meister werden müssen. So vermag also auch ein an künstliche Erregung gewöhntes Volk, das für heftige Gemüthserschütterungen nicht blos unempfänglich ist, sondern sie selbst mit Macht herbeizuführen pflegt, mit der Zeit dahin zu gelangen, wirklich alles das künstlich zu empfinden, was ihm nunmehr als natürliche Neigung erscheint, wiewohl die Natur allein solches nie hätte bewirken können.

Diese Anekdote habe ich bei der Gelegenheit, die mir das französische Schauspiel darbot, Ihnen hier deßhalb mitgetheilt, weil ich sie geeignet hielt, Ihnen eine Art von Empfindungen bezeichnend zu schildern, welche in einer zahlreichen Menschenklasse bei den Franzosen weit verbreitet und überwiegend geworden ist; doch bin ich weit entfernt zu behaupten, daß es nicht auch recht viele Franzosen gebe, welche mit uns darin übereinstimmen würden, es sei ein arger Verstoß gegen alle bessern Grundsätze, die eingebildeten Empfindungen einer Dichtung auf eine solche Grundlage blos thierischer Triebe aufbauen zu wollen. Dabei fällt mir zufällig ein, daß Miß Lee in einer ihrer „Erzählungen aus Canterbury,“

die Liebe in ihrem Erzählungsplan auf eine ähnliche Weise entwürdigt hat. Gewiß wirkten auf sie manche anstößige Dinge ein, die in deutschen, zu der Zeit, wo sie schrieb, beliebten Romanen nicht selten vorkamen; denn selbst ein Juvenal hätte kaum Schlimmeres für den Zweck seiner Satiren ausfindig machen können.

Uebrigens werden Sie eine bessere Vorstellung von dem Sentimentalismus bekommen, der mehr oder weniger auf die Neigungen und den Geschmack der Franzosen Einfluß hat, wenn ich Ihnen bemerke, daß die Damen eben jener Coterie, in welcher die vorhererwähnten Anmerkungen über die liebesieche Schwester gemacht wurden, einmal in meinem Beisein die Frage verhandelten, ob Frau von Stael Recht oder Unrecht habe, wenn sie ihre Corinna, wie unsere Eingeweihten sich ausdrücken, einige „sentimentale Erfahrungen“ machen läßt, an einem umwölkten Tage, statt dazu einen zu wählen, an welchem die Sonne freundlich schien, oder umgekehrt; denn ich weiß wirklich nicht, ob es vielleicht gar an einem stürmischen Tage gewesen war, an welchem die Tochter Neckers gestrauchelt sein sollte.

Vor allem muß man sich wundern, wenn man sieht, daß ein Volk, welches in seinem alltäglichen Benehmen so künstlich geschraubt und übertrieben sich darstellt, dagegen so einfach, natürlich und ohne allen Schwulst in scenischen Vorstellungen des geselligen Lebens sein könne. Doch einiges Nachdenken läßt uns bald inne werden, daß

alle künstliche Entwicklung den Erfolg haben müsse, uns in strenge Regeln einzuzwängen, und daß der höher gesteigerte Geschmack alle übertreibende Manier verwirft, so fern die vorgeschriebene und tiefeingeprägte Regel gleichsam Eins mit der Natur geworden ist. Wir können uns dieses aus dem einfachen Umstand erklären, daß ein regelrecht gebildeter Franzose schon an sich selbst ein großer Schauspieler ist, und daß ihm, wenn er die Bühne betritt, wenig hinzuzuthun übrig bleibt, viel weniger als einem Engländer, der im Leben zu ruhig kaltem Benehmen geschult wird, oder als einem Amerikaner, der jede starke Aeußerung von Empfindungen gradezu als Ziererei betrachtet. Uebernehmen beide letztere das schwierige Geschäft, Empfindungen darzustellen, die sie selbst nicht haben, so betrachten sie solches nicht als einen Zeitvertreib leichter Art, sondern als eine ernsthafte Anstrengung, so daß ihnen Jedermann ansieht, daß sie agiren. *)

Ich habe Ihnen schon bemerkt, daß ich nichts Empfeh-

*) Mr. Mathews und Mr. Power näherten sich unter allen englischen Schauspielern, die ich jemals gesehen habe, doch noch am meisten der ungezwungenen, natürlichen, gerundeten französischen Darstellung; der erstere ließ sich bisweilen durch die Carikaturen, welche er darstellte, oder durch den Geschmack des Publikums auf irgend eine Weise zu Mißgriffen verleiten; der letztere aber blieb sich gleich in der natürlichen Action, mochte auch kommen, was da wollte.

Anmerk d. Verf.

lendes in Beziehung des französischen Trauerspiels zu sagen wisse. Wenn eine große hochgebildete Nation, wie die Franzosen, sich mit einstimmigem Beifall über die Dichtung und Einkleidung dessen ausspricht, was ihr in den beliebtesten Formen ihrer Sprache dargeboten wird; dann ziemt es einem Fremden, seiner Urtheilsfähigkeit mehr, als dem Geschmack einer solchen Nation, zu mißtrauen. Ich möchte wohl sagen, könnte ich mit der Sprache selbst mich mehr befreunden durch längere Gewöhnung, so würde ich vielleicht an Corneille und Racine und vielleicht auch an Voltaire Geschmack finden, denn ich fange allmählig an, mich an Moliere zu ergötzen; doch ehrlich heraus gesagt, aller Vortrag französischer Heldenpoesie scheint mir nur auf prächtige Declamation berechnet, um der Armuth der Sprache ein erbärmliches Ausgleichungsmittel darzubieten, wie dem Unvermögen in edlerem Ausdruck. Ich habe noch nie einen Dichter seine eignen Verse hier vortragen hören, noch einen Schauspieler solche wiederholen, ohne daß jener blos leeren Wortschwall zu plärren, oder dieser auf Stelzen einherzuschreiten schien. Napoleon hat gesagt (und bewiesen), vom Erhabnen zum Lächerlichen führe oft nur ein Schritt. Dieser Fall tritt in Frankreich weit weit häufiger ein, als an andern Orten; denn hier wird das Erhabne oft so arg verflüchtiget, daß es keine Ausdehnung mehr übrig läßt, ohne zu bersten. Racine läßt in einer höchst rührenden Scene einen seiner Helden sich der Heldin erbie-

ten, ihre Thränen zu trocknen, wenn er ihr Roth dadurch nicht verblassen mache! Ich hatte einen Schulkameraden, der so äußerst höflich erzogen nnd zierlich in seinen Ausdrücken war, daß er niemals anders sprach als: Herr Julius Cäsar, Herr Homer.

Durch ganz Europa besteht eine ausgemachte Wuth, als Schriftsteller glänzen zu wollen, jetzt, seit der Frieden kaum die nöthige Muße verlieh. Staatsmänner, Krieger, Pairs, Fürsten und Könige sogar meinen, daß ihrem öffentlichen Glanze Etwas fehle, wenn sie nicht ebenfalls ein Buch herausgegeben haben. Noch nie sah die Welt auch nur den zehnten Theil so vieler vornehmen Namen in den Verzeichnissen täglich neu auftretender Schriftsteller prangen. Der Satz: „Mancher glaubt, er schreibe einen Cinna — und gehört dem Panurgus an,“ läßt sich auf die Hälfte der Schriftsteller, denen man in Gesellschaften begegnet, anwenden. Neulich speiste ich bei einem Marquis von — —, welcher ein großes Diner gab, und an dessen Tafel viele Pairs, Generäle, Exminister, Exambassadeurs, Naturforscher, Philosophen, Staatsmänner jeden Ranges sich zusammenfanden. Ich ließ meine Blicke in der zahlreichen Versammlung umherschweifen, und wunderte mich im Stillen über das Umsichgreifen der Schreibesucht unter Männern von so verschiedner Bildung, so abweichendem Beruf, so mannigfaltigen Bestrebungen. Ein Krieger war zugegen, der über Aesthetik, ein Politiker, der über Strategie geschrieben, ein Diplomat, der

mit Poesie sich abgab, ein Rechtsgelehrter, der die Welt durch ascetische Abhandlungen erleuchten wollte. Es war eine der wunderlichsten Tischgesellschaften, die mir zu mancherlei Betrachtungen reichen Stoff darbot; denn, so viel ich weiß, war nur Einer anwesend, der sich nicht mit der Feder befaßt hatte, ein alter Generallieutenant, welcher zufällig mein Nachbar war; als ich ihm eine Bemerkung über den Umstand machte, daß ich hier mich unter lauter Schriftstellern befinde, so wünschte er sich Glück, daß er der Schreibewuth des Zeitalters entgangen sei, welches ebenfalls eine Berühmtheit in ihrer Art genannt werden könne. Unter den Gästen befanden sich Cuvier, Villemain, Darü und mehre andere, sowohl durch ihre wissenschaftlichen als schriftstellerischen Leistungen berühmte Männer.

Die Hälfte etwa der mir freiwillig abgestatteten Besuche wird gewöhnlich durch die Zusendung eines oder andern Werkes eingeleitet, als Zeichen, daß meine neue Bekanntschaft sich zu den eingeweiheten Mitgliedern des Schriftstellerordens zähle. Mehrmals ist es mir aufgefallen, daß ich hinterher erfahren muß, daß der eigentliche Beruf der jetzt so häufigen Schriftsteller der des Kriegers war, oder irgend ein anderer, bei welchem man nicht so leicht auf die Vermuthung gerathen konnte, daß bei diesen eine große Neigung zum Bücherschreiben bestehe. Doch so scheint jetzt die öffentliche Meinung in Europa eine eigne Richtung genommen zu haben, daß Niemand

mit dem erworbenen Antheil öffentlicher Achtung sich befriedigt fühlt, wenn er nicht überdies den Ruhm erlangt, der Verfasser eines Buchs zu sein. Napoleon hat als Schriftsteller seine Laufbahn beschlossen, und sein Nachfolger saß kaum auf dem Thron, als er ebenfalls zu schreiben begann. Die höchsten Beamten des Kaiserreichs und Emigranten ohne Zahl, haben als ebenso viele unparteiische Geschichtschreiber ihre Memoiren herausgegeben, und eine Dame sogar, abkürzungsweise die „Wittwe der großen Armee" genannt, erfreut uns mit regelmäßig folgenden Bänden, deren Excentricitäten und Periodicitäten, wie die Astronomen sagen, mittelst allgemeinen Gleichungen auf bekannte Sätze sich zurückführen lassen.

In der mittelalterlichen Zeit waren die goldnen Sporen der Gegenstand des Ehrgeizes aller Männer. Ohne die Zierde der Ritterlichkeit galt Reichthum, hohe Geburt, selbst Macht nicht viel; und in der jetzigen Zeit vertauschen wir den Speer mit der Feder, Helm und Schild mit Dintenfaß und Schellenkappe, und streben nach dem Aufnahme-Patent in den Schriftstellerorden. Steht der menschlichen Gesellschaft Gutes oder Böses daraus bevor? Wer vermag dies mit Zuversicht vorherzusagen?

Die öffentliche Presse wird in Frankreich mit großem Geist und ausgezeichnetem Talent von allen Seiten unterstützt. Sie kann mit der unsrigen, abgesehen von ihrem allgemeinen Charakter, nur in wenigen Punkten vergli-

chen werden. In Amerika pflegt ein einzelner Mann von literarischer Bildung, der zu einem solchen Unternehmen die bessern Beiträge liefern kann, sich mit einem andern Mann von mehr praktischen Kenntnissen und vielleicht noch mit einem gewandten Buchdrucker zur Herausgabe eines öffentlichen Blattes zu verbinden; wobei das Mechanische des Unternehmens dem letztern, und das Geistige und Gemeinnützige den erstern überlassen wird. Wenigstens die Hälfte der auf dem Lande erscheinenden Zeitungen schreibt der Drucker selbst; denn die Theilung der Arbeit hat diesen Theil der Industrie bei uns noch wenig bewältigt. Doch selbst bei den in Städten erscheinenden Zeitungeu können wir in Amerika die Theilnahme eines einzigen literarisch gebildeten Mannes oft schon als eine seltene Ueppigkeit ansehen. Es gibt nur wenige Fälle, wo eine Zeitung bei uns zwei oder gar drei wissenschaftlich gebildete Mitarbeiter findet; aber in der Regel sind die untergeordneten Mitarbeiter kaum etwas Besseres, als Scheerenschleifer. Daraus leuchtet aber gnügend ein, daß kein solcher auf sich allein beschränkter Herausgeber eines Blattes, den Charakter einer täglich erscheinenden Zeitung mit einiger Würde aufrecht zu halten vermag, da es ihm bald an dem dazu erforderlichen eignen Stoff fehlen muß, und er jeder Aushülfe durch Andere entbehrt. Dies ist nach meiner Meinung die einzige Ursache, warum die amerikanische Presse keinen größern Einfluß gewinnt, als den, welchen sie schon hat.

Dies Geschäft ist bei uns zu sehr vereinzelt; es wird dazu bei weitem zu viel erfordert, zumal in einem Lande, wo große und wichtige Ereignisse selten vorkommen, wo das Hauptinteresse sich in dem Streben einiger politischen Parteien concentrirt, wo irgend große Unternehmungen nur wenig, und der Streit über Grundsätze eben so selten besprochen wird. Stellen Sie sich dagegen vor, welche weit wichtigere Gegenstände in Europa die Beleuchtung der Absichten mächtiger Herrscher, die Enträthselung geheimer Hofintriken an die Hand geben, da von ihnen öfter das Wohl oder Wehe der Christenheit abhängen kann; wie nicht weniger die ernste Besprechung der Grundsätze, welche in der Leitung der Begebenheiten sich offenbaren, welche unerwartete umfassende Veränderungen in den Staatsmaximen herbeizuführen oder im Stillen die Umwälzung des Bestehenden vorzubereiten im Stande sind, worauf in diesem Theile der Welt die Hoffnungen und Befürchtungen über die fortschreitende Umgestaltung aller geselligen Verhältnisse sich stützen; — alles dieses muß Sie überzeugen, von welchem vielfach größern Interesse, alles Uebrige gleichgesetzt, eine Zeitung in Europa sei, als in Amerika, wo sich eine Zeitung blos auf die wenigen unbedeutenderen täglichen Ereignisse beschränken kann. Ich gebe zwar zu, daß wir einen Theil dessen, was Europa bewegt und erregt, auch in unsern amerikanischen Blättern mitgetheilt erhalten, so wie das Licht endlich auch zu den entlegeneren Sternen

hingelangt; aber wir erhalten diese Mittheilungen nur verstümmelt und alles vorzüglich Interessanten schon deshalb beraubt, weil Vieles davon für unsere Leser weit weniger Wichtigkeit haben kann.

Ich war schon eine geraume Zeit in Europa gewesen, ehe ich im Stande war, die Ursachen völlig einzusehen, warum mir so manche minder wichtig scheinende Punkte in der Geschichte politischer Ereignisse völlig fremd geblieben waren, ungeachtet ich von Jugend auf alles mit Aufmerksamkeit gelesen hatte, was über die europäischen Angelegenheiten bei uns im Druck erschien. Spätere genauere Nachforschungen haben mich aber darüber hinreichend belehrt. Die Winde sind keinesweges so pünktlich, wie täglich erscheinende Zeitungen; und öfter geschieht es, daß vorzüglich in den Winter- und Frühlings-Monaten fünf oder sechs Paketboote fast auf einmal ankommen und demnach die Neuigkeiten mehrer Wochen in wenige Blätter zusammendrängen. Die Herausgeber von Zeitungen suchen in diesem Falle natürlich vor allen Dingen das Neueste zu geben, und in der Eile und Verwirrung des Auswählens und Ueberlegens, was dem Zeitbedürfniß am meisten zusage, gehen manche verbindende Glieder völlig verloren, und wir erhalten die Folge der Begebenheiten nur in ihrem allgemeinern, nicht aber in ihrem ausführlicherem Zusammenhange mitgetheilt; die Leser lernen die Menschen und die Begebenheiten nur unvollkommen kennen, und wegen Mangel vollstän-

diger Einsicht in die Ereignisse selbst, hält auch ihr Gedächtniß die wenigen ungnügenden und unvollständigen Mittheilungen nicht fest, weil das Interesse an dem, was durch zufällige verstümmelte Nachrichten vernommen wird, naturgemäß nicht groß sein kann. Dies ist, meine ich, auch die Hauptursache der meisten falschen Vorstellungen, die bei uns über Europa und die dort sich ereignenden Begebenheiten bestehen.

In Frankreich wird die Herausgabe einer Zeitung durch regelmäßige Unterzeichnungen eines Betriebskapitals gedeckt; ein Hauptredacteur wird ernannt, den man unter den gewandtesten und unterrichtetsten Männern auswählt, und wenn das Journal einen leitenden Einfluß beabsichtigt, so werden ihm noch drei oder vier tüchtige Gehülfen beigegeben. Außerdem pflegen dem achtbaren Verein die ausgezeichnetesten Männer durch freiwillige Beiträge nachzuhelfen, welche die Spalten der sonst reichhaltig ausgestatteten Blätter im Interesse der gemeinschaftlichen Sache fortwährend mit geeigneten Gegenständen füllen.

Die französischen Gesetze verpflichten die Journale, welche faktische Gegenstände, die irgend ein Invidiuum persönlich angehen, aufgenommen haben, die etwanige Erwiederung ebenfalls aufzunehmen, damit jedes Gift sein Gegengift finden möge. Dieses ist ein Vorzug der französischen Einrichtungen, welchen wir zum Vortheil

für die Wahrheit und zur Ehre unseres Namens nachahmen sollten.

In diesem Augenblick gibt es übrigens kein einziges kritisch-literarisches Blatt in Frankreich, daß in diesem Lande eine allgemeine Auktorität sich hätte erwerben können. Dies ist ein Zweig der Schriftstellerei, dem die Franzosen grade in diesem Augenblick wenig Aufmerksamkeit zuzuwenden scheinen, obschon manche der vorzüglichsten Journale beiläufig kritische Beleuchtungen der neuen erschienenen Werke aufzunehmen pflegen.

Nach dem Wenigen zu urtheilen, was ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, möchte ich fast behaupten, daß das arglistig täuschende und ekelhaft langweilende System, den Gegnern Seitenhiebe zu versetzen oder durch Sticheleien Andersgesinnte zu verunglimpfen, je nachdem Theilnahme oder Aerger dergleichen anregen, in Frankreich fast noch weiter um sich greift, als in England oder in Amerika. Folgende Anekdote, worin ich selbst betheiliget bin, wir Ihnen eine Vorstellung geben, wie man hier in solchen Fällen zu Werke gehet.

Alle Werke, die ich geschrieben, noch ehe ich nach Europa gekommen war, waren nach den englischen Ausgaben hier in Umlauf gekommen und erschienen in der französischen Uebersetzung fast gleichzeitig mit den Originalen. Da ich nun beabsichtigte, ein neues Werk englisch in Paris drucken zu lassen, so fühlte ich, nach den bisher gelesenen Proben, die Nothwendigkeit, einigermaßen die

Uebersetzung zu controliren, damit ich, wenn ich die Zwischenzeit benutzte, um die einzelnen Bogen zum Wiederabdruck nach Hause zu schicken, solche dem Original gleichlautend ausfallen möchten. Ich wußte, daß man von meinen frühern Werken Exemplare in England gekauft hatte, um sie zu übersetzen, und daher machte ich den Herausgebern dieser frühern Uebersetzungen den Vorschlag, mit mir darüber zu verhandeln. Von dem Gedanken gedrängt, daß ich ihnen als Verfasser eine bedeutende Summe abfordern werde, machten sie Schwierigkeiten allerlei Art. Da sie mich entschlossen fanden und durchaus nicht geneigt, ihren Drohungen, sie würden thun, was ihnen am besten dünke, mich zu fügen, so blieb die Sache einige Tage beruhend. Grade in diesem Augenblicke erhielt ich durch die Post eine einzige Nummer eines obscuren Tageblatts, dessen Existenz mir bis dahin völlig unbekannt geblieben war. Verwundert über eine solche unerwartete Höflichkeit war ich auf den Inhalt desto begieriger. Dieses Blatt enthielt nun einen Artikel über mein Verdienst und Nicht-Verdienst als Schriftsteller, worin das Letztere namentlich mit etwas starken Strichen gezeichnet war. Wenn man ein Papier solchen Inhalts in die Hand bekommt, worin man sich selbst heruntergemacht sieht, so pflegt man gewöhnlich an der Aufrichtigkeit des Einsenders nicht zu zweifeln. Aber ich kam der Sache nach etwas näher auf die Spur, als ich in diesem besonderen Falle mich über die Art und Weise

gepriesen fand, wie ich den Charakter Benjamin Franklins behandelt hätte, einen Mann, dessen Name nicht einmal in irgend einer meiner Schriften, die jemals im Druck erschienen sind, genannt worden ist. Damit wurde mir nun der Charakter der Kritik offenbar, und sobald ich desjenigen ansichtig wurde, der in der Verhandlung mit den Buchhandlungen den Vermittler gemacht hatte, so übergab ich ihm das Zeitungsblatt, und sagte, ich sei beinahe entschlossen, mit meiner Forderung in die Höhe zu gehen, da man mich auf eine so erbärmliche Weise behandele. Wir waren indessen der Hauptsache näher gekommen, und da die Verleger fanden, daß meine Forderung kaum des Handelns werth war, so wurden wir bald einig, und so fand es sich, daß man mit dem Artikel nichts weiter bezweckt hatte, als mich über die Schätzung meines Werks in Frankreich irre zu leiten und mich von den Aussprüchen der Kritik abhängig zu machen.*)

---

*) Der Verfasser hat diese Anekdote, wie sie vor neun Jahren niedergeschrieben war, unverändert wiedergegeben; aber seit seiner Rückkehr in die Heimath findet er, daß wir in keiner Weise den Franzosen in Verderbtheit und Ränkesucht nachstehen, welche den Beruf des Schriftstellers zu einem der entwürdigendsten und widerwärtigsten unter allen menschlichen Bestrebungen herabsetzt, womit sonach ein Mann, der noch einiges Selbstgefühl, einige Festigkeit des Charakters, einiges Vertrauen auf sich selbst bewahrt hat, sich nicht entehren darf. Mehr als jemals soll also ein ehrliebender Mann als Schriftsteller seine Unabhängigkeit unerschütterlich zu behaupten

Ich fürchte, daß wenige Bücher in Frankreich blos nach ihrem wahren innern Werth oder Unwerth recensirt werden; das System der Intriken, das in allen Dingen hier vorherrscht, ist ebenso thätig in der Literatur als in andern Angelegenheiten.

Wenn in Frankreich ein Buch bis in die Provinzen Eingang findet, so kann man es ohne weiteres als populär betrachten; daß ein Buch aus den Provinzen komme, ist dagegen etwas fast Unerhörtes. Der Despotismus des Buchhandels ist in diesem Stücke unumgänglich durchgreifend. Paris scheint sich zum obersten Richteramte, von dem keine Berufung stattfindet, in allen Gegenständen des Geschmacks und der Literatur aufgedrungen zu haben; und es ist eben so unwahrscheinlich, daß eine neue Mode von Lyon, Bordeaux, Marseille, oder sonst woher aufkomme, als daß man ein neues Werk, das in einer andern Stadt erschienen, mit Beifall aufnehmen sollte. Die günstige Beurtheilung in Paris ist unumgänglich erforderlich, und die Verleger in der Hauptstadt, von ihren gutbezahlten Witzereißern und

---

trachten, sollte er auch mit dieser Kühnheit der Gefahr sich aussetzen, von allen solchen Leuten angefeindet zu werden, die, unfähig in der Literatur ihren eignen Weg mit Würde zu verfolgen, sich zu den Freibeutern und Räubern zugesellen, für keine Schande halten. Anm. d. Vf.

Lächerlichmachern thätig und bereitwillig unterstützt, fühlen sich mächtig genug, um durch ihren Einfluß dem Publikum, das allein in der Sache richten könnte, in dem Ausspruche des eignen Urtheils zuvorzukommen.

Neulich hatten wir noch ein Pröbchen davon, wie sehr die Pariser sich dagegen wehren, daß ein Urtheil Anderer neben dem ihrigen aufkomme; es war in einer Sache des Geschmacks, die uns Amerikaner näher angeht. Vor wenigen Monaten war Madame Malibran hier angekommen. Sie war in Europa noch wenig bekannt, aber der große Ruf ihres Vaters war ihr vorangegangen. Unglücklicherweise aber flüsterte man einander zu, sie habe großen Beifall in Nordamerika geärndtet. In Amerika! Und noch dazu Musik! Opera! wie kann es dort dergleichen geben! Die Schauspielerin war also genöthigt, unter den ungünstigen Auspicien aufzutreten, einen amerikanischen Ruf mitgebracht zu haben; gar keiner wäre ihr weit vortheilhafter gewesen; dieser einzige Umstand wäre fast hinreichend gewesen, ihr alle Hoffnung auf Beifall im Voraus abzusprechen. Jene Elenden, von welchen Coleridge sagt, sie seien: „kriechendes Gewürm, das von der leiblichen Hülle der Genialität sich mästet," gaben ihren Unwillen zu erkennen, und das Publikum schwankte zwischen dem bessern Gefühl und der leidigen Gewöhnung, es wußte nicht, ob es wagen könne, eine Künstlerin mit Beifall aufzunehmen, die aus den „Kolonien"

kam, wie man noch immer keck genug die große Republik wegwerfend zu benennen pflegt. Ich habe nicht erfahren, welche Opfer nöthig waren, um die kleinen Tyrannen der Presse zu beschwichtigen, ehe diese Künstlerin, deren Talente recht eigentlich das Höchste in ihrem Fache verbürgten, die Gunst des „großmüthigen und kunstliebenden Publikums" erlangen konnte.

Sechzehnter Brief.

Umgegend von Paris. — Dorf Saint Ouen. — Unsere Wohnung. — Leben auf dem Flusse. — Pariser Spießbürger. — Niedliche Grisette. — Fahrt auf der Seine. — Ein rascher Abenteurer. — Dorf-Fest. — Montmorency. — Ansicht unweit Paris.

An Herrn James Stevenson in Albany.

Seit dem ersten Juni waren wir Einwohner eines französischen Dorfs, und jetzt nähern wir uns schon dem Ende des Oktober. Einen großen Theil des Sommers, den ganzen Herbst, Winter und Frühling hatten wir innerhalb der Mauern von Paris zugebracht, daher deuchte es uns, wir dürften schon ein wenig dem Wunsche nachgeben, um in der freien Natur einmal das Landleben zu genießen. Lächeln werden Sie aber doch, wenn Sie nach solcher Einleitung erfahren, daß wir nur eine Stunde Weges von der Barrière de Clichy uns angesiedelt haben. Das ist die Ursache, warum ich bis jetzt von unserer Zurückgezogenheit nichts erwähnt habe, denn drei bis viermal wöchentlich kommen wir in die Stadt und versäumen keine Gelegenheit, Alles zu sehen, was uns sehenswürdig scheint. Doch jetzt habe ich einmal davon gesprochen und muß daher fortfahren, Sie in die Geheimnisse unseres jetzigen Aufenthalts einzuführen.

Den Monat Mai brachte ich zu mit Durchspähen der Umgegenden, um ein Haus für uns zu suchen. Da dies eine ganz angenehme Beschäftigung war, so eilten wir nicht sonderlich, sondern, nachdem ich mein Cabriolet gut hatte herstellen lassen, so verbanden wir mit diesem Wohnungsuchen ein anderes angenehmes Geschäft, nämlich uns in fast allen Dörfern und Meierhöfen innerhalb drei Stunden Abstandes von Paris umzusehen; weiter als drei Lieues wünschten wir in keinem Fall uns von der Stadt zu entfernen.

In der Richtung von Saint Cloud liegen Passy, Auteuil und alle die Ortschaften, welche den Wald von Boulogne, den Pariser Hyde-Park umgeben; dort befanden sich recht viele, anmuthige Wohnungen, aber keine sagte uns aus der einen oder andern Ursache recht zu, und so miethеten wir endlich ein Haus in Saint Ouen, dem Runnymeade von Frankreich. Als Ludwig der Achtzehnte im Jahr **1814** sich seiner Hauptstadt im Nachzug des Heeres der Alliirten näherte, da verweilte er einige Tage in Saint Ouen, eine französische Meile von den Barrièren, woselbst sich ein kleines Schloß befand, das der Krone gehörte. Hier besuchten ihn Herr von Talleyrand und Andere, und von hieraus trat seine gefeierte Charte ans Licht, welche Frankreich für immer zu einer konstitutionellen Monarchie umzuschaffen verhieß.

Seit jener Zeit ist das alte kleine Schloß abgetragen und an dessen Stelle ein Pavillon gebaut worden,

welchen die Gräfin von —— zum Geschenk erhielt, eine Dame, welche, so sagte man, das Schicksal des Hoflebens umkehrend, die Majestät in ihrem Lächeln sich sonnen ließ. Welch ein geeignetes, hoffnungbelebendes Denkmal, errichtet auf dem Geburtsort der französischen Freiheit! Am andern Ende des Dorfs steht ebenfalls ein ansehnliches Gebäude, einst Herrn Neckers Wohnung, jetzt dagegen Eigenthum und Sommeraufenthalt eines Herrn Terneaux, oder Herrn Baron von Terneaux, wenn es politisch wäre, ihn so zu nennen, des angesehensten Manufacturier in ganz Frankreich. Ich sagte: politisch, denn Großthuerei auf Adelstand ist hier durchaus nicht üblich. Die Witzlinge erzählen hier von Jemanden, der in einer Gesellschaft förmlich angemeldet wurde als Herr Marquis von —— und sich rasch umdrehend zu dem Bedienten ärgerlich sagte: „Marquis toi-même!“ Doch dieser Spaß ist wohl von Buonapartisten ersonnen; denn da der Kaiser weder einen Marquis noch einen Vicomte jemals gemacht hat, so setzte man vielmehr zur Zeit der Restauration einen Werth in die Befugniß, solche Titel zu führen, um dadurch zu beweisen, daß man noch dem „ancien regime“ angehöre.

Saint Ouen stellt eine Gruppirung kleiner unansehnlicher steinerner Häuser dar, längs dem rechten Ufer der Seine, die nach einem Umwege von fast zwanzig (englischen) Meilen, von der Stadt aus, hier so nahe an diesem Orte vorbeifließt, daß mehre Häuser ganz am

Wasser stehen, welches für die Hauptstadt ein großer Vortheil ist; denn es ist natürlich weit bequemer, auf Fuhren von hier aus mancherlei Artikel nach Paris zu schaffen, als zu Wasser, wo man mit der Strömung und den Untiefen des Flusses zu kämpfen hat. Außer den beiden schon erwähnten größern Gebäuden befanden sich noch sechs oder acht ansehnliche Wohnhäuser zwischen der Landstraße und dem Flusse, und in einem davon haben wir uns angesiedelt.

Dieser Ort wurde um das Jahr 1300 ein fürstlicher Aufenthalt, und seit dieser Zeit haben abwechselnd mehre hohe Herrschaften hier gewohnt, bis zum 4. Juni 1814, an welchem die denkwürdige Charte der Franzosen ins Leben trat *). Frau von Pompadour war Besitzerin

*) Das Schloß von Saint Ouen ging vor etwas weniger als zweihundert Jahren in den Besitz des Herzogs von Gesvre über. Dülaure gibt uns in Folgendem — ein Theil eines Briefs dieses edelen Herrn — eine Probe von der Erziehung, die ein Herzog in siebzehnten Jahrhundert erhielt: „Monsieur, me trouvant obligé de randre une bonne party de largan que mais enfant ont pris depeuis qu'il sont au campane, monsieur, cela moblige a vous suplier tres humblemant monsieur de me faire la grasse de commander monsieur quand il vous plera que lon me pay la capitenery de Monsaux monsieur vous asseurant que vous mobligeres fort sansiblement comme ausy de croire avec toute sorte de respec etc.“ Das ist mehr, als Jack Cade, auf jedem Fall. Der Groß-Conetable des Reichs Anne de Montmorency konnte seinen Namen

des Schlosses im Jahr 1745, und sonach ist es diesem Ort ergangen, wie allem Vergänglichen auf Erden — „zum Staube muß, was Staub ist, wiederkehren."

Das Dorf Saint Ouen, so klein, unsauber, enge und widerwärtig es auch ist, hat demungeachtet seinen öffentlichen Platz, wie jedes andere französische Dorf. Als wir dort ankamen, um das Haus in Augenschein zu nehmen, konnte ich mich eines herzlichen Lachens bei dem Gedanken kaum erwehren, in eine solchen Höhle einziehen zu wollen. Doch sah ich, daß zwei große portes-cochères sich nach dem Platze öffneten, und wir fuhren in das eine Thor ein, das noch am besten von beiden sich ausnahm, und gelangten in einen geräumigen, durchaus saubern Hof. An der einen Seite des Thorwegs war eine Wohnung für einen Portier, an der andern Seite ein Schoppen zur Aufbewahrung von Gärtnergeräthschaften, Gewächsen u. dergl. Die Mauern, welche den Hof von dem Platz und dem Garten scheiden, sind zwölf bis vierzehn Fuß hoch; so daß man innerhalb derselben wie von der ganzen übrigen Welt abgetrennt leben kann. Die Breite des Guts erstreckt sich nicht über hundert und fünfzig Fuß, die Länge beträgt, (denn das Ganze hat die

---

nicht schreiben; wenn seine Namensunterschrift erforderlich war, so mußte sein Secretär ihm über die Schulter zusehen, um ihn zu erinnern, wann er eine hinreichende Zahl Krähenfüße gemacht hatte, daß es seine Unterschrift bedeuten konnte.

Form eines länglichen Vierecks), etwa dreihundert Fuß, oder noch etwas mehr; und doch in diesem beschränkten Raum, worin die Anlagen in englischem Geschmack eingerichtet sind, ist jedes Fleckchen so trefflich benutzt, daß es uns vorkam, als hätten wir überflüssig Platz zu unsrer Lust und Bequemlichkeit. Der Garten endet in eine Terrasse, die sich über den Fluß erhebt, und von diesem Punkt eröffnet sich dem Blicke eine weite Aussicht über eine herrliche, anmuthige Ebene, die von hübschen, kecken Hügeln begrenzt wird, belebt von dem abwechselnden Anblick grauer Dörfer und Flecken.

Unser Haus ist von Steinen erbaut und nicht ohne gefällige Einrichtung. Es wird etwa neunzig Fuß lang und vierzig Fuß breit sein. Der Eingang führt zu einem Vorplatz, an welchem rechts Küche, Speisekammer, Waschhaus u. s. w., links die Haupttreppe befindlich ist. Der vorzüglichere Saal befindet sich an der Fronte. Dies ist ein vortreffliches Gemach, nahe an dreißig Fuß lang, fünfzehn bis sechzehn Fuß hoch, und hat drei gute Fenster, die sich in den Garten öffnen. Daran stößt an der einen Seite ein Billardsaal, an der andern der Speisesaal; aus dem Speisesaal kommt man in die vorerwähnten zum Haushalte gehörigen Abtheilungen, und aus dem Billardsaal in ein niedliches, kleines Boudoir. Eine Treppe hoch ist eine Folge von Schlafzimmern, Ankleidezimmern und Kammern; alles ist durchaus sauber, das ganze Haus gut unterhalten und für eine ländliche Wohnung ist auch

der Hausrath nicht übel gewählt. Alles dieses bekomme ich für hundert Dollars monatlich für die Zeit der fünf Sommermonate. Auch eine Kutschenremise fehlt nicht, nebst Stallung für drei Pferde. Den Gärtner und Portier bezahlt der Hauseigenthümer. Indessen werden nicht häufig Wohnungen in diesem Dorfe gesucht, und die Einnahme der Vermiether ist daher nicht groß.

Unter die Vorzüge die das Leben in Europa darbietet, gehört unstreitig auch die Leichtigkeit, solche Wohnungen zu finden. Möblirte Zimmer oder durchaus möblirte Häuser kann man fast in jeder Stadt von einiger Größe bekommen; und wenn man nur eigenes Leinenzeug und Tischgeräthe hat, so kann man leicht alles, was man sonst bedarf, noch dazu bekommen. Freilich vermißt man bisweilen manche Bequemlichkeiten, die man im eignen Hause gewohnt war; doch in Frankreich kann man sich selbst mit manchen geringeren Gegenständen versehen, die man gewöhnlich anderswo nicht bekommen würde. So hält man unter andern ein anständiges Schlafgemach für nicht hinreichend ausgestattet, wenn sich nicht ein schöner Secretär und ein Büreau darin findet. Diese Dinge sind daher fast ebenso durchgängig üblich, als die immer wiederkehrenden zwei aneinander stoßenden Säle mit Flügelthüren bei uns in New-York.

Dies war nun unser Tusculum seit dem Junimonat. Herr Terneaux belebt gelegentlich die Scene durch ein Diner, und er hat uns die Höflichkeit erwiesen, uns zu

erlauben, in seinen Gartenanlagen spazieren zu gehen, welche im alten französischen Geschmack eingerichtet und von beträchtlichem Umfang sind. Links haben wir einen Nachbar, dessen Namen wir nicht kennen, der in seinem Garten Soupers gibt und Concerte veranstaltet, die der großen Oper würdig sind. Gelegentlich vernehmen wir auch Gesänge, und zwar von einer weiblichen Stimme, die mit Madame Malibran zu wetteifern im Stande wäre. Zu unsrer Rechten wohnt eine ehrbare Wittwe, deren Haushalt so stille ist, wie der unsrige.

Eine unsrer Lieblingsbelustigungen ist hier die Beobachtung des lebhaften Lebens auf dem Flusse — stilles Leben gibt es in Frankreich nicht. Sämmtliche Wäscherinnen des Dorfes versammeln sich drei Tage wöchentlich unter unserer Terrasse, und schwerlich würde Jemand um ganz Paris lustigere Grisetten ausfindig machen können, wie diese. Sie plaudern und schäkern und plätschern und jauchzen laut vom Morgen bis zum Abend und versüßen einander ihr Tagwerk in nimmer rastender muthwillig heiterer Laune. Gelegentlich sieht man auch wohl eine ungeheure altersgeschwärzte Barke stromaufwärts schleppen von dickknochigen Pferden und bis zum Versinken fast beladen, oder eine ganz leere Barke treibt mit der Strömung abwärts, die beinah den Fluß zu sperren droht, wenn sie bisweilen seitwärts treibt. Uns gegenüber liegen drei oder vier Inselchen, und manchmal sehen wir auch kleine Nachen zwischen ihnen auf und

nieder schwanken. Wir versuchten ebenfalls uns zuweilen in einem Kahne zu erlustigen, doch wir hatten bald die Lust wieder verloren.

Der Sonntag ist ein besonders festlicher Tag für uns, denn dann ist der Rand des Flusses wie eingefaßt von Spaziergängern aus Paris, in durchaus spießbürgerlichem Aufzuge. Die guten Leute besuchen uns recht zahlreich, auf Eseln reitend, oder fahrend in Familienwägen, in Cabriolets, in Fiacres, die meisten aber zu Fuße. Sie fallen Niemanden beschwerlich, dringen sich Niemanden auf, gleichen also darin keineswegs den amerikanischen Schwärmen von Besuchenden, die dort aus den Städten die Landbewohner überrumpeln. Diese Schaaren Spaziergänger kommen auf ihrem Wege durch Weingärten, die durch keine Umzäunungen geschützt sind. Dieser Zug des französischen Charakters, über den so viel zu unserm, wie zu der Engländer Nachtheil geredet worden ist, bedarf indessen einer Erläuterung.

Statuen, Spaziergänge, Gärten u. s. w., werden, fast ohne Ausnahme, überall durch Wachtposten geschützt, und Polizeibeamte, in gewöhnlicher Kleidung dem Publikum unkenntlich gemacht, schweifen fast überall durch die Städte umher, und zwar in hinreichender Anzahl, um Beraubung, Beschädigung oder Muthwillen zu einem gewagten Unternehmen zu machen. Auf dem Lande hält jede Gemeinde einen oder mehre Feldwächter, die nichts weiter zu thun haben, als etwanige Frevler zu ertappen und

festnehmen. Hierzu kommen noch die Gensd'armen zu Fuß und zu Roß, die immerfort in Bewegung sind; und daraus ist leicht abzunehmen, daß es hier zu Lande weit gewagter ist, irgend etwas Verbotenes zu thun, als bei uns. Doch unterliegt es auch keinem Zweifel, daß anderseits die Gewöhnung und Einschüchterung, welche aus einer solchen durchgreifenden Aufpasserei endlich hervorgehen muß, selbst auf den Charakter eines Volks einigermaßen wirken könne, so daß sie zuletzt gar nicht mehr auf den Gedanken gerathen, das zu thun, was ihnen auf eine so eindringliche Weise verwehrt wird.

Manche Pariser, die uns an Sonntagen durch ihren Zuspruch erfreuen, erscheinen bisweilen in recht drolligen Aufzügen. So sahen wir vor einigen Tagen eine Gesellschaft, welche folgende Familienanordnung getroffen hatte: Der Mann ritt ein Grauschimmelchen, und seine Füße berührten fast die Erde; die Frau, eine buchsbaumfarbige Brünette, trabte zu Fuß hinterher, von den beiden jüngern Kindern, einem Knaben und einem Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren, und von einem kleinen Hund begleitet, der, wie der Führer eines blinden Bettlers, an einer Schnur festgebunden war; während die älteste Tochter sich auf das Kreuz des Grauthiers hinten aufgeschwungen hatte und sich durch eine männliche Haltung ihrer untern Gliedmaßen im Gleichgewichte zu erhalten wußte. Sie war eine schöne rosenwangige Grisette, etwa siebzehn Jahre alt, und während sie schnell genug vor=

beizogen, so daß das Hündchen in langsamem Trab erhalten wurde, wogte ihr Häubchen im Winde, glänzend ihre dunkeln Augen vor ausgelassener Lust, und das schwarzbraune Lockengeringel spielte gleich seidnen Wimpeln über ihren Schultern. Jeden Begegnenden begrüßte ihr fröhliches Lachen, es lag darin eine herausfordernde Schäkerei, indem sie durch ihre sichere Haltung gleichsam Jeden zu fragen schien: Möchtet Ihr auch wohl so ein Grauschimmelchen reiten? Da ihr Sitz eben nicht sonderlich bequem sein mochte, so hatte sie sich ausgesonnen, wie sie aus ihrem Unterkleid ein paar Steigbügel machen könne. Ihr Oberkleid hatte sie um ihre Taille aufgesteckt, und dadurch ihre Knie statt der Füße zu Stützpunkten ausersehen. Die niedlich geformten Beine, mit einer Fußbekleidung, welche die Pariserin nicht verkennen ließ, blieben den bewundernden Blicken eines Parterre von mehren hundert müssigen Spaziergängern ausgesetzt. Kein Wunder ist es, wenn in einem solchen Lande kein Mangel an plastischen Künstlern ist, wenn es ihnen an schönen Modellen selbst auf Landstraßen nicht fehlt. Das Grauschimmelchen schien ganz allein an seiner Reiterin kein Behagen zu finden, und es allein ließ sein Mißbehagen bisweilen merken, indem es mit den Hinterbeinen auszuschlagen versuchte, wenn der Mann manchmal seine Seiten mit einer Nessel kitzelte, die es viel lieber gefressen hätte.

Vor nicht langer Zeit war ich eine halbe Stunde

lang theilnehmender Zuschauer eines komisch-gefährlichen Reiseunternehmens quer über die Seine in einem flachen Boot. Die Reisenden waren ein Bürgersmann, seine Frau, Schwester und Kind. Der ehrliche Fährmann Pierre hatte sich dazu verstanden, die ganze Gesellschaft nach dem Eiland gegenüber und wieder zurück zu fahren für den mäßigen Fahrlohn von fünf Sous. Mir hatte der alte Schalk für denselben Dienst jedesmal einen Franken abgenommen. Ich bemerkte unter den Leutchen mehr ernste Ueberlegungen und lebhafte wichtige Berathungen über mögliche Gefahr bei solchem gewagten Unternehmen; mehr als einmal waren die Frauen schon im Begriff, die Sache ganz aufzugeben, doch der Mann betrachtete die Sache als eine Kleinigkeit. Er versicherte, parole d'honneur, sein Vater sei mehrmals über den Fluß gefahren, ohne daß ein Unglück daraus entstanden wäre! Dies weckte endlich ihren Muth und mit mehrfachen Ausrufungen von ma foi! und o Dieu! schifften sie sich endlich ein. Ihr Fahrzeug war ein schmales altes Boot, dem eine Tonnenfracht keine Ueberfracht gewesen wäre, der Fluß war so niedrig und seicht, daß man zwei Drittel des Abstandes, welcher keine dreihundert Fuß betrug, durchwaten konnte. Pierre versicherte, es sei hier so wenig Gefahr, daß es nicht der Mühe lohne, darüber zu sprechen, und er stieß ab mit so ruhiger Haltung, wie sein Boot. Die Reise hin und zurück lief glücklich ab, und das vordere Ende des zurückkehrenden

Boots berührte schon das Ufer, ehe die Passagiere zu lächeln wagten. Welche Freude stand ihnen bevor, von solcher Reise noch manchen Nachgenuß zu empfinden in öfterer Rückerinnerung! Aber die Frauen hatten kaum noch das Ufer betreten, als der rasche und waglustige Abenteurer, nicht bedenkend seine Verpflichtung als Gatte Bruder, Vater, ein Ruder ergriff und aus allen Kräften damit zu arbeiten anfing. Er wollte, schien es, gar zu gern seinen Gevatterleuten in der Rue Montmartre erzählen, wie man einen Kahn regieren müsse. Pierre war ritterlich ans Land gesprungen, um den Damen beizustehen, und das erleichterte Boot folgte träge den Stößen des Ruders und nur allmählig entfernte sich sein Bug vom Ufer. — „Oh! Eduard! — mon mari! mon frère! que fais-tu?" riefen die Frauen. — „Ce n'est rien," erwiederte der Mann und immerfort arbeitend, gelang es ihm durch einen tüchtigen Stoß das Boot über zwanzig Fuß vom Lande zu entfernen. — „Eduard! cher Eduard!" — „Laisse moi m'amuser, — je m'amuse, je m'amuse!" rief der Gatte im Tone ärgerlichen Vorwurfs. Doch Eduard, ein stämmiger, kleiner, glatter Gewürzkrämer, etwa fünfunddreißig Jahre alt, hatte noch niemals gehört, daß man zweier Ruder in einem Kahne bedürfe, und je mehr er sich anstrengte, desto weniger konnte er es dahin bringen, das Ufer wieder zu erreichen. Dies schien er am Ende zu begreifen, als er allmählig mehr von der Strömung sich ergriffen sah; und

seine Anstrengungen grenzten nun fast an Verzweiflung; denn seine Einbildungskraft mochte ihm schreckliche Bilder vorzaubern, wer weiß wie weit in einem unlenksamen Fahrzeug an ein unbekanntes Ufer entführt zu werden, ohne Lebensmittel, ohne Compaß aller menschlichen Hülfe beraubt. Die Frauen schrieen laut auf, aber je ängstlicher sie schrieen, desto hartnäckiger blieb er dabei, zurückzurufen: „Laisse-moi m'amuser — je m'amuse, je m'amuse." Dabei rann wahrscheiulich der Angstschweiß von Eduards immer mehr erbleichendem Antlitz, und da rief ich endlich unwillig dem unerschütterlichen Pierre zu, der in stiller Bewunderung den Zickzackbewegungen seines wackelnden Kahnes nachblickte, dem Mann zu sagen, er möge das Ruder auf den Grund stemmen und den Kahn ans Ufer stoßen. „Oui, Monsieur," sagte der Schelm mit schlauem Lächeln; denn ihm mochten die mir abgenommenen Franken einfallen; er bedeutete den Bedrängten, und bald sah sich unser Abenteurer wieder glücklich auf festem Boden. Nun begannen die zärtlichen Verweise, die leidenschaftlichen Vorwürfe und die sanftern Vorstellungen, daß er so leichtsinnig habe vergessen können, daß er Gatte und Vater sei. Eduard mochte vielleicht im Herzen alle Böte und Flüsse verwünschen, doch blieb er dabei, die Sache leicht zu nehmen und seine überbesorgten Begleiterinnen zu versichern, daß er ja weiter nichts gewollt habe, als sich einmal einen rechten Spaß machen.

Auch ein Kirchweihfest hatten wir; denn jedes Dorf in der Nachbarschaft von Paris hat sein besonderes Jahresfest. Der Marktplatz war voller Drehwägelchen und hölzernen Pferdchen (Carrousssels) und andern köstlichen Erfindungen der Franzosen, um einen Sou mit Lust los zu werden. In der Dorfkirche ward Hochamt gehalten und unsre musikalischen Nachbarn führten dabei einen Gesang auf, würdig in Sankt Peters Wölbungen zu ertönen; und die Dorfbewohner tanzten Quadrillen auf dem grünen Rasen, was in manchem Landhause eine schöne Tapetenmalerei hätte vorstellen können.

Alles dieses macht mir immer viel Vergnügen; denn, um die Wahrheit zu gestehen, des beständigen Gewühls und des beständigen Einerleies in Paris war ich endlich ganz müde geworden. Unsre Freunde kommen öfter aus der Stadt, um uns zu besuchen, und wir machen häufig Gebrauch von unserm Cabriolet. Als nahe Nachbarn der Abtei Saint-Denis haben wir öfter die Gräber der französischen Könige besucht, und jedesmal kehrten wir weniger befriedigt zurück von der geheuchelten Todtenfeier, die in jenen Wölbungen begangen werden. Einer solchen bedeutungslosen Feierlichkeit wohnte unlängst die königliche Familie bei nebst mehren hohen Beamten, unter denen sich auch Herr von Talleyrand befand. Letzterer befand sich im Innern der Kirche, als ein Mann auf ihn zustürzte und ihn thätlich beleidigte, ihn zu Boden warf, und dabei sich mancher Ausdrücke bediente,

die über die Absicht seines Angriffs keinen Zweifel ließen. Befremdende Gerüchte sind über diesen Vorfall im Umlauf. Der Beleidiger war ein Marquis von — —, und man erzählt sich, daß seine wahre oder eingebildete Entrüstung in einiger Beziehung zu einem raubsüchtigen Plane stehe, einem Gliede der entthronten Dynastie die ihm selbst gehörigen oder gar einige der Krone gehörige Juwelen zu entwenden, (ich weiß nicht genau welche), was zur Zeit der Restauration beabsichtigt worden sein soll. Die Zeitungen enthielten darüber Mancherlei, doch die Begebenheiten drängen sich hier in so rascher Folge, daß ein Unfall der Art bald wieder vergessen wird. Ich maße mir nicht an, einiges Nähere zu wissen, sondern beziehe mich daher auf das, was damals in den Zeitungen darüber vorkam.

Auch Enghien und Montmorency haben wir besucht. Letzteres, wie Sie wissen, liegt am Abhange eines niedrigen Hügels im Angesicht von Paris. Es ist ein ansehnlicher Flecken mit gar winkligen holprigen Gassen, einige davon laufen steil bergab; auch eine gothische Kirche befindet sich daselbst, die man schon aus weiter Ferne erblickt und werth ist, daß man sie auch in der Nähe betrachte. Solche Gebäude in ihrer edeln Einfachheit bieten uns einen erfreulichen Anblick, wegen ihres Alterthums, ihrer Bauart, ihrer Größe und der frommen Ueberlieferungen wegen. Was liegt am Ende daran, welcher abgeschmackte Aberglaube sich allmählig auf die

abenteuerlichste Weise in die frommen Gebräuche mischte, wenn wir hören und mitfühlen, daß wir in einem Gewölbe stehen, das schon ein Jahrtausend widerhallte von den feierlichen Lobgesängen zum Preise des Allmächtigen! Doch die Kirche von Montmorency hat kein so hohes Alter; vor drei Jahrhunderten ist sie erst wieder neu aufgebaut worden.

Dulaure, ein strenger Kritiker der Aristokratie, rügt scharf die Anmaßung der Edeln von Montmorency, die „ersten christlichen Freiherrn“ sein zu wollen, und sucht zu beweisen, daß sie unter vielen andern, weder die ersten Freiherrn, noch die ersten Christen gewesen seien. Er behauptet, der vielsagende Titel sei höchstens nichts weiter als ein Feldgeschrei, aus der Zeit der Kreuzzüge herrührend. Nach seinen Berichten fällt die Entstehung dieses edeln Geschlechts in das Jahr 1008. Damals sei nämlich ein gewisser Burckhard ein böser Nachbar der Abtei Saint Denis gewesen, der, ein Vasall derselben, durch seine Räubereien bekannt, auch bisweilen einen Mönch ausgeplündert habe; daher habe der König sich genöthigt gesehen, seine Burg innerhalb des Bannes von Saint Denis der Erde gleich machen zu lassen; darauf sei aber dieser Burckhard vermöge eines Vertrags in den Besitz des nahebei gelegenen Bergs gekommen, mit der Erlaubniß, sich an einem dort fließenden Bächlein eine Burg zu bauen, welcher Ort in den Urkunden den Namen Montmorenciacum führt. Das ist also der Ursprung des

Namens und des Geschlechts. Der Verfasser meint ferner, das ursprüngliche Schloß könne nicht wohl anders als wie von Holz gebaut gewesen sein.

Wir nahmen einen Weg, der uns zu einem Hügel der Anhöhe im Rücken des Orts hinanführte, wo wir eine neue und ganz eigne Ansicht von Paris und den Umgebungen der Stadt erhielten. Ich habe schon gesagt, daß die französischen Städte keine zerstreuten Vorstädte haben. Einige wenige Weinhäuser finden sich ganz nahe an den Stadtthoren, um der Octroi zu entgehen, und stehen dicht an einander, wie die Häuser in der Stadt, und alsdann hören auf einmal, gleichsam wie abgeschnitten, alle Gebäude auf. Die Felder berühren an manchen Stellen die Stadtmauer ganz unmittelbar, und zwischen Saint Ouen und den Guinguetten und Weinwirthschaften vor der Barriere de Clichy, in einem Abstande von zwei (englischen) Meilen sieht man nur ein einziges einzelnstehendes Haus. Eine weite Ebene dehnt sich auf dieser Seite von Paris nach den Anhöhen aus, und über diese konnten unsere Blicke ungehindert hin- und herschweifen. Die Menge der Dörfer, die wir von hieraus übersahen, setzte uns in Erstaunen. Ich machte keinen Versuch, sie zu zählen, doch meine ich, daß wenigstens ihrer hundert vor uns lagen, alle grau und malerisch um den hohen Kirchenbau und seinen alten Thurm gruppirt, gleich vielen sich unter der Henne Flügeln bergenden Küchlein. Der Himmel war umwölkt, und die einzelnen Dörfchen

und Weiler traten nach und nach aus ihren grünen Gründen, erst dämmernd, dann deutlicher hervor; ihre Mauereinfassungen erschienen bald in matter Beleuchtung, bald bargen sie sich aufs neue in den Schatten des über sie hinziehenden Gewölks, gleich den mächtig ergreifenden Dunkelungen in den Rembrandt'schen Landschaftsgemälden.

Siebenzehnter Brief.

Ländliche Lustfahrten. — Französischer Bauernstand. — Ansicht vom Montmartre. — Die Boulevards. — Die Abbatoirs. — Suchen einer Wohnung. — Ein einfaches Frühstück. — Königliche Aufzüge und Prachtliebe. — Französische Fuhrwerke und Pferde. — Arten von Fuhrwerken. — Trunksucht. — Französische Kriminaljustiz. — Merkwürdige Polizeifälle.

An Herrn Capitän M. Perry, U. S. N.

Ich sitze viel im Sattel, seit wir nach Saint Ouen gezogen sind. Zuerst begann ich das Geschäft des Durchforschens der Umgegend im Cabriolet in der Gesellschaft meiner Frau. Während dieser Ausflüge machten wir manche kleine ergötzliche Lustfahrten ausfindig, wovon diejenigen, die auf ihren Reisen sich niemals von den großen Landstraßen entfernen, sich keine Vorstellung machen können. Als endlich diese kleinen Lustreisen nichts Neues mehr darboten, so setzte ich mich auf mein Pferd und ritt feldein, neuen Entdeckungen entgegen. Das Resultat dieser Kreuz- und Querzüge war für mich die genauere Bekanntschaft mit dem ländlichen Leben und Treiben in diesem Lande, welche einem Fremden, der eine Reihe von Jahren immer an demselben Ort zubringt, nicht so leicht zu Theil wird.

Ich fand die weite Fläche der nächsten Umgebungen von so vielen einander durchkreuzenden Wegen durchschnitten, wie das Geäder in einem menschlichen Körper. Der Vergleich gehört nicht grade zu den hinkenden, er ließe sich noch beträchtlich weiter durchführen; man könnte die Hauptstraßen mit den Schlagadern vergleichen, die Nebenwege mit den Venen, und die unzähligen Fußpfade, welche in allen Richtungen durch die Felder führen, mit den feinsten Blutgefäßen, welche den Kreislauf in den kleinsten Theilen vermitteln; denn alle diese Wege dienen dem ununterbrochenen Kreislauf des Verkehrs der Menschen selbst wie ihrer Erzeugnisse.

So wie ich mein Pferd bestiegen habe, galoppire ich aufs Gradewohl ins Feld, ohne jedoch die Wege zu verlassen, und da die Wege vielfältig sich winden, so gereicht es mir zu einer eignen Ergötzlichkeit, ihren oft weit umherschweifenden Krümmungen zu folgen, die mich öfter zweifeln lassen, wann und wie sie sich endigen. Ein großer Theil der Ebene ist für den Bedarf der Stadt Paris mit Gemüsarten bepflanzt; hin und wieder sieht man jedoch dazwischen einen Weinberg oder ein Kornfeld liegen. Die Witterung ist weniger heiß, mehr herbstlich, und weder die eisige Feuchte des Winterwetters noch die ermüdende Unbeständigkeit der Frühlingswitterung tritt meinen behaglichen Ausflügen hemmend in den Weg. Die gutmüthigen, treuherzigen und freundlichen Landbewohner sehen mich ohne Mißtrauen durch ihre Fluren

streifen, und meine vertraulichen Grüße werden herzlich und höflich erwiedert. Selbst in diesem kleinen Abstande von der Hauptstadt finde ich das abstoßende launische Wesen nicht mehr, welches so scharf das Benehmen der niedern Klassen ihrer Bewohner bezeichnet, die ganz und gar das Volk darstellen, wie es Voltaire uns schildert: „ou singes ou tigres."

Nichts muß, meiner Meinung nach, für einen Amerikaner auffallender erscheinen, als der bedeutende Unterschied des Lebens in den Städten und auf dem Lande in Frankreich. Bei uns sind die Städte weniger städtisch und das Landleben weniger ländlich, als dies sonst überall der Fall zu sein pflegt. Unsere großen Städte sogar haben etwas Dörfisches wegen Mangel städtischen Tons, der nur mit der Länge der Zeit sich ausbilden kann, während unser Landleben den Fehler hat, nur zu sehr das städtische Leben nachahmen zu wollen.*) Ich meine damit nur die Lebensweise, denn die Natur ist bei uns, weil wir noch immer viel Waldungen besitzen, weit ausgezeichnet ländlicher, als in irgend einem mir bekannten Lande der Welt. Wer in Paris wohnt, kann mitten in

*) Der Reiz der Neuheit verblendete den Verfasser, das mehr Dörfische des Stadtlebens und das mehr Städtische des Landlebens in Nordamerika zu tadeln. Es gereicht vielmehr seinem Vaterlande zum Ruhme, daß die dort gleichmäßig fortschreitende Bildung keinen wesentlichen Unterschied von Stadt und Land wahrnehmen läßt.

der Stadt aus seinem Hause gehen und innerhalb einer Stunde Zeit sich mitten in ländlicher Umgebung befinden, nicht blos in durchaus ländlicher Natur, sondern auch unter völlig ländlicher Lebensweise. Zwar hat die Nähe einer solchen großen Hauptstadt ohne Zweifel auch einen merklichen Einfluß auf ihre benachbarten ländlichen Umgebungen, doch keinen hinreichenden, um die Landbewohner aus ihrer gewohnten bäurischen Art emporzuheben; denn die französischen Landleute sind in ihrem Aeußern und in ihren Gewohnheiten eben so bäurisch, als die höheren Stände in den Städten feingebildet sind.

Einer meiner Ritte führt, über die Ebene zwischen Saint Ouen und Montmartre, hinter letztern Ort bergan nach den Windmühlen, die bei Tag wie bei Nacht ihre lumpenbefiederten Fittige hoch über die Hauptstadt hinaus herumwirbeln. Von da steige ich auf dem Fahrwege herab nach der Stadt zu. Die Aussicht von dieser Anhöhe kann mit einem Blick in das aufgeschlagne Buch der Vergangenheit verglichen werden; denn hier redet fast jeder Fuß breit Landes zu uns von denkwürdigen Begebenheiten, und mehr als die Hälfte von dem, was er trägt, ist voll vorzeitlicher Erinnerungen. Sieht man von hier hinab in die Spalten zwischen den Häusermassen, gleich wimmelnden Milben erscheint dann das Menschengewühl, und eine philosophische Gleichgültigkeit erfüllt das Gemüth gegen alle menschliche Eitelkeiten, wenn man sie so recht nach Muße aus der Vogelperspektive

betrachten kann. Es war ein glücklicher Gedanke, der zuerst die Gipfel der Berge zu Vereinigungspunkten religiöser Betrachtungen ausersehen hatte; keineswegs auch meine ich, daß der Vater der Sünde einen Beweis seines gewohnten Scharfsinnes gegeben, als er eine solche Höhe ausgewählt hatte, um den Erlöser mit den Versuchungen der Selbstsucht zu umstricken; oder vielleicht doch, hätte ich mit mehr Recht sagen können, verrieth er eben dadurch desto mehr die niedrigen Neigungen seiner eignen Natur, die auch bei solchem Anblick die Kleinlichkeit der eigensüchtigen Bestrebungen der verblendeten Menschheit nicht zu erkennen vermochte. Auf dieser imposanten, einzeln dastehenden Höhe hätte die Kathedrale Nôtre Dame aufgeführt werden sollen, damit die Himmelslüfte durch ihre hohen Hallen hätten rauschen können und lispeln und athmen die Chöre der Andächtigen zum Lobe des Herrn!

Männlich entschlossen saß ich ab und unternahm kürzlich ein weit ernsteres Wagestück — die ganze Stadt Paris zu Fuße zu umgehen. Mein Gefährte auf diesem Spaziergang war unser alter Freund, der Capitän — —. Unserer Verabredung gemäß trafen wir pünktlich um eilf Uhr grade vor der Barrière der Clichy zusammen, und nachdem wir dem Kutscher befohlen, uns um fünf Uhr abzuholen, machten wir uns rüstig auf den Weg, indem wir unsre Richtung ostwärts um die Stadt nahmen. Sie werden ohne Zweifel schon wissen, daß die gewöhn=

lich sogenannten „Boulevards" von Paris nichts weiter sind, als ringsum führende, auf einander folgende breite Straßen, durch die Stadt selbst, und die ihre übliche Benennung daher haben, weil sie genau die Richtung der ehemaligen Umwallung von Paris beibehalten und den Boden der längstgeschleiften Befestigungen einnehmen. Die Straßen innerhalb dieses Umkreises führen demnach schlechthin den ihnen beigelegten Namen, und wenn sie solchen überschreiten, so wird der Name der Vorstadt hinzugefügt, wie dies zum Beispiel bei der Benennung „Rüe de Saint Honoré" und „Rüe du Faubourg de Saint Honoré" stattfindet, wo letztere durchaus nichts als eine Fortsetzung der ersteren ist, die aber außerhalb der ehemaligen Stadtmauern sich befindet. Mit der Vergrößerung der Stadt sah man sich genöthigt, ihren Umfang zu erweitern, und daher sind die jetzigen Mauern von Paris durch breite Alleen umgeben, welche die äußeren Boulevards genannt werden. Solche Alleen führen innerhalb wie außerhalb der Mauern um die Stadt und öfter laufen sie ganz an denselben vorbei; sie sind an vielen Orten mit Bäumen bepflanzt. Wir nahmen unsern Weg außerhalb der Stadtmauern herum.

Wir begannen unsern Marsch mit gehörig lebhaftem Schritt und um zwölf Uhr hatten wir unsere vier und eine halbe (englische) Meilen rüstig zurückgelegt. So kamen wir an den verschiednen Barrièren und an der „Porte du Père Lachaise" vorübergekommen. Der Capitän

hatte mit kräftigen Schritten begonnen, und etwa zwei Stunden lang, hatte er mich, wie er sich ausdrückte, auf der Leeseite zu bleiben genöthigt, doch nicht mehr, als er seinem höheren Rang schuldig zu sein glaubte, denn ehemals war er als Midschipman mein Vorgesetzter gewesen. An der Barriére dü Trône wurden wir genöthigt, ein wenig von den Mauern uns zu entfernen, um den Fluß mittelst der Brücke von Austerlitz zu überschreiten. Unterdessen war ich dem Capitän etwas vorangesegelt und machte ihm den Vorschlag, längs dem Fluß bis an die Mauer zu gehen, damit wir unser Tagwerk redlich zu Ende bringen könnten; doch dagegen wendete er ein, er habe gar keine Lust, sich eben jetzt mit sphärischer Trigonometrie zu plagen, sein Sinn sei weit mehr auf gradliniges Segeln gestellt, zumal da er grade die Entdeckung mache, daß seine Stiefeln ihn gewaltig drückten. So gingen wir nun von der Brücke gradeaus weiter und erreichten die Mauern nicht eher wieder, als bis wir schon am „Abattoir" vorüber waren.

Diese Abattoirs sind die Schlachthäuser, welche Napoleon in der Nähe der Mauern, an einigen Stellen innerhalb, an andern außerhalb derselben errichten ließ, wie es die Oertlichkeit erforderte. Es gibt fünf oder sechs solcher Schlachthäuser und das bei Montmartre ist das größte. In ihnen herrscht die trefflichste Ordnung, und die Verordnungen, die diesen Gegenstand betreffen, sind im Ganzen vorzüglich gut. Die Fleischer verkaufen

ihr Fleisch in Läden durch die ganze Stadt, wie solches in Europa fast überall gebräuchlich ist, und welches weit mehr Bequemes als Unbequemes hat, weil so die Einwohner im Stande sind, ihren Bedarf zu jeder Zeit zu bekommen. Diese unabhängige Lebensweise unterscheidet alle größere Städte Europa's von den unsrigen; denn ich möchte gar sehr bezweifeln, ob es ein gebildetes Volk gebe, wo der Einzelne weit mehr genöthigt sei, sich nach den Gewohnheiten und den Gebräuchen aller übrigen Leute zu bequemen, wenn er gern seiner Lust nach leben möchte, als eben im freien unabhängigen Amerika? *)

Manche unserer unbequemen häuslichen Einrichtun-

---

*) In Amerika kauft man seinen Fleischbedarf in Fleischscharren zu bestimmten Tagszeiten, wie dies in vielen europäischen Städten ebenfalls gebräuchlich ist. Jedermann weiß also, wo und wann er welches bekommen kann. Aber Niemanden ist in Amerika so wenig als in Europa verwehrt, sein gekochtes oder gebratenes Fleisch zu einer ihm beliebigen Stunde zu verzehren oder zuzubereiten. Doch braucht der Fleischer, wo dies eingeführt ist, nur in bestimmten Stunden seinen Kunden abzuwarten, und kann die übrige Zeit auf andere Weise benutzen; und die Kunden haben den Vortheil, in den Fleischscharren das Fleisch besser aussuchen zu können. Beiderseits ist also die Bequemlichkeit größer. Liegt also des Verfassers Worten etwas mehr, als bloßes Vorurtheil zu Grunde? — Der Schluß aber, den er daraus zieht, ist noch sonderbarer. Denn daß Einzelne sich der Mehrheit fügen, ist jedenfalls billiger, als daß Viele sich fügen müssen, um die Launen eines Einzelnen zu befriedigen! Wer den Vf. nicht kennte, würde ihm aristokratische Gesinnungen andichten, wo doch blos das Vorurtheil für Paris aus ihm redet.

gen hängen freilich mit den unvermeidlichen Verhältnissen eines gesellschaftlichen Zustandes zusammen, der noch in der Entwicklung begriffen ist; aber ein großer Theil derselben muß der bei uns vorherrschenden Neigung, Alles auf die Gesammtheit beziehen zu wollen, zugeschrieben werden, und nicht wenig trägt der Einfluß jener religiösen Sekten dazu bei, die ihre Beaufsichtigung in alle Angelegenheiten des Lebens erstreckten, deren Einmischung in die ersten Einrichtungen überwiegend war, und welche in unsern Gewohnheiten so manches Unpassende und Unangenehme, fast möchte ich hinzufügen, so manches Widerwärtige eingeführt haben, und eben dadurch unserer Nation eine Richtung gaben, die nur ihren Eigendünkel vermehren konnte. Der Mensch erscheint überall als ein schwaches, zwischen Gutem und Bösem schwankendes Geschöpf.

Der Kapitän und ich hatten erst einige Tage vor diesem unsern Spaziergang den Abattoir von Montmartre besucht, und uns beiden hatte die Nettigkeit und Ordnung daselbst ungemein gefallen. Da fiel aber der Blick meines Gefährten unglücklicher Weise auf einen großen Haufen von Hörnern, Hufen, Talg und namenlosen Bruchstücken faulender thierischer Stoffe. Ich sahe ihm eine Weile zu, wie er über diesen Kehrichthaufen nachzusinnen schien, welcher, wie er behauptete, weit gräulicher aussah als ein Brodpudding in Saratoga. Vermöge einer Verknüpfung von Urtheilen, die weit mehr

materiell als ideell sein mochten, kam er zu dem Schluß, daß die Grundlage der zusammengesetzten Fleischgerichte, die er in den Restaurationen genossen habe, wahrscheinlich aus einem solchen Wegwurfhaufen herrühre, und er schwor so schrecklich, wie jemals „einer von der Armee in Flandern," er werde keinen Bissen mehr anrühren, so lange er in Paris bleibe, wenn das ihm vorgesetzte Gericht seine natürliche Unterscheidungsgabe im Geringsten in Zweifel gerathen lasse. Schon lange sei es ihm wiederholt vorgekommen, als habe man ihm Katzen und allerlei Ungethier aufgetischt, aber noch nie habe seine Einbildungskraft einen solchen Haufen abscheulicher Dinge auf einmal sich ersinnen können, die vielleicht den Leuten zubereitet würden, als er hier jetzt beieinander sehe. Vergeblich fragte ich ihn, ob ihm die trefflichen Schüsseln in den Restaurationen nicht recht gut geschmeckt hätten. Er gab zu, auch Katzen könnten wohl so zubereitet werden, daß sie gut schmeckten, aber dergleichen Dinge noch essen zu lernen, dazu sei er zu alt. Eben mußte der Abattoir von Ivry zur Entschuldigung dienen, daß er nicht längs dem Fluß wieder bis zur Mauer gehen wollte. Indessen glaube ich nicht, daß wir dadurch unsern Weg abkürzten; denn der Umweg über die Brücke kam wenigstens dem nicht begangenen Weg längs der Mauer ziemlich gleich.

Bei der Barrière de Ville Juif kamen wir wieder an die Mauer und gingen längs derselben weiter, uns von der Stadt nicht entfernend, bis wir dem Fluß noch-

mals jenseit Vaugirard begegneten. Wir mußten wieder von unserm Wege abweichen, um über den Pont de Jena zu kommen, und dann einen beträchtlichen Umweg durch Passy, der Gärten wegen, nicht achten, um nur einigermaßen unserer Aufgabe Gnüge zu leisten. Bis dahin war alles noch gut gegangen, aber jetzt sah sich mein ehmaliger Vorgesetzter genöthigt, mir das Voraussegeln zu überlassen und sich in meinem Kielwasser zu halten; und er machte dabei die Entdeckung, daß sein anderer Stiefel zu weit sei. Ich suchte, über meine Schulter weg mit ihm plaudernd, ihn fortwährend bei guter Laune zu erhalten, und er wünschte mir Glück über die Ausdauer meines Körpers, worüber die Frösche eine große Freude haben müßten. Endlich erreichten wir glücklich wieder die Barrière de Clichy, als es eben drei Uhr schlug, also auf die Minute vier Stunden, nachdem wir von derselben Stelle ausgegangen waren. Wir hatten unterweges weder ausgeruhet, noch einen Bissen gegessen, oder einen Schluck getrunken. Man schätzt den Weg um Paris auf etwa achtzehn (englische) Meilen *), aber ich kann mir kaum vorstellen, daß der Weg so lang sei, denn wir gingen einigermaßen um, da wir nicht immer längs der Mauer bleiben konnten.

Da unser schnelles Gehen meine Berechnung über-

*) 18 englische Meilen sind 6½ französische Lieues, also etwa 7¾ Stunden Weges.

troffen hatte, so waren wir genöthigt, noch ein paar Meilen weiter zu gehen, um die Kutsche aufzutreiben. Die dazu erforderliche Zeit mit eingerechnet, waren wir nun grade vier und eine halbe Stunde lang auf den Beinen. Der Kapitän blieb dabei, seine Stiefeln hätten ihm den ganzen Spaß verdorben, und er bestellte sogleich ein paar andere, eine Ausflucht, die ihm zu Nichts half.

Eine Anekdote, die sich auf die Zeit bezieht, wo dieser excentrische, aber wahrhaft gutherzige und wohlunterrichtete Mann noch in Paris lebte *), darf ich Ihnen nicht vorenthalten. Er war nicht im Stande, ein einziges französisches Wort rein auszusprechen, und von allen Anglicismen in der Aussprache des Französischen, die ich jemals hörte, waren seine Bemühungen in diesem Fach die drolligsten. Die Tuilerieen nannte er: Tully-rie, den Jardin des Plantes: Garden dis-Plants, die Guillotine: Gully-ti'n, und die Garçons in den Kaffeehäusern: Gasson. **) Uebrigens aufbrausend, mit struppigem Bart gleich einem Bären, und einer Donnerstimme, schwor und fluchte er, wenn irgend Etwas ihm nicht nach

*) Er ist seitdem gestorben. Anm. d. Vf.

**) Die wörtliche Uebersetzung dieser Verdrehungen des Französischen ist etwa folgende: Tullius-Sieb, Garten-schlechtverpflanzt, Schleusenloch-Kummer, und, wiewohl etwas gezwungen: Gas-Sohn. — Aehnlich, wie ein Deutscher aus compère Komm Bär, aus absent Ab-sang machen würde.

Wunsch ging, französisch und englisch in ergötzlicher Verwirrung durcheinander.

Bald nachdem er hier angekommen war, suchte er mich auf und nahm mich als Dolmetscher mit, um eine Wohnung ausfindig zu machen. Wir fanden eine recht freundliche und stille Wohnung von vier Zimmern, welche er auch miethete. Vorher hatte eine Dame darin gewohnt, welche es sich ausbedungen hatte, daß ihre Aufwärterin mitgemiethet werden möchte, damit diese für die Möbeln Sorge tragen und gleich zur Hand sein könne, um sie bei ihrer Rückkehr aus der Provinz zu empfangen. Wenige Tage, nachdem der Kapitän, auf diese Bedingung eingehend, eingezogen war, ging ich zu ihm und war ganz erstaunt, während ich die Schelle zog, ein kleines Kind schreien zu hören. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, wurde die Thüre vorsichtig geöffnet, und der Kapitän rief in seiner barschen Weise: „Curr wulli wu?“ (Was wollen Sie? wörtlich: Köter wolliger, Sie!) Dann folgte ein Ausruf der Verwunderung, als er mich näher treten sah; doch, anstatt die Thüre zu öffnen, um mich hinein zu lassen, hielt er sie eine Weile fest zu, als ob er sich erst besänne, ob er zu Hause sein wollte oder nicht. In diesem Augenblick schrie das Kind wieder, und der Spaß war nun zu lustig, um länger ernsthaft zu bleiben. Wir lachten beide lautauf. Ich trat hinein und fand den Kapitän mit einem drei Tage alten Kinde beschäftigt, das er eingewickelt unter seinem rechten Arm

barg und mit der vorsichtig geöffneten Thüre bedeckt hielt. Das Räthsel löste sich ganz einfach und machte seinem Herzen Ehre.

Marie, die Beschließerin, die Namens der verreisten Dame die Wohnung vermiethet hatte, war die Frau eines Kutschers, der ebenfalls abwesend war, und Mutter dieses Kindes. So wie es geboren war, ging sie zu ihrem neuen Herrn, erzählte ihm ihre Geschichte, und mit Hülfe eines Dolmetschers fügte sie hinzu, wenn er sie fortjage, so wisse sie nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen solle. Der gutmüthige Mann entschloß sich, einige Tage aus dem Hause zuzubringen, was freilich in Paris keine große Schwierigkeiten macht, und als ich ihn so unerwartet überfiel, war Marie eben beschäftigt, für den Capitain in der Küche ein Frühstück zu bereiten, während er in der Stube ihres Kindes wartete.

Die Unterredung zwischen dem Capitain und Marien waren äußerst unterhaltend mit anzuhören. Er war sich der wunderlichen Ausdrücke, die er vorbrachte, wenn er französisch sprechen wollte, gar nicht bewußt; er meinte vielmehr, er mache seine Sachen vortrefflich, denn er war sehr umständlich bis ins Kleinliche mit den Erläuterungen seiner Ordres; und sie empfand sein Wohlwollen gegen sie und ihr Kind so innig, daß sie immer meinte, alle seine Wünsche leicht errathen zu können. Ich mußte den Beiden öfter als Dolmetscher dienen, wobei ich immer mir seine Meinung vorher englisch aus-

bitten mußte, denn aus seinem Französischen konnte ich durchaus nichts herausbringen. Einmal hatte er mich zum Frühstück eingeladen, weil wir mit einander ausgehen wollten, um Merkwürdigkeiten zu sehen. Um mich zu bewegen, doch ja zum Frühstück zu kommen, sagte er mir, er habe zufällig guten Kakao in Hülsen bekommen, und er habe Marien angewiesen, wie sie solchen auf „Schiffsmanier" zubereiten müsse. Ich wollte ihm kein festes Versprechen geben, da er mich schon frühe bei sich zu sehen wünschte, und er von mir weit abgelegen wohnte; doch sagte ich ihm endlich, um eilf Uhr würde ich erst kommen können. Ich frühstückte zu Hause und darnach fand ich mich pünktlich bei ihm ein. „Ich hoffe, Sie haben schon gefrühstückt!" schrie der Capitain mir zornig entgegen. Ich bejahte seine Frage, und darauf besann er sich eine Weile ruhig und fuhr dann fort: „Wohl Ihnen, denn Marie hat den Kakao in Wasser gesotten, dann die Brühe abgegossen, die Hülsen alsdann mit Butter geschmort, Gewürz dazu gethan und hat mir sie als Gemüse auf den Tisch gebracht. Ich kann nicht begreifen, wie sie zu diesem Mißgriff gekommen ist, denn ich habe ihr doch ganz umständlich beschrieben, wie sie es machen müsse; wenn's nicht wahr ist, will ich verd—t sein! — An meinem Frühstück liegt mir auch nicht so gar viel, das kann ich im nächsten Kaffeehause haben; aber um die arme Tröpfin ist mir es leid, denn die ist nun auch darum gekommen; denn ich hatte ihr gesagt,

aus dem übrigen Kakao solle sie sich ihr Frühstück bereiten.“ — Ich war neugierig, wie er es angefangen habe, seiner Marie das Alles deutlich zu machen, und erkundigte mich darnach; da erwiederte er: „Wie sollte ich es anders machen? Ich zeigte ihr den Kakao vor und dabei sagte ich ihr ganz deutlich: Boily Wu mehm!‘ (wörtlich: Sieden sich selber.) — Darüber war nun nicht zu lachen; wir gingen also mit einander in ein Kaffeehaus, und von da begaben wir uns auf den Weg, um die Gullytien zu sehen, woran dem Kapitain viel gelegen war.

Oft erstreckt sich mein Ritt bis zu den Anhöhen hinter Malmaison und Saint Cloud, wo die Gegend recht schön ist und wo man eine Aussicht hat, die zu den schönsten um ganz Paris gezählt werden kann. Da der Hof sich grade in Saint Cloud aufhielt, so begegnete ich öfter Gliedern der königlichen Familie, die in die Stadt fuhren oder daher kamen, oder auch sich aus einem Palast in den andern begaben. Die Art, wie diese hohen Personen fahren, ist ziemlich gleichförmig; ich erinnere mich nicht, den König mit weniger als wie mit acht Pferden fahren gesehen zu haben. Nur ein einzigesmal machte er eine Ausnahme, als er eines Morgens ganz frühe, ohne Aufsehen zu erregen, mit der Dauphine spazieren fuhr. Doch selbst in diesem Falle war sein eigner Wagen mit sechsen bespannt, einer mit vieren folgte, und ein Dutzend Begleiter zu Pferde kamen hinterdrein. Diese königlichen Aufzüge sind wirklich prachtvoll und sie dienen

mit dazu, die Landstraße zu beleben, da wir dem Lustschlosse so nahe wohnen. Der König war vor Kurzem zu einem Lustlager nach Saint Omer verreist gewesen, und ich sah, als er zurückkehrte, einen Theil des Zuges seiner Equipagen mit an. Die Kutschen, die ich sah, waren recht sauber gebaute Reisewagen, mit trefflichem Riemenzeug; sie enthielten die „Mundofficianten,“ sonst auch wohl Hofküchenpersonal genannt. Sämmtliche Wagen waren mit vier Pferden bespannt. Diese gehörten zu einer großen Reiserüstung; sie waren auf ausdrücklichen Befehl aus dem Schlosse von Compiegne zu dem königlichen Aufenthaltsort abgegangen; siebenzig Wagen soll der Hof zum sämmtlichen Transport nöthig gehabt haben. Was ich sah, waren nur zwölf Wagen davon.

Eines Abends spät kehrte ich von einem Gastmahl zurück, das in einem Landhause am Ufer der Seine gegeben worden war, da sah ich, noch etwa eine Stunde Weges von unserer Wohnung, plötzlich flackernde Lichter längs der Landstraße aufleuchten. Anfangs durchkreuzten sich in mir allerlei Vermuthungen, wie sie allenfalls einem abenteuernden Don Quixote geziemt hätten. Da mein Pferd ein wenig scheu war, so hielt ich stille, und nahm mit meinem Cabriolet eine Stellung an der Seite des Weges ein, denn mein Hauptgedanke war noch immer, daß Pferde bei einem Leichenzuge durchgegangen und in voller Flucht begriffen seien. Es wies sich aber aus, daß es die Dauphine war, die eilig, wie gewöhnlich, nach

Saint Cloud fuhr. Das war das erste Mal, daß ich einer königlichen Equipage in der Nacht begegnete, und der Zug gehörte zu den am meisten malerischen, die mir bis dahin vorgekommen waren. Voran ritten Diener mit flammenden Fackeln, paarweise, eben so zur Seite des Wagens und hinter demselben her. Der Piqueur sprengte im Fluge auf dem Wege voraus, gleich einer abgeschossenen Rakete. Beiläufig gesagt, ich hörte einmal von einer Hofdame erzählen, Ludwig der Achtzehnte habe während der Emigration sein Französisch zum Theil vergessen, er habe das Wort: piqueur nicht mehr richtig aussprechen können.

Wenn man Zeuge solcher prachtvoller Fahrten ist, so wird man geneigt, einige Menschenalter rückwärts zu blicken, um die Fortschritte der Prachtliebe jetziger Zeit mit den Sitten unserer Vorältern zu vergleichen. Kutschen kamen in England erst zur Zeit der Königin Elisabeth in Gebrauch. Es ist aus den Malereien im Louvre hinreichend deutlich, daß zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten die königlichen Kutschen hohe plumpe, wenigstens dreisitzige Fuhrwerke waren. Mademoiselle de Montpensier erzählt uns, wie oft sie ihren Platz neben dem Fenster genommen habe, um die feine anständige Haltung des Herrn von Lauzun bewundern zu können, wenn er an ihrer Seite nebenher ritt. Noch existirt in der königlichen Bibliothek ein Brief von Heinrich dem Vierten an Sülly, worin dieser König seinem großen Minister

die Ursache mittheilt, weshalb er an diesem Tage nicht ins Arsenal kommen könne; zu seiner Entschuldigung führte er an, daß die Königin die Kutsche brauche! Heutiges Tages fährt sein Nachkömmling selten langsamer als zehn (englische) Meilen in einer Stunde Zeit, dabei wird er von acht Pferden gezogen, und beständig begleiten ihn einige gleichprächtige leere Wagen, um ihn sogleich aufnehmen zu können, falls sich etwa ein Unfall ereignen sollte.

Ungeachtet alles königlichen Glanzes, sind aber die Fuhrwerke in Paris doch keineswegs sonderlich bemerkenswerth. Die artigsten und gefälligsten Wagen sind die Chariots. Die Verhältnisse der französischen Wagen gefallen mir besser, als die der englischen und der unsrigen; erstere sind etwas zu schwerfällig, letztere etwas zu leicht gebaut; dagegen scheinen mir die französischen Fuhrwerke zwischen beiden die angemessene Mitte zu halten. Aber die saubere, zierliche und vollendete Arbeit an den englischen Wagen übertrifft bei weitem die französischen, und diese sind nicht viel besser, als die unsrigen auch. Verhältnißmäßig gibt es in Paris eine beträchtliche Zahl artig-erbärmlicher Fuhrwerke. Selbst die Equipagen, welche man an Audienztagen im Hofe der Tuilerien antrifft, können sich kaum mit unsern bessern Wagen messen, wenn auch die Livreen weit prunkender sind.

Wenige Leute besitzen hier die Wagen oder Pferde

eigenthümlich, deren sie sich zu bedienen pflegen. Selbst die Fremden, welche genöthigt sind, sich mit Reisekutschen zu versehen, machen von denselben in der Stadt keinen Gebrauch, weil die Landstraßen ganz andere Wagen erfordern, als die Straßen in der Stadt. Es gibt hier eine Menge Wagenverleiher, die alles, was man in der Art nöthig hat, um einen bedungenen Preis liefern. Man nimmt sich Wagen und Pferde auf Probe, man bedingt ihren Gebrauch monatlich oder jährlich. Oefter erhält man mit dem Fuhrwerk zugleich den Kutscher oder auch den Bedienten dazu; aber diese werden besonders von dem Miether des Wagens bezahlt. Wünscht man es, so kann man ihnen eine Livree geben, und wer darnach Belieben trägt, kann auch sein Wappen auf den Kutschenschlag malen lassen. Für Wagen und Pferde zahlt man monatlich fünfhundert Franken, und der Kutscher erhält vierzig Franken monatlich; dies ist, wie ich glaube, der gewöhnliche Preis. Wer einen Stall hat, was auch nicht einmal immer in Paris gradezu nöthig ist, kann also darauf rechnen, zu jeder Stunde Wagen und Pferde bereit zu haben. Gebe ich den eigenen Stall auf, das heißt, verweile ich außer der Stadt, so zahle ich täglich nur fünf Franken mehr. Das ist nun eine große Bequemlichkeit für Fremde, daß man jeden Augenblick sich mit Wagen und Pferden versehen und dieselben wieder loswerden kann, ohne daß man außergewöhnliche Mühe und Kosten aufzuwenden braucht, wenn dergleichen erforderlich

ist. In allen solchen Dingen haben wir keine einzige Stadt, die darin einer Hauptstadt ähnlich wäre.

Mit ihren Pferden können die Franzosen im Geringsten nicht großthun. Die besten Kutschen- und Cabrioletpferde in Paris werden aus Mecklenburg meistentheils eingeführt, obschon auch einige aus England herüberkommen. Es ist nicht leicht der Fall, daß man ein recht schönes Thier aus den französischen Stutereien erhält. In Amerika ist solcher Ueberfluß an Boden und das Land so wohlfeil, daß wir weit mehr Zug- und Ackervieh halten können, als hier geschieht. Es ist nichts Seltenes bei uns, daß selbst diejenigen, welche um Tagelohn arbeiten, ihre eignen Pferde oder Rinder haben. Die Folge davon ist, daß vieles Vieh bei mit wenig Sorgfalt und wenig Beachtung der Rassenveredlung gezogen wird. Doch findet man deren ganz vorzügliche bei uns. So geringe Mühe man bei uns auf gute Stallungen, auf bessere Abrichtung, auf mehr Schonung bei harter Anstrengung aufwendet, möchte ich doch fast zweifeln, ob England eine größere Anzahl guter Pferde besitze, als Nordamerika, wenn man die Bevölkerung beider Länder vergleicht. Unsere Pferde sind weit gewandter und rascher, und im Trabe sind sie vorzüglicher als alle Pferde der Welt, wenigstens vorzüglicher, als die Pferde sämmtlicher christlichen Staaten. Die große breite Straße zwischen dem Garten der Tuilerien und dem Boulogner Wald, nebst den Alleen des Letztern, sind die Orte, wo man die

raschesten Pferde der Hauptstadt antrifft; und ich bin ziemlich fest überzeugt, daß man daselbst keine solche außerordentliche Beispiele von Schnelligkeit beobachten kann, als man in der dritten Straße von New-York öfters sehen kann. Was hingegen den Weg von Neuilly betrifft, da würden unsre flüchtigen Renner gleich dem Winde Allem voraneilen, was sich dort von Pferden blicken läßt, obgleich man hier mitunter schöne Thiere aus allen Gegenden Europa's antrifft.

Die Pferde der Diligencen, der gewöhnlichen Post und selbst der französischen Cavallerie sind dauerhafte, derbe und wohlgenährte Thiere, aber es fehlt ihnen allen die Flüchtigkeit und Gewandtheit, die man ungern an Pferden vermißt. Die Diligencen- und Postpferde sind einander ziemlich gleich, und es hält schwer, mit ihnen mehr als acht (englische) Meilen zu machen, ohne daß sie in Gallop gerathen, oder mehr als zehn Meilen, wenn sie mit der Peitsche angetrieben werden. Dagegen machte ich kurz vor meiner Abreise von Hause eilf gutgemessene Meilen in einem öffentlichen Wagen, in zwei Minuten weniger als einer Stunde, ohne daß die Peitsche ein einzigesmal angerührt worden wäre. Dabei saß ich neben dem Kutscher auf dem Bock, und weiß, daß dies mit einem Zug geschah, der fast einen seiner Arme untüchtig machen konnte, und wobei keines seiner vier Thiere aus dem anhaltenden Trabe herauskam. Unsere schlechteren Wege gestatten eine solche Schnelligkeit nicht überall;

besäßen wir aber Wege, wie England, dann zweifle ich wenig daran, daß unsere Pferde die englischen durchaus an Schnelligkeit besiegen würden. Die zum öffentlichen Gebrauch in den Städten und auf den Poststraßen benutzten Pferde sind gewöhnlich dickknochige, plumpe Thiere, und ihre Stärke ist weit geringer, als man aus ihrem Aeußern schließen möchte. Ihre Mähne ist lang und zottig, ihr Hufhaar ist selten aufgeputzt, die Hufe selten ordentlich verwahrt, und wenn ja einige Zierde zu sehen ist, so sind es geflochtene Schweife. In solchem Aufputz, mit schlechtem Riemenzeug, das nicht einmal sorgfältig gesäubert wird, mit eingeknüpften gewöhnlichen Stricken, und zur Hälfte ohne glänzende Metallzierrathe, selbst ohne ordentliche Zügel, läßt man sie laufen, unbekümmert um ihre Haltung, daher auch wohl die Köpfe desselben Gespannes alle mögliche Richtungen annehmen, wie es die klassischen Abbildungen eines Gespannes vor einem alterthümlichen Karren zu versinnlichen pflegen; so laufen sie durch dick und dünn, und müssen alle ihre Kräfte aufbieten, wenn sie zwei Posten in einer Stunde zurücklegen sollen, während eine einzige das festgesetzte Maß ist. Diese Thiere scheinen in der That eine bewunderungswürdige Bonhommie zu besitzen; sie sind folgsam, willig und sanft, aber wo es Arbeit und Raschheit gilt, da thun sie nicht mehr, als ihnen gutdünkt.

Meine Ausflüge in die Umgebungen von Paris haben mich mit einer großen Menge von Fuhrwerken und

Transportmitteln zwischen der Hauptstadt und den benachbarten Dörfern bekannt gemacht. Obgleich Paris mit seinen Mauern, wie ringsum abgeschnitten, aufhört und keine eigentlichen Vorstädte hat, so nimmt die gedrängte Bevölkerung in dem Umkreise von zehn (englischen) Meilen nicht ab, sondern kommt der von Paris ziemlich nahe. Saint Denis hat mehre Tausend Einwohner, deßgleichen Saint Germain, und selbst Versailles ist noch immer eine Stadt von ausgezeichneter Wichtigkeit. Alle diese Flecken mit den unzähligen Dörfern ringsumher unterhalten einen täglichen Verkehr mit der Hauptstadt, und außer den hunderten von Gemüsekarren, die ununterbrochen hin- und herfahren, gibt es auch eine Menge von Fuhrwerken, die ausschließlich zum Gebrauch von Passagieren bestimmt sind. Die wohlfeilste und gemeinste Art von Wagen wird „coucou" genannt, ich weiß nicht, weswegen, es müßte denn sein, weil es sich gar drollig ausnimmt, wenn Jemand sich in einem solchen Wagen befindet. Es sind große Cabriolets mit zwei oder drei Sitzen. Die Räder sind ungeheuer groß, und das Gespann besteht gewöhnlich aus einem kleinern neben einem größeren Pferde in einer Gabeldeichsel, welche öfters acht oder neun Menschen ziehen müssen. Es ist zum Erstaunen, welch ein lebhaftes Gewimmel von Fahrenden man in solchen erbärmlichen Fuhrwerken durch Paris schwärmen sieht. Der Fluß macht so weite und

buchtige Krümmungen, daß er oberhalb Rouen wenig von Reisenden benutzt werden kann.

Der Waarentransport im Innern von Frankreich, wo man die Leinpfade der Flüsse nicht benutzen kann, geschieht fast ausschließlich auf ungeheuren Fuhrmannskarren, die von sechs oder auch von acht Pferden hintereinander angeschirrt, gezogen werden. Der Umfang der aufgeladenen Last ist gewöhnlich so breit, wie eine Heufuhre, aber nicht so hoch, gemeiniglich aber länger, wobei man dafür besorgt ist, dem Deichselpferd keine zu große Last aufzubürden. Diese Gespanne werden sehr geschickt gelenkt; und öfter verweilte ich und sah mit Verwunderung zu, wenn ein solches Gespann aus einer gewühligen, nicht über dreißig Fuß breiten Straße in einen Hof unbehindert einlenkte.

Doch die Bewegungen einer Diligence, wo das Gespann hauptsächlich durch die Peitsche regiert werden und in beständigem Trab erhalten werden muß, ist sicherlich keine Kleinigkeit. Einmal kam ich in einer solchen von La Grange aus, und mich wollte es fast bedünken, als müßten wir in den dichtgedrängten und wimmelnden Straßen alles entzwei und über den Haufen fahren, aber es geschah nicht das geringste Unglück. Gegen das Ende dieser Fahrt bog sich unser Gespann von fünf Pferden, zwei an der Deichsel und drei als Vorspann, in ununterbrochenem Trab in eine Gasse ein, die kaum breit genug schien, um den ungeheuern Wagenkasten

fassen zu können, und dies geschah noch dazu ohne menschliche Leitung, denn der Postilion war viel zn sehr betrunken, als daß er im Geringsten hätte Acht geben können. Diese Diligencen sind für die Augen gar ungeschlachte Dinge; aber für den darin sitzenden Reisenden sind sie, so weit wenigstens meine Erfahrungen reichen, um vieles bequemer, als die amerikanischen oder selbst die englischen Postkutschen.

Da ich genöthigt war, zwei bis dreimal täglich die Barriere zu passiren, so wurde ich auch mit der weitverbreiteten Trunkliebe in Paris genauer bekannt. Außerhalb der Mauern bekommt man Wein fast um die Hälfte des Preises, wie in der Stadt selbst, weil vor den Thoren die Octroi nicht darauf lastet. Nach diesen Wirthshäusern vor den Thoren strömt also das weinlustige Volk hinaus, und daher trifft man hier so viel landstreicherisches und schwelgerisches Gesindel an, als man irgend in einem Seehaven anzutreffen pflegt.

Wegen der hohen Stadtoctroi sind auch alle Lebensmittel außerhalb der Thore weit wohlfeiler, und die niedern Volksklassen pflegen dahin ihre Zuflucht zu nehmen, wenn sie Hochzeiten oder andere Festlichkeiten zu begehen haben, wobei tüchtig gegessen und getrunken wird. — „Ici on fait festins et nôces" (Hier macht man — statt: feiert man — Feste und Hochzeiten) ist ein gewöhnliches Aushängeschild. Keine Barriere besteht ohne einige oder mehre solcher Häuser. Außerdem finden sich hier die

„Guinguettes" oder gemeinen Wirthshausgärten, welche den englischen „Theegärten" der niedrigsten Art verglichen werden können, nur werden dort andere Getränke und Erfrischungen verabreicht. Um den Fuß des Montmartre wimmelt es von solchen Schenken.

Bisweilen begegnet man unerfreulichen Abenteuern unter diesen fröhlichen Leutchen; denn obgleich man annehmen kann, daß die Franzosen der niedrigen Stände gewöhnlich weit umgänglicher sind, wenn man sie ein wenig „grisés" (benebelt) findet, als wie im völlig nüchternen Zustande, so ist dies doch nicht immer der Fall.

Noch kürzlich ist mir etwas begegnet, was einen schlimmen Ausgang hätte nehmen können; wir kamen aber noch glücklich davon. Man bedient sich beim Fahren in Cabriolets zweierlei Arten von Zügeln, weil die Pferde meistens ziemlich muthig sind, und die Gefahr nicht gering ist, daß ein Unglück in den engen und von Menschen und Wagen wimmelnden Straßen und Landwegen sich ereigne. Ich hatte in der Stadt gespeist und fuhr ungefähr gegen neun Uhr zur Stadt hinaus. Das Pferd fnhr nach der Barriere de Clichy hinan, als ich beim Schatten des herrlichen Mondlichtes bemerkte, daß ein Mann sich hinten auf gesetzt hatte. Charles fuhr immer zu, und ich rief ihm zu, er möchte dem Mann sagen, daß er hinunter gehe. Da Worte nichts ausrichteten, so gab ihm der Kutscher einen leisen Schlag mit der Peitsche. Da sprang der Bursche plötzlich hinunter, fiel dem

Pferde in die Zügel und versuchte es nach der einen Seite des Weges zu zerren. Als ihm dies mißlang, so floh er die Straße hinan. Jetzt rief Charles auf einmal aus, er habe die Stränge zerschnitten. Ich faßte schnell das andere Zügelpaar, und so wie wir des Pferdes wieder mächtig geworden waren, verfolgten wir den Angreifer im Galopp. Er verlor bald den Athem und wir ergriffen ihn. Ich war äußerst aufgebracht über diese muthmaßliche Gewaltthätigkeit, die nicht allein uns, sondern auch andern das Leben hätte kosten können; ich lieferte ihn daher zwei Gendarmen aus, die sich am Thore befanden, gab ihnen meine Adresse und versprach am folgenden Morgen mich auf dem Polizeibureau einzufinden.

Demzufolge stellte ich mich am folgenden Tage ein, und war verwundert, daß der Mann bereits in Freiheit gesetzt war. Unterdessen hatte ich die Entdeckung gemacht, daß das Leder der Stränge zerrissen, aber nicht zerschnitten war, was nun freilich die Vermuthung boshafter Absicht niederschlug, und ich war daher mit dem Vorsatz gekommen, um die Befreiung des Beklagten zu erwirken, weil, wie ich dachte, die augenblickliche Anwandlung von Zorn mit einem nächtlichen Gefangenbleiben hinreichend gebüßt sei. Doch da ich den Mann wegen Durchschneiden des Riemenzeugs angeklagt hatte, so meinte ich, die Obrigkeit habe sich sehr vergessen, daß sie den Mann entlassen hatte, ehe ich mich eingestellt hatte. Wirk-

lich nahm ich mir heraus, meine Meinung grade heraus zu sagen. Es gab einen heftigen Wortwechsel, und ich begab mich weg. Ich zweifele keinesweges, daß man mich für einen Engländer ansah und daß der alte Nationalhaß hier wider mich aufloderte.

Mich wunderte der Ausgang dieses Vorfalls außerordentlich, es war meine erste Criminalgerichts-Angelegenheit. Man hatte mir so vieles Löbliche von der Policei erzählt, daß ich gar nicht darauf vorbereitet war, ein solches gleichgültiges Benehmen zu sehen, wo es sich von thätlicher und gefährlicher Beleidigung, vom Durchschneiden der Stränge eines Fuhrwerks in den volkreichen Straßen von Paris handelte; denn dieses war die Anklage, womit ich den Mann belastet hatte. Ich erzählte den Vorfall einem Freunde, welcher mir sagte, daß die Policei bei politischen Vergehungen eine rühmliche Thätigkeit entfalte; daß aber die Regierung dem gemeinen Haufen weit mehr nachzugeben geneigt sei, um bei demselben auf Unterstützung rechnen zu können, wenn irgend ernsthaftere Bewegungen sich in der Bevölkerung ereignen sollten. Dieses war, wie ich Sie bitte zu bemerken, noch dazu die Aeußerung eines Franzosen, nicht etwa meine vielleicht vorgefaßte Meinung; denn ich erzähle hier reine Fakta, in welchen blos meine einzige falsche Vermuthung mit unterläuft, und um allen Parteien gleiches Recht widerfahren zu lassen, füge ich billigerweise hinzu, daß

mein Freund gegen die Regierung leidenschaftlich eingenommen ist.

Ich habe die Gendarmen durchgehens höflich und gefällig gefunden; und ich habe öfter gesehen, daß sie bei mehren Gelegenheiten außerordentliche Nachsicht und Geduld bewiesen. Was die wundervollen Geschichtchen betrifft, die man uns von der Pariser Polizei auftischt, so habe ich manchen Grund zu vermuthen, daß man solche absichtlich, um Aufsehen zu erregen, verbreitet und verschönert hat; denn dergleichen Dinge sind hier nichts Seltenes. Bei einer großen Anzahl solcher Vorfälle wäre es nöthig, hinter den Vorhang geblickt zu haben, um sich von dem Unterschied der Darstellung von der Wirklichkeit zu überzeugen. Ein lächerlicher Vorfall hat sich so eben begeben, wovon ich eine Geschichte gehört, die recht geeignet war, um Aufsehen im Publikum zu erregen. Die ganze Stadt war nämlich neulich in großer Aufregung über eine Mittheilung in den Zeitungen. Eine sorglose Wärterin habe ihr Kind in die Grube der großen Bären im Jardin des Plantes hinein fallen lassen, und die Bären hätten das arme kleine Geschöpf ganz und gar verschlungen, ehe man ihm habe zu Hülfe kommen können. Zufällig kam ich bald darauf in den Jardin des Plantes in Begleitung eines Mannes, der in demselben eine Anstellung hatte. Ich erkundigte mich natürlich nach den nähern Umständen des unglücklichen Vorfalls, und da hörte ich denn, die Kinderwärterinnen seien

wirklich sehr unachtsam auf die kleinen Kinder, und die Geschichte sei deßhalb in Umlauf gebracht worden, nicht weil die Bären wirklich schon ein Kind gefressen hätten, sondern damit sie nicht in den Fall kämen, eins fressen zu können.

Achtzehnter Brief.

Persönlicher Umgang. — Parisische Geselligkeit und Gastfreundschaft. — Einfluß des Geldes. — Miethkutschen. — Herr von Lameth. — Höflichkeitseifer. — Muster von Zartgefühl. — Französische Gastereien. — Gebräuche bei Besuchen. — Der Kanzler von Frankreich. — Der Marquis von Marbois. — Politische Coterieen. — Wohnungen in Paris. — Französische Gesellschaft. — Englische Gesellschaft. — Prachtvoller Ball. — Wirkungen feinen Betragens. — Charakteristische Züge. Einfluß des Hofes.

An Frau Pomeroy in Cooperstown.

Ich habe in meinen früheren Briefen nur sehr wenig von unserm persönlichen Umgang im geselligen Leben von Paris erwähnt. Es ist nicht immer leicht, in solchen Dingen umständlichere Mittheilungen zu machen und dabei jede Andern schuldigen Rücksichten gehörig zu beobachten. Wer die vertraulichen Mittheilungen, die er auf dem Wege der Gastfreundschaft empfängt, mißbrauchen wollte, würde weder als Wirth noch als Gast achtungswürdig sein. Doch gibt es manche Leute, die, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, in ihrem Benehmen so durchaus als öffentliche Personen dastehen, daß man weit weniger in Verlegenheit kommt, durch Nacherzählen ihrer

Aeußerungen eine Unschicklichkeit zu begehen, oder in der Schilderung ihrer Eigenthümlichkeiten gegen irgend eine persönliche Verpflichtung anzustoßen, als es sonst der Fall sein würde. Denn diese Menschen sind durch ihre fortgesetzte Uebung im Welton so sehr vor allen Nachreden, die sie von Reisenden betreffen könnten, sicher gestellt, daß man weit eher in Gefahr kommt, falsche Dinge zu berichten, so fern man sich durch sie täuschen läßt, als daß man an ihnen zum Verräther werden könnte durch Veröffentlichung ihnen in unbewachten Augenblicken entschlüpfter Aeußerungen.

Selten bin ich mit Jemanden von den gefeierten Männern oder Frauen, denn das Geschlecht macht hier keinen Unterschied, in Gesellschaft gewesen, ohne daß ich die einen wie die andern als eine Art Schauspieler sich benehnehmen gesehen hätte, ohne daß sie dieses Benehmen weit mehr übertrieben hätten, als die alltäglichen Rücksichten auf ihre eigenthümlichen Beziehungen zum geselligen Verkehr solches vielleicht hätten rechtfertigen können. Natürliche Einfachheit der Charaktere, wie unter allen Verhältnissen gleichförmiges Benehmen, trifft man äußerst selten; gesellt sich hierzu noch der feinere gesellige Ton, so entsteht daraus eine Liebenswürdigkeit im Umgang, die mit Recht für sich einnimmt. Doch weit öfter sieht man diese trefflichen Eigenschaften nur erheuchelt und mit solcher Kunst angeeignet, daß dadurch fast Jeder, der diese Menschen nicht genau kennt, und am meisten

der, dem man vorzüglich schmeichelt, getäuscht werden muß.

Weit mehr noch als wirkliche Talente, vermag die Geübtheit, solche bei schicklicher Gelegenheit geltend zu machen; diese Gewandtheit im geselligen Umgang ist eines der wichtigsten Erfordernisse, um unter Menschen verschiedner Art einiges Aufsehen zu erregen. Ein mittelmäßiger Grad von Fertigkeit, unterstützt von Beobachtungsgabe, macht die Erzählungen von Privatbegebenheiten wenn solche einzelne Personen, die einige Celebrität erlangt haben, betreffen, den gewohnlichen Lesern hinreichend interessant. Doch haben dergleichen Mittheilungen noch eine andere, weniger vortheilhafte Seite; nämlich es möchte leicht Jedermann, der die gewöhnliche Selbstachtung eines gebildeten Mannes nicht verleugnen will, es unter seiner Würde halten, blos als Mittel der Verbreitung von einzelnen Nachrichten so geringfügiger Art betrachtet zu werden. Es hat nämlich das Ansehen, als räume man freiwillig seine eigne Unbedeutendheit, sein Unvermögen zu etwas Besserm, sein Zurückstehen vor vielen Andern stillschweigend ein, indem man sich mit solchen Dingen beschäftigt; und dieses muß einen Mann in seinen eignen Augen herabsetzen, dessen Ideengang stets die Gleichstellung mit allen Bessern vorauszusetzen gewohnt ist. Daher redet man lieber von den Gewohnheiten und Aeußerungen eines anerkannnt großen Mannes, dem man willig einen Vorzug einräumen kann,

ohne dabei selbst zu verlieren, als daß man sich das Ansehen geben möchte, man halte das Thun und Sagen gewöhnlicher Menschen für so wichtig, um es nachzuerzählen; wenn also Jemand von einem Herzog redet, blos weil er Herzog ist, so gibt er dadurch zu erkennen, daß er ihn weit über sich stelle, sofern er es der Mühe werth hält, sich um ihn näher zu bekümmern; so etwas möchte ich mir nie nachreden lassen, keinem einzigen Herzoge in der ganzen Christenheit zu Liebe, der nichts mehr ist, als blos ein Herzog.

Demungeachtet werde ich nicht alles durchaus mit Stillschweigen übergehen, was einigermaßen in den Pariser Gesellschaften bleibenden Eindruck auf mich gemacht hat, sollte dessen auch nur Wenig sein; nur sofern nämlich das Charakteristische des Gegenstandes solches erfordert, darf eine Anekdote zur gelegentlichen Erläuterung dienen und der beabsichtigten Schilderung zugleich einen eigenthümlichen Reiz verleihen.

Während unseres ersten Winteraufenthaltes in Paris beschränkte sich unser geselliger Kreis hauptsächlich auf mehre fremde Familien, unter denen nur wenige französische sich befanden; aber seit wir von Saint Ouen wieder in die Stadt zurückgekehrt waren, haben wir weit mehr Gelegenheit gehabt, mit den Einheimischen zu verkehren. Ich würde Sie arg täuschen, wenn ich Ihnen nicht im Voraus die Meinung benähme, als hätten wir überhaupt einen weit verbreiteten Umgang unter allen

Ständen der Hauptstadt gehabt, denn dies war keineswegs der Fall. Weder meine Gesundheit noch meine Beschäftigungen, noch mein Vermögen, noch meine übrigen Verhältnisse ließen dies zu.

Ich meine, wenige Amerikaner, vielleicht auch gar keine, werden es leicht finden, in größern Städten Europa's allgemeinen Zutritt in den besten Gesellschaften zu erhalten; mir ist wenigstens keiner meiner Landsleute bekannt, dem es in dieser Beziehung mehr geglückt wäre, wie mir; und ich wiederhole es nochmals, daß ich durchaus keine Ursache habe, mich eines ausgezeichneten vertrauten Verkehrs in den geselligen Cirkeln rühmen zu können. Es ist in Paris, wie überall; man findet leichten Zutritt nur in Gesellschaften gewisser Art; es gibt in allen großen Städten verschiedne Gattungen beschwerlicher und lästiger Geschöpfe, welche sich dadurch wichtig zu machen streben, daß sie sich an Fremde drängen, dabei mit hochtönenden Reden und großthuendem Benehmen nicht zu knickern gewohnt sind, und bisweilen ihre Anmaßungen bis zur Widerwärtigkeit übertreiben. Die wahrhaft achtbare und verehrungswürdige Klasse muß dagegen in jedem Lande aufgesucht werden, einzelne Fälle abgerechnet, die indessen nie als Regel gelten können. Man muß entweder sich bewußt sein, daß man ganz besondere Ansprüche machen dürfe, oder muß wenigstens sich mehr auf Empfehlungsbriefe verlassen können, als dies bei mir der Fall war, um in den letztern Kreis leichten Zutritt

zu erhalten, und wenn man solchen erlangt hat, so muß man überzeugt sein, daß man in der Lage sei, den erforderlichen Bedingungen eines gebildeten Umgangs möglichst zu genügen, um sich mit der Unbefangenheit und Leichtigkeit benehmen zu können, welche allein dem geselligen Leben den wahren Reiz verleihen. Ein Anderes ist es, als ein Ehrenbesuch bei einer außergewöhnlichen Gelegenheit der Eitelkeit des Einladenden Vorschub zu leisten; bei einem Gastmahle den übrigen Gästen gleichsam als luxuriöses Schaustück zu dienen, wie man etwa Erdbeeren im Februar auftischt oder Pfirsiche im April. So etwas kann man höchstens ein „Mit zur Gesellschaft gezogen werden" heißen; man steht alsdann in keiner andern Beziehung zu den übrigen Gliedern der Gesellschaft, als wie zwischen dem Veranstalter eines Gastmahls und dem erborgten Silbergeschirr, womit die Tafel geschmückt wird. Nach dieser mir nöthig geschienenen Einleitung will ich das Wenige, was ich Ihnen mittheilen kann, nicht länger bevorreden.

Einer der Irrthümer, die in Beziehung auf die Franzosen in Nordamerika, durch die Berichte der Engländer, sich ziemlich verbreitet haben, ist, daß sie nicht gastfrei seien. Seit ich in Paris wohne, habe ich lange nicht begreifen können, woher diese falsche Vorstellung wohl entstanden sein mochte, denn ich habe fast keine einzige Stadt kennen gelernt, worin ich so viele wahre Gastfreundschaft gefunden hätte, als in Paris. Nicht

blos gibt man öftere Gastereien, Bälle und andere gesellige Unterhaltungen; sondern es gibt hier kaum einen Mann oder eine Frau von einiger Bedeutung im größern geselligen Verkehr, welche nicht wenigstens alle vierzehn Tage, oder öfter auch einmal wöchentlich, ihre Thüren allen anständigen Besuchern überhaupt zu öffnen pflegen. Zu diesen „Soirées" werden zwar auch Einladungen gemacht und angenommen, sie sind aber allgemein, und gelten für die ganze „Saison" durchaus; und es ist nicht ungewöhnlich, daß solche Einladungen für Alle, die mit der Familie in gegenseitigem Verkehr sind, sich von selbst verstehen. In diesen Zusammenkünften herrscht die höchste Einfachheit des Benehmens verbunden mit dem leutseligsten Unterhaltungston; es werden nur leichte, wenig Umstände erfordernde, dem Zweck der belebenden Unterhaltung entsprechende Erfrischungen gereicht, und die geselligen Formen erfordern keine andere Achtsamkeiten, als die von feiner, artiger Lebensart unzertrennlich sind. Es wird Ihnen daraus hinlänglich deutlich werden, welche Vortheile für den Fremden aus der Einführung in solche Gesellschaften hervorgehen müssen. Mit einem erträglich besetzten Verzeichniß von Häusern, worin er Eintritt findet, versehen, ist er im Stande, für jeden Abend sich einen ihm zusagenden Ort der Erholung, der Unterhaltung, der heitern, anständigen, gebildeten Geselligkeit auszuwählen; und wenn es sich ereignet, daß die Gesellschaft ihm zufällig nicht behagt, so bleibt ihm die Wahl

unter mehren andern Häusern, die ihm eben so bereitwillig offen stehen. Ich halte es für keine leichte Sache, eine mehr wahrhafte Gastfreiheit zu ersinnen, als diese.

Die ehemals so beliebten „petits soupers" sind durch die neue Zeiteintheilung ganz und gar abgekommen, und diese Vertheilung der Zeit ist vielleicht die vernünftigste, die man für das Leben in einer so großen Stadt hätte ausfindig machen können. Man speist um sechs Uhr; da ist es natürlich noch zu früh, um an abendliche Unterhaltungen zu denken, da die Mahlzeit um acht Uhr gewöhnlich schon verzehrt ist, und es ist diese Zeit schon zu spät, um ein nochmaliges Essen vor Schlafengehen nöthig zu machen; und diese Einrichtung erleichtert daher ungemein die abendliche Unterhaltung, bei welcher alle weitere unnütze Mühe und Prunksucht ganz überflüssig wird.

Man hat öfter gesagt, um den geselligen Ton in Frankreich herauszustreichen, daß, so wie man in einem „Salon" eingetreten sei, alle Anwesenden gleich seien. Man darf diese Aeußerung nicht im strengsten Sinne nehmen; denn es ist an sich einleuchtend, daß dies durchaus nicht stattfinden und unter den einmal bestehenden geselligen Verhältnissen nicht einmal wünschenswerth sein könne; denn es würde gegen alles Gefühl von Anstand und Schicklichkeit anstoßen, wenn weder dem höhern Alter, noch den dem Staate geleisteten Diensten, noch irgend andern Vorzügen die erforderliche Rücksicht zu Theil werden, wenn die Nichtachtung aller geselligen Einrich-

tungen hier als geziemend gelten sollte. Es ist selbst nicht einmal richtig, daß man in französischen Gesellschaften, alle Rücksichten des Ranges gänzlich vernachläßigt, obschon man weniger darauf achtet, wenigstens keine den übrigen Gliedern der Gesellschaft lästige Ansprüche des höheren Ranges gestattet. Die Auszeichnung, worauf ein französischer Pair des Reichs in Gesellschaften irgend Anspruch machen kann, wird nie in den ungezwungenen, artigen und gebildeten Unterhaltungston störend eingreifen, und ich erinnere mich nicht, daß ich jemals bemerkt hätte, daß einem jungen Mann, wenn er sich durch sonst nichts auszeichnete, als durch seinen hohen Rang, besondere Aufmerksamkeit erwiesen worden wäre. Ueberhaupt gibt es in Paris eine so große Zahl in einer oder der andern Art ausgezeichneter Männer, daß sie als nichts Außerordentliches mehr betrachtet werden und daß ihre Erscheinung den Gang der Unterhaltung auf keine störende Weise zu unterbrechen im Stande ist.

Wenn nun auch alle in einem französischen Salon anwesenden Personen nicht völlig einander gleichstehen, so sind sie doch sämmtlich bemüht, einander diese Ungleichheit nicht empfinden zu lassen. Doch kann ich wohl sagen, daß es selbst in Paris manche Gesellschaften gibt, in welchen sogar der größere Geldreichthum als ein Grund größerer Auszeichnung gelten mag, doch dürfte dies blos in weniger gebildeten Kreisen der Fall sein. So sehr die Franzosen die Vortheile großen Geldreichthums lebhaft

zu schätzen wissen, und so sehr sie geneigt sind, in allen wichtigen Angelegenheiten dem Einflusse des Geldbesitzes nur zu viel nachzugeben, so lassen sie doch nur äußerst selten sich zu einem geldprunkenden Benehmen in Gesellschaften verleiten, um vielleicht dadurch andern Leuten zu imponiren. Dagegen in ihren öffentlichen Beziehungen als Volk scheinen sie gänzlich von der Macht des Geldes sich beherrschen zu lassen, und dieser ausschließlich zu huldigen. In diesem Punkt sind die Franzosen gradezu ein Gegensatz zu den Amerikanern, die fast durchaus nicht zu bestechen sind, obschon sie das Geld als die einzige Grundlage aller Ansprüche auf Auszeichnung ansehen. Der Ursprung dieses Nationalunterschiedes läßt sich in den verschiedenen Verhältnissen beider Länder genügend nachweisen.

In Amerika ist es leicht, sich bald ein großes Vermögen zu erwerben; wenige Menschen werden durch den Druck der Verhältnisse dort zu Entbehrungen gezwungen; diejenigen, welche Andern Dienste leisten wollen, sind weit mehr gesucht, als die, welche ihrer Dienste bedürfen; und der Mangel an Versuchungen macht bei uns ausnahmsweise die Unmöglichkeit aus, ihnen aus Hoffnung auf Geldgewinn zu unterliegen. Die Menschen werden jederzeit, und wirklich geschieht solches täglich, sich selbst in Versuchung führen und der Versuchung habsüchtiger Leidenschaften unterliegen, aber in unserm Lande kommt man nicht leicht in die Gelegenheit, käuflich oder wirklich erkauft

zu werden. Obschon also das Geld immerfort eine bleibende Zwingherrschaft über die Seelen der Menschen ausüben mag, und obgleich die Begierde nach Geld allen tief eingepflanzt, mit ihnen verwachsen, in alle menschliche Bestrebungen einzudringen scheint; so kann dem ungeachtet das Geld bei uns weit weniger Unheil anrichten, als in irgend einem andern Lande der Christenheit. Hier in Frankreich denken wenige junge Leute daran, durch Gelderwerb einst zu Auszeichnung zu gelangen; sie suchen Geld zu erwerben, als Mittel; während bei uns das Geld der einzige Zweck zu sein scheint. In Amerika bedürfen wir keiner Krieger, und der Beruf des Soldaten gilt daher auch weit weniger als der des Rechtskundigen oder des Kaufmanns. Von Wissenschaft und Kunst lebt bei uns fast Niemand, und Niemand wählt sie zu seinem Beruf, weil fast Niemand sich für die eine oder für die andere interessirt. Die einzige Laufbahn, die bei uns zu Auszeichnung vor den übrigen Menschen führen kann und bisweilen wirklich dazu führt, ist die politische, die zugleich vom Geldbesitze unabhängig ist; und die politische Laufbahn betreten bei uns so manche Leute, die nicht viel mehr sind, als bloße Abenteurer, ohne den geringsten verdienten Anspruch auf den Namen eines Staatsmannes machen zu können, so daß es wenig ehrenvoll sein kann, sich dieser Menschenklasse anzuschließen. Obgleich bei uns in politischen Dingen das Geld keinen Einfluß hat, wenigstens einen so geringen

Einfluß, als irgend möglich; so nimmt selbst der mit Erfolg für den Staat wirksame Politiker nur eine untergeordnete Stelle in der Gesellschaft ein neben dem Millionär. Alles dieses verhält sich in Paris meistentheils umgekehrt; hier thut das Geld sehr Viel, fast Alles, während man äußerlich gar keinen Werth darauf zu setzen scheint. In den Pariser Coterieen würde der Verfasser eines mit Beifall gegebenen Lustspiels mit weit mehr Auszeichnung behandelt werden als der Herr von Rothschild, und die Erfindung einer neuen Haube würde hier weit mehr Aufsehen erregen als die Erfindung einer neuen Geldspekulation. Ich möchte wohl eine Masse Menschen sehen, die weit leidenschaftlichere und gewagtere Unternehmungen in dem Spiel mit dem Steigen und Fallen der Staatspapiere versuchen und die, so wie sie die Börse verlassen, so wenig mehr daran denken und davon reden, als die Spekulanten in Paris.

Die geringe Aufmerksamkeit, die in den Gesellschaften hier den ausgezeichneteren militärischen Verdiensten zugewendet wird, hat mich wirklich in Erstaunen gesetzt. Fast schien es, als habe Frankreich einen so hohen kriegerischen Ruhm erlangt, daß es daran völlig übersättigt sei. Fast überall umdrängen uns Generale, die diese oder jene Schlacht gewonnen haben, und fast Niemand scheint sich darum zu bekümmern, gleichsam als verständen sich dergleichen Dinge von selbst. Damit sage ich nicht, daß das französische Volk seinen militärischen Ruhm

nicht hoch anschlage; aber in Gesellschaften nimmt es an Nichts vorzugsweise Antheil, man betrachtet Alles nur als vorübergehenden Unterhaltungsgegenstand. Ich war schon Zeuge, daß man einem Schriftsteller verschiedene Artigkeiten über einige niedliche Verse sagte, aber noch nie, daß einem Helden dergleichen widerfahren wäre. Vermuthlich waren dem leichthintändelnden Völkchen die Verse noch etwas Neues, die Siege aber etwas Altes, wovon man also nicht mehr sprechen durfte, ohne Langweile zu erregen.

Das vorzüglich zartsinnige Benehmen der Franzosen, und die Nichtbeachtung der Privatverhältnisse, der Lebensweise, der nähern Beziehungen aller derer, die in einem Salon sich zusammenfinden, um keine unangenehme Dinge zur Sprache zu bringen, verdient in der That unsere Bewunderung; selbst die Engländer wissen diese Eigenschaften an den Franzosen zu schätzen, wiewohl sie selbst sich auf eine ganz von dieser verschiedene Weise benehmen. Eine Miethkutsche kommt nicht leicht in den Hof eines Hôtels hinein; aber sowohl Männer wie Frauen machen darin ihre Besuche, ohne sich lange zu bedenken, denn Niemand schämt sich seiner Armuth. Zwar bedienen sich Frauen von Stande gar nicht gern eines Fiacres, wenn sie Besuche machen, aber Männer desto mehr; ich habe sogar an besuchten Orten bisweilen Frauen in Fiacres angetroffen, welche ich in den besten und vornehmsten Gesellschaften gesehen hatte. Besser ist es frei-

lich, sich eine gemiethete Kutsche oder eine „Remise“ zu nehmen, wenn man kann; doch wer wenig Mittel hat, macht sich auch weniger daraus, sich mit einem Fiacre zu behelfen. Damit Sie ein solches selbstverläugnendes, einfaches, verständiges Benehmen gehörig schätzen lernen, brauche ich Sie blos daran zu erinnern, daß ein Fiacre ein Fuhrwerk ist, das seinesgleichen nicht hat, und daher vor allen andern gleich kenntlich wird. Vor einiger Zeit war ich Zeuge der verschiednen Ansichten verschiedner Leute über einen und denselben Gegenstand. A — — und ich besuchten eine Engländerin, mit der wir bekannt waren, und welche in ihrem Französischen keine sonderliche Fortschritte gemacht hatte. Eine Mrs. — —, die Gattin eines Obersten in der englischen Armee, saß grade neben A —, als eine französische Dame bat, daß man nach ihrem Wagen schicken möchte. Unsere Wirthin rief ihrem Bedienten zu, er solle dem Fiacre der Madame — — vorfahren lassen. Madame — — besaß aber, wie ich bestimmt wußte, ihren eignen schönen Wagen, sie achtete gar nicht auf den Mißgriff. Gleich darauf bat A — —, man möchte unsere Kutsche auch gleich vorfahren lassen. Unsere geschäftige Wirthin rief ebenfalls: „den Fiacre für Madame — —.“ Ich sah, daß A — — aufstand, ihr Blick traf den meinigen, sie lächelte, und dabei blieb es; unterdessen wurde grade unsere Kutsche mit den Worten: „la voiture de Madame — —“ angemeldet, während Mrs. — — aufgestanden war, um selbst einem

Bedienten zu bedeuten, daß auch sie ihren Wagen wünsche. Demungeachtet war die hastige Wirthin ihr gleich mit den Worten: „le fiacre de Madame — —" in die Rede gefallen. Das war für die Gemahlin eines Obersten zu arg, mit einem verdrießlichen Gesichtchen, das ihr allerliebst stand, versäumte sie nicht, so laut, daß es Alle hören konnten, gleich berichtigend hinzuzufügen: „sie sei nicht in einem Fiacre, sondern in einer Remise gekommen."

Ich darf wohl behaupten, daß gemeine Vorurtheile auf gemeine Menschen hier wie anderwärts Einfluß haben; und doch habe ich nicht gefunden, daß hier Jemand einen Augenblick sich bedacht hätte, seine Adresse anzugeben, weil er eine ärmliche Wohnung hatte. Ich vermuthe fast, daß die Ueberzeugung, wie manche achtbare Familien aus ihrem frühern Zustande von Wohlhabenheit in unvorhergesehene Dürftigkeit durch die mancherlei Staatsumwälzungen versenkt wurden, viel dazu beigetragen haben, diese vernünftigeren Ansichten über den vergänglichen Werth der Aeußerlichkeiten auch den gewöhnlicheren Menschen zugänglich zu machen.

Der vorzüglich gesellige Takt, die Gewandheit im täglichen Umgang, durch welche die Frauen hier sich auszeichnen, erhöhen den Reiz der Pariser Geselligkeit ungemein. Oefter wissen sie allen Verlegenheiten, die aus den Zweifeln über den gebührenden Vortritt entstehen könnten, dadurch vorzubeugen, daß sie der Entscheidung der Männer mit richtigem Blick vorzugreifen verstehen.

Es wird fast allgemein vorausgesetzt, daß wo irgend Zweifel in dieser Hinsicht obwalten könnten, dieses ohne Weiteres der Entscheidung der Frau von Hause überlassen bleiben müsse. Bei einem Diner von nur wenigen Personen war ich kürzlich der einzige Fremde, der einzige besonders eingeladene Gast, und stand grade neben der Marquise von — — in dem Augenblick, wo man meldete, es sei angerichtet. Ein Bischoff stand als Dritter neben uns. Einem Mann von seinem höhern Alter und seiner hohen geistlichen Würde durfte ich nicht vortreten, und er war zu höflich, um einem Fremden den Vortritt streitig zu machen. Die Sache war schwierig. Wäre er ein Herzog gewesen, so hätte ich, als Fremder, als vorzugsweise eingeladener Gast, den Vortritt mir nicht nehmen lassen, aber selbst die Dame schien ungewiß, wie viel sie hier der Achtung für einen Vater der Kirche schuldig sei. Doch nur einen Augenblick verzog sie, dann bat sie uns lächelnd, ihr zu folgen, und vermied dadurch, den schwierigen Casus überhaupt zu entscheiden. In Amerika hätte dies durchaus nicht statt finden können; denn nach der bei uns bestehenden geselligen Fiktion, würde eine Dame nicht gewußt haben, wie sie ihren Weg ohne Führer allein finden sollte. Aber hier verstößt eine Dame nichts gegen die gute Lebensart, wenn sie in ein Zimmer eintritt, ohne von Jemanden geführt zu werden, weil sie sich nöthigenfalls selbst einzuführen versteht. Der Gebrauch mit einem paar Frauenzimmer auf einmal aufzuziehen

(Leber und Magen, wie die Engländer unschicklich, wenn auch nicht unpassend, sich ausdrücken) und so durch einen engen Eingang in ein mit Menschen erfülltes Zimmer vorzuschreiten, wo ohnehin alle freie Bewegung gehemmt ist, findet hier durchaus nicht statt; man urtheilt vielmehr, daß eine anständige Haltung, ein anmuthiges Benehmen, ein hübscher Gang, wohl alles Uebrige aufwiegen können. Diese Sitte ist zugleich für das schöne Geschlecht weit bequemer; denn sie macht es weniger abhängig von dem männlichen. Niemand denkt daran, außer in besondern Fällen, einer Dame nachzugehen, um ihr in den Wagen zu helfen, eine Sitte, die viel zu dörfisch ist, als daß sie überhaupt in einer Hauptstadt vorkommen könnte. Dagegen besteht hier in manchen Dingen unter den Männern ein unterhaltender Eifer, den Forderungen der Etiquette zu genügen, der mir bisweilen ein Lächeln abgenöthigt hat; wie wohl jede Bemühung recht höflich zu sein, als ein dem Wohlwollen dargebrachtes Opfer, gehörig werthgehalten werden sollte, wenn nicht die Art, wie es geschieht, zuweilen Alles verdirbt. Da wir eben recht im Zuge sind, uns mit Kleinigkeiten zu unterhalten, so will ich ein paar Bräuche erwähnen, die für Sie wenigstens den Reiz der Neuheit haben dürften.

Ich war von dem Chevalier Alexandre de Lameth*) mit einem Briefe beehrt worden, begleitet von einem

*) Er ist seitdem gestorben. A. d. Vfs.

Buche, das er mir zusandte, und ich nahm die erste Gelegenheit wahr, ihm durch einen Besuch meine Hochachtung zu beweisen. Ich fand diesen Herrn, der einst in der französischen Politik eine so ausgezeichnete Rolle gespielt hatte und nun das Amt eines zur Partei der Liberalen gehörenden Deputirten bekleidet, beim Frühstück, in einem kleinen Gemach, zu welchem ich durch eine Folge von vier Sälen nach einander gelangte. Er empfing mich höflich, sprach viel mit mir über Amerika, woselbst er früher unter dem General Rochambeau als Oberster gedient hatte, und endlich empfahl ich mich. Daß Herr von Lameth aufstehen, oder gar mich bis ins nächste Gemach begleiten werde, war alles, was man billiger Weise erwarten konnte, daher empfahl ich mich ihm hier nochmals. Aber er folgte mir zu allen übrigen Thüren, zu einer nach der andern, und als ich mit einem, so viel es in meinen Kräften stand, höflich ausgeführten Gewaltstreich es dahin brachte, schnell die Thüre des Vorzimmers wenigstens hinter mir zuzumachen, so schien er nur meinem Widerstreben und meinen Bitten nachzugeben, sich ja nicht weiter zu bemühen. Ich war schon auf dem Treppenabsatz im Fortgehen begriffen, als ich die Thüre des Herrn von Lameth nochmals aufgehen hörte, und mich umwendend erblickte ich den Herrn wieder, wie er eben heraustrat, um meinen letzten Gruß zu empfangen und zu erwiedern. Obschon diese äußerst übertriebene Aufmerksamkeit und Achtsamkeit und dabei dieses zartsinnige Benehmen mehr den

Franzosen aus der ältern Schule der Höflichkeit bezeichnet, so ist doch dergleichen hier durchaus nichts Unerhörtes. Selbst der General Lafayette, der mir erlaubt, ihn zu jeder Zeit ganz ohne alle Umstände zu besuchen, läßt sich es dennoch nicht nehmen, mir jedesmal durch zwei bis drei Thüren das Geleite zu geben. Doch ist dieses Benehmen mehr als eine langjährige Gewohnheit, als daß er mir damit eine besondere Aufmerksamkeit erweisen möchte; denn er pflegt dagegen oftmals nicht einmal aufzustehen, wenn ich bei ihm eintrete, und wenn ich manchmal, während er mir das Geleite gibt, lächelnd bemerke, so viele Höflichkeit sei unter uns nicht an ihrem Orte, dann nimmt er mich beim Wort und kehrt gleich wieder um nach seiner Schreibstube, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Der gegenseitige Empfang der Frauen, ist, wie ich bemerke, nach den verschiednen Abstufungen etwaniger höherer Ansprüche etwas Weniges abgemessen, ohne daß aber der geringste Schein von Anmaßung oder Herablassung sich dabei bemerklich macht. Die Frauen stehen selbst auf, wenn Männer eintreten, außer in Abendgesellschaften, oder wenn es ganz nahe Verwandte oder vertraute Freunde sind; und dieses schickliche und anständige Benehmen ist dem bei uns üblichen Sitzenbleiben der Frauen weit vorzuziehen. Ich habe nie gesehen, daß ein französisches Frauenzimmer einem männlichen Besuch die Hand reichte, der nicht ein naher Verwandter war,

obschon es ganz gewöhnlich ist, daß die Frauenzimmer einander küssen, doch diese Annäherung ist wohl nichts weiter als eine bloße Ceremonie. Auch ist es noch unter Männern gebräuchlich, einander zu küssen, wiewohl nicht häufig. Wahrscheinlich wird es damit gehen wie mit den Ohrringen. Kein Franzose hat mir einen Kuß angeboten, der mit mir in gleichem Alter war; blos mit älteren Leuten ist mir dies begegnet. General Lafayette und seine vertrauten Freunde thun es noch.

Vor Kurzem war ich Abends bei der Fürstin von — —; wir saßen ruhig, und die Unterhaltung ging ihren Gang wie gewöhnlich. Mehre Besuchende waren während einer Stunde gekommen und gegangen; alle waren auf die gewohnte Weise empfangen worden. Endlich kam der Huissier schnell durch den Vorsaal geschritten und meldete die Gattin eines Ambassadeur. In einem Augenblick saß die Fürstin auf einem Divan in einer Stellung, daß ihre Füße den Boden nicht berührten. Diese heftige schnelle Bewegung setzte mich in Erstaunen. Dann schwang sie sich auf ihre Füße und lief mehr als sie ging durch den großen Saal nach der Thüre, wo ihr Besuch ihr entgegen kam. Diese hatte durch offenstehende Thüren der einander folgenden Zimmer das „empressement“ der Fürstin wahrgenommen und war so schnell, als der Anstand es erlaubte, ihr entgegengeeilt, um ihr an der Thüre zuvorzukommen. Anfangs glaubte ich, sie seien Herzensfreundinnen, die nach langer Abwesenheit sich einander

wiedergegeben sähen, und daß der Sturm ihrer Gefühle ihre gewohnte Selbstbeherrschung überwältigt habe. Das war aber durchaus nicht der Fall. Es war bloß ein Wettstreit von gegenseitigen Höflichkeiten, denn dem herzlichscheinenden Empfang folgte ein streng alle Formen der Etiquette beobachtendes Benehmen, eine Menge verbindlicher Redensarten und das ganze kunstgerechte Wortgepränge, welches wohl ceremonielle Höflichkeit, aber nicht herzliche Freundschaft eingeben kann.

Man hat viel über die Unterhaltungsweise der französischen Frauen gesprochen und zwischen ihren und unsern Frauen Vergleichungen angestellt, die sehr zum Nachtheil der Französinnen ausgefallen sind. Wenn man die amerikanischen Sitten als das Musterbild des Zarten und Gefälligen in solchen Dingen aufstellen will, dann kenne ich kein Volk, das mit dem unsrigen sich messen könnte. Befragen wir blos unser Gefühl, dann müssen wir zugeben, daß Gewohnheit jedes Ding als schicklich, oder ebendasselbe als unschicklich erscheinen lassen kann; und es ist durchaus keine leichte Sache, mit Bestimmtheit anzugeben, welches die Grenzlinie sein müsse, welche überall das richtige Ziel des gesunden Menschenverstandes und gebildeten Geschmacks bezeichnen soll. Ich bekenne, daß die amerikanische Sitte meistenstheils mein Urtheil bestimmt, doch bin ich selbst nicht einmal im Stande, genau mir bewußt zu werden, wie weit die Eindrücke meiner Erziehung mir es erlauben, hierin ohne vorgefaßte Meinung

zu urtheilen. Uns wird von Fremden nachgesagt, wir seien zimperlich, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf; sie sagen, wir pflegten das Zartgefühl öfter dadurch zu verletzen, weil wir uns so ängstlich bemühten, es zu bewahren, statt uns einfacher zu benehmen. Wohl mag etwas Wahres in dieser Behauptung liegen; und wiewohl ich die Eindrücke meiner früheren Jugend immer noch bewahre, so habe ich doch nie zu der äußersten Strenge mich bekannt, welche, wie Sie mir beistimmen werden, weit öfter ein Beweis von fehlerhafter als von vorzüglicher Bildung ist. Belege für diese Behauptung kann man nicht blos täglich, sondern selbst stündlich auffinden. Als ich gestern durch die Tuilerien spazierte, war ich Zeuge eines lächerlichen Vorfalls, der meine Ansicht erläutert. Die Bildsäulen im Garten sind fast ohne alle Draperie. Ein Bauer und zwei Bäuerinnen gingen an einer derselben vorbei und verwunderten sich darüber; ihr lautes Lachen, ihr Davonlaufen, ihr Gesichtbedecken und Kichern machte Jedermann mit der Veranlassung zu dieser aufsehnerregenden Geschämigkeit bekannt. Tausende gehen von beiden Geschlechtern täglich an derselben Bildsäule vorüber, ohne an Nacktheit zu denken, und betrachten sie als wundervolles Kunstwerk des Bildners mit Vergnügen.

Indem ich diesen Gegenstand fallen lasse, der wirklich einigermaßen zarter Natur ist, will ich nur bemerken, daß die Gewöhnung wohl eine Freiheit in Ausdrücken gestatten könne, wovon Sie freilich keine rechte

Vorstellung haben können, daß man aber selten von einer gebildeten Französin Aeußerungen hört, die eine Amerikanerin unter ähnlichen Veranlassungen nicht ebenfalls sich erlauben würde. So weit meine Erfahrung reicht, findet man in dieser Beziehung einen bezeichnenden Unterschied zwischen Frauenzimmern der mittleren Stände und denen höhern Ranges; unter Rang meine ich hier erblichen Rang, denn die Revolution erst hat die gemischte Gesellschaft in die Salons eingeführt.

Obgleich es jetzt keine „petits soupers" mehr gibt, so haben dagegen die Diners einigermaßen ihre Stelle eingenommen; man kommt zu einer schicklicheren Zeit zusammen; und die Einrichtung eines französischen Gastmahls, wobei Alles so ruhig, so ohne alle Umstände, wie ohne allen Prunk hergeht, wo alles unnütze Nöthigen zum Essen und Trinken, wie das Empfehlen und Beloben von Küche und Keller wegbleibt, ist grade vorzüglich geeignet, diese Abendunterhaltungen zu beleben. Deshalb bin ich auch der Meinung, daß Niemand ein Diner geben sollte, der die Mittel nicht besitzt, eine Gasterei mit derjenigen Leichtigkeit des Benehmens durchzuführen, daß dabei keine außerordentliche Zurüstung, keine ängstliche Besorgniß, ob auch Alles in gehöriger Ordnung sei, keine störende Anstrengung von Seiten der Bewirthenden sich bemerklich macht. Zwar habe ich auch einigen prunkvollen Dieners hier beigewohnt, doch dergleichen kommen nur äußerst selten vor. Bei uns zu Hause gibt es Leute genug,

welche überzeugt sind, daß eine Gasterei, der man die Anstrengung anmerkt, etwas durchaus Lästiges sei; wie wenige Menschen verstehen aber bei uns die Kunst, ein glänzendes Fest als etwas ganz Gewöhnliches zu behandeln! In Paris kann man die besseren Häuser kennen lernen, in welchen man diese Kunst ganz vorzüglich versteht.

Die Tischgebräuche sind nicht überall dieselben. In ächt französischen Häusern war es bis vor kurzer Zeit nicht gebräuchlich, die Messer während der Mahlzeit zu wechseln, deren man sich jedoch weniger bedient, da die französische Kocherei fast wenig mehr als Gabeln nöthig macht. In Häusern, wo mehr Verkehr mit Fremden vorkommt, werden Gabeln und Messer gewechselt, wie bei uns. Das Anrichten bei großen Gastereien geschieht größtentheils in derselben Folge wie bei uns in Ansehung der einzelnen Gänge; doch habe ich anch gesehen, daß man Melonen nach der Suppe auftischt. Ich glaube sogar, daß dies zum hohen Ton gehört, obschon es selten vorfällt; mir kam es übrigens sonderbar vor; denn es schien mir eben so unpassend als die alte Sitte in New-England, den Pudding vor dem Fleisch zu genießen. Die Franzosen geben auch kleine Diners, dem Namen nach klein, aber in der Ausführung groß, in welchen die Schüsseln einzeln oder meistens doch einzeln aufgetragen werden; ein solches Mahl gleicht einem türkischen und hat eben so viel gegen sich; denn wenn man nur eine

einzige Schüssel vor sich hat, und nicht weiß, was vielleicht noch nachkommt, so kann man nicht wissen, wenn man aufhören soll. Solche Gastmähler sind gewöhnlich die besten, doch meine ich, sollte man dergleichen nur unter vertrauten Freunden einführen, unter denen es nicht übel genommen wird, wenn ein Gast sagt; jetzt ist es genug.

Die altherkömmlichen Aufmerksamkeiten gegen das andere Geschlecht sind nicht mehr der ausschließliche Gegenstand der Salonsunterhaltung, wie solches vermuthlich vor einem halben Jahrhundert der Fall war. Ich bin in vielen Gesellschaften gewesen, wo die Männer in einzelnen Gruppen über Politik sprachen, während die Frauenzimmer sich unterhielten, so gut es gehen wollte, mit kalten Förmlichkeiten die Zeit hinbrachten, und wie eben so viele Wachsfiguren sich ausnahmen in einer Schaustellung der neuesten Moden der ausgesuchtesten Toilettenkünste. Dies ist nicht allezeit so, indessen doch häufiger als Sie vielleicht vermuthen möchten.

Ich habe Ihnen nur wenig von der Gewohnheit zu erzählen, Manuskripte in Gesellschaft vorzulesen. Diese besteht wirklich, denn ich bin selbst einige Mal gebeten worden, solchen Vorlesungen mit beizuwohnen; doch, weil ich vor dergleichen Dingen einen Abscheu habe, so zog ich es vor, unpäßlich zu sein; denn hier blieb mir nur die Wahl zwischen Kopfweh vorher oder nachher. Einmal, nur ein einziges Mal war ich dabei, als ein Dichter in

einem großen von Menschen erfüllten Gesellschaftsaal seine Verse hersagte; zwar habe ich Gründe genug, den Mann für vorzüglich in seinem Fach zu halten, allein mein Ohr war noch so wenig an die Sprache gewöhnt, daß mir durch den deklamatorischen Vortrag eines Franzosen fast alles verloren ging.

Mir war es bisweilen eine sonderbare Lust, an manchen Abenden von einem Hause zum andern zu fahren, um das Kontrastirende der Eindrücke aufzufassen, welche die geringe Anzahl in meiner Besuchliste mir zu verschaffen im Stande war. Vor wenigen Tagen hatte ich dazu eine vortreffliche Gelegenheit. Ich hatte von mehreren Seiten Einladungen für denselben Abend erhalten, an welchen in mehreren Häusern, worin ich willkommen war, offne Gesellschaft gehalten wird; ich nahm mir also vor, meinen ganzen Abend damit zuzubringen, um keine der verschiednen Eindrücke zu verfehlen. A — — war mit einigen dieser Häuser weniger genau bekannt; ich begab mich also allein auf den Weg, und will Ihnen meine abenteuerliche Fahrten, die Sie vielleicht interessiren möchten, von diesem Abende mittheilen.

Zuerst mußte ich mich in Staat werfen, um zum Diner in ein Haus, wo ich noch nie gewesen war, einzutreffen, bei einer Familie, von der ich keine Seele kannte. Solches kann Fremden öfter begegnen und war mir anfänglich sehr unangenehm; doch man gewöhnt sich allmählig an weit unangenehmere Dinge. Also um sechs

Uhr stieg ich ein in meinen „coupé" und nannte meinem Charles Straße und Hausnummer. Vorher muß ich noch sagen, daß ich diese Einladung schon einige Tage früher erhalten und sie aus Neugier angenommen und eine Karte hingeschickt hatte, ohne im Geringsten von meinem freundlichen Wirth und der freundlichen Wirthin etwas mehr, als deren Namen zu wissen. Es lag in diesem Nichtwissen ein Reiz für mich, und ich hatte mir vorgenommen, eben so unerkannt zu erscheinen und dem Zufall alles andere zu überlassen. Doch fragte ich zufällig Tags zuvor eine Dame, die ich kannte und die ich vorzüglich verehrte, in einer Pause der gewöhnlichen Unterhaltung, ob sie vielleicht eine Madame de —— kenne, und sie überraschte mich mit der Antwort: „Gewiß kenne ich diese Dame, sie ist meine Cousine, und morgen werden Sie bei ihr speisen." Ich sagte nichts weiter und wollte auch nicht mehr erfahren, denn mir war es genug zu wissen, daß mein Wirth und meine Wirthin zu den geachteten Familien gehörten. Während ich nach ihrem Hôtel fuhr, fiel mir ein, daß es auf jeden Fall besser wäre, mehr von den Leuten zu wissen, und hielt deshalb an dem Thor einer guten Freundin still, die so zu sagen alle Leute kennt und die mir, wie ich gewiß wußte, meinen Besuch zu einer so ungelegenen Stunde nicht Uebel nehmen würde. Ich wurde empfangen und brachte mein Anliegen vor, indem ich sie fragte, ob sie einen Herrn von —— kenne. „Welche Frage!"

rief sie aus: „Herr von — — ist ja der Canzler von Frankreich!“ — So albern und ungeschickt mein Benehmen auch sein mochte, so hätte ich doch ohne diesen Einfall zur rechten Zeit bei dem Canzler von Frankreich speisen können, ohne im Geringsten zu wissen, wer eigentlich mir diese Ehre erzeigte!

Das Hôtel war eins der vorzüglichen, die Gemächer und ihre Einrichtung waren anständig, aber nichts mehr; der Empfang, die Bewirthung der Gäste, der Ton in der Unterhaltung überhaupt war so einfach, daß mich Nichts zu der Vermuthung geführt haben würde, bei welchem wichtigen und angesehenen Manne ich mich befand. Die Gesellschaft war nur klein, und das Mahl ganz anspruchlos. Ich fand in dem Canzler einen ernsten und würdigen Mann, er schien ein wenig neugierig in Beziehung auf Amerika; seine Gattin erschien mir als eine recht verständige, dazu talentvolle Dame. Die Mahlzeit ging ihren ruhigen Gang, und mir kam die Zeit, wo man sich schicklicher Weise entfernen mußte, viel zu früh.

Vom Diner des Herrn Canzlers fuhr ich sogleich in das Hôtel des Herrn Marquis von Marbois zu einem Verdauungsbesuch. Herr von Marbois pflegt seines hohen Alters wegen sich früh zur Ruhe zu begeben; ich durfte mich bei ihm nicht verspäten, um nicht schon um neun Uhr das Thor geschlossen zu finden. Hier war die Gesellschaft aus dem Speisesaal schon wieder in den Gesellschaftsaal getreten, und da die Gäste der Woche vorher, so wie

die, welche eben die Tafel verlassen hatten, beisammen waren, so mochten ungefähr dreißig Personen anwesend gewesen sein, worunter sich nur zwei Damen befanden. Eine der letztern war Madame de Souza, in der französischen Literatur als Verfasserin ausgezeichneter Romane bekannt. In dem Gesellschaftsaal standen in einzelnen Gruppen dicht beisammen der Herr Oberrichter, Herr Cüvier, Herr Darü, Herr Villemain, Herr von Plaisance, Herr Brown, nebst mehreren andern ausgezeichneten Männern. Es schien etwas Ungewöhnliches im Gange zu sein, denn die Unterredung wurde in vertraulicher, leiser Besprechung geführt, und manches unheilweissagende Achselzucken machte sich bemerklich. Der Gegenstand schien mir politischer Natur zu sein; ich nahm also die erste Gelegenheit wahr, mich bei einem Bekannten zu befragen. Wirklich war das Gespräch politischer Art. Der entscheidende Augenblick war eingetreten; das Ministerium des Herrn von Villèle lag in den letzten Zügen. Die Wahlen waren ungünstig ausgefallen, und jetzt galt es darum, die zweckmäßigsten Mittel zum beabsichtigten alten Ziel durch eine täuschende sogenannte neue Combination ausfindig zu machen. Man muß nothwendig mit dem allgemeinen Einfluß politischer Intriken auf gewisse Coterien in Paris genauer bekannt sein, um die Wirkung einer solchen Nachricht auf einen Salon wie diesen begreifen zu können, in welchem Männer beisammen waren, die seit vierzig Jahren sämmtlich wichtige Rollen in den Hauptbegeben-

heiten Frankreichs gespielt hatten. Man nannte sogar schon Herrn Cüvier als muthmaßlichen neuen Minister. Graf Roy wurde ebenfalls genannt, den man als den wahrscheinlichen ersten Minister bezeichnete. Ich hörte, dieser Mann besitze das größte Grundeigenthum in Frankreich; seine Besitzungen wurden auf vierhundert Millionen Dollars geschätzt. Die Sache ist merkwürdig in ihrer Art; sie zeigt, nicht nach allgemeinen Gerüchten, sondern bestätigt aus achtungswürdiger Quelle, welcher Art der größere Grundbesitz in Frankreich sei. Es liegt zwar in dem Besitz an sich selbst kein Verdienst, noch halte ich ihn für ein unbezweifeltes Glück; doch glaube ich fast, daß wir auch in dieser Hinsicht bei uns in Amerika Manches vor den Franzosen voraus haben. Die Gesellschaft machte bald Anstalten, um aufzubrechen, und so empfahl ich mich ebenfalls.

Von der Place de la Madeleine fuhr ich nach einem Hause in der Nähe des Carrousel, wo ich im Laufe dieses Abends eingeladen war. Die Gebäude, welche in dem beabsichtigten länglichten Viereck sich befinden, welche diese Stelle einst zu einem der schönsten großen Plätze machen werden, sind von der Regierung sämmtlich oder doch größtentheils gekauft worden, in der Absicht, sie alle bei schicklicher Veranlassung niederreißen zu lassen; bis dahin räumt sie der Hof seinen Günstlingen einstweilen zu Wohnungen ein. Frau von —— war eine dieser begünstigten Personen und hat daher eine kleine Wohnung im

dritten Stock eines dieser Häuser. Die Zimmer sind hübsch, gut eingerichtet, aber klein. Das größte derselben hält kaum fünfzehn Fuß in's Geviert. Der Eingang in eine Pariser Wohnung ist gewöhnlich entweder recht schön oder recht häßlich. In den neuen Gebäuden zeigt sich schon Etwas von dem Charakter der Mittelmäßigkeit der neuen Ordnung der Dinge; aber in allen vor der Revolution gebauten Häusern sieht man nichts als Extreme; denn es geht hiermit, wie in allen andern Dingen: große Pracht und ausgezeichneter Glanz, oder große Erbärmlichkeit und mangelde Bequemlichkeit. Das Haus der Frau von — — ist zufällig von der letzteren Art, und wenn auch alles Unangenehme und Zweckwidrige aus ihren Gemächern verbannt ist, so ist man doch genöthigt, mittelst einer Folge dunkler Treppen zu diesen hinanzuklimmen, deren Stufen nicht besser sind als die, deren wir uns höchstens in Ställen bedienen würden. Nicht überall sind solche Treppen, wie ich sie eben vom Herrn Canzler und Herrn Kammerpräsidenten (Mr. de Marbois) herunter gestiegen war; aber eben so wenig können Sie sich schlechtere Treppen in ansehnlichen Häusern vorstellen, als die, welche ich eben hinaufklettern mußte. Herr von — — ist ein recht talentvoller und achtungswürdiger Mann; seine Gattin ist eine sehr geistreiche Dame, aber sie sind nicht reich. Er ist ein Professor, sie eine Künstlerin. Da ich so viele Jahre meiner Jugend auf Topp-Raaen zugebracht und so manche Schiffswand hinangeklettert war, so fand ich

die Sache nicht so schwierig, diese schlechten Treppen zu zu ihnen zu ersteigen, so eng uud steil und winklich sie mir auch vorkommen mochten.

Endlich bin ich an der Thüre und habe geschellt. Welche Scene glauben Sie hier zu erblicken, wenn der Vorhang aufrollt? Ein philosophischer Verein kommt hier zusammen um Untersuchungen über seltne Gewächse mit Herrn von —— anzustellen, oder eine Anzahl Künstler, welche mit seiner Gattin über schwierige Kunstgegenstände verhandeln wollen. Die Thüre geht auf, und ich trete hinein.

Das kleine Gesellschaftzimmer ist gedrängt voll, vorzüglich von Männern. Zwei Spieltische sind zurecht gestellt, und an einem derselben finde ich Bekannte, drei Herzöge des alten Hofs und den Herrn von Düras oben an! Die übrige Gesellschaft war etwas bunter gemischt, aber im Ganzen konnte man sich hier recht gut an Coblenz und an die Emigrationen erinnern. Hier war ich also in einer weit mehr französischen Umgebung, als in den frühern Gesellschaften. Manche von diesen hohen Herrschaften sahen mich hier mit so bedeutsamen Blicken an, als ob sie zeigen wollten, sie seien besser unterrichtet, als Sir Walter Scott, der nicht einmal wußte, daß General Lafayette nicht nach Amerika zurückgekehrt sei und keinesweges beschlossen habe, dort sein Leben zu beschließen. Es ist gewiß, daß Wenige von diesen Herren uns Amerikaner leiden können; ich meines Theils hatte an dem-

selben Abend noch so Vielerlei mir vorgenommen, daß ich nicht Lust hatte, ärgerliche Blicke mit Herzögen und andern hohen Personen zu wechseln; deßwegen nahm ich die Gelegenheit wahr, als Madame — — anderswohin blickte, um mich schnell ohne Abschiednehmen zu entfernen.

Charles empfing seine Instruction, und wir fuhren weiter in den Mittelpunkt der Stadt hinein, in die Gegend des Generalpostamts, in das Gewirr von Gassen, wo ich ungeachtet zweijähriger Uebung immer noch nicht mich zurechtfinden kann. Wir kamen in den Hof eines weitläufigen glänzenden Hôtels, und ich stieg eine prachtvolle Treppe hinan in den ersten Stock. Schöne Vorgemächer führten zu einem prunkvollen Salon, wohl vierzig Fuß ins Geviert im Umfang. Die Decke war hoch und imposant, die Wände mit militärischen Trophäen geschmückt, kunstvoll gezeichnet und gemalt, sie nahmen sich wie erhabene Arbeit aus und glitzerten von Vergoldung. Sie werden vermuthlich denken, ich sei in das Hôtel eines der Marschälle Napoleon's eingetreten, oder wenigstens eines Marschalls des alten Regime. Letzteres hätte wahr sein können, aber diesmal war es doch anders; das Haus gehört einem reichen Wollenmanufakturier, welchen die Tagesbegebenheiten in diese Umgebung militärischer Herrlichkeit eingeführt haben. Ich fand den ehrenwerthen Gewerbsmann von einer Gesellschaft seines Gleichen umgeben, eifrig vertieft in Unterredungen über die bevorstehenden Ministerialveränderungen. Die Frauen waren

wie ein vernachlässigtes Häuflein längs der andern Wand des Saals beisammen. Ich machte hier wie da die Höflichkeitsgebräuche mit, hielt mich aber nur wenige Augenblicke auf und entfernte mich in der Stille zu meinen weiteren Besuchen.

Jetzt ging der Weg nach einem etwas abgelegenen Hause in den Champs Elisées. Nur drei oder vier Kutschen hielten vor dem Thorwege, und als ich die Treppe hinaufgestiegen und in ein kleines aber recht freundliches Gesellschaftzimmer eingetreten war, fand ich etwa zwanzig Personen beisammen. Die Hausherrin war eine englische, unverheirathete, schon etwas bejahrte Dame, die Tochter des Grafen von — —, welcher vormals Gouverneur von New-York gewesen war. Hier war wieder eine von den frühern ganz verschiedene Gesellschaft. Einige Damen von dem ehemaligen Hofe, durch äußerst feine Lebensart und eine durchaus sorgfältige Erziehung sich auszeichnend, außerdem mehrere Engländerinnen, schöne, bescheidene, geistreiche, liebenswürdige Frauenzimmer; dann noch etwa ein Dutzend Männer verschiedener Nationen. Dieses war einer der kleinern vertraulichen Kreise, deren es in Paris so viele gibt, in welchen sich meistens die Ausländer aufsuchen und finden und zusammenhalten; eine geringe Einmischung des Französischen dient hier bloß als eine Art Hefe, um den aus mehreren menschlichen Wesen fremder Erdstriche zusammengekneteten Teig zu einem schmackhaften Backwerk aufgehen zu lassen. Da es mir immer

eine angenehme Erholung ist, wieder einmal meine Sprache reden zu dürfen, nachdem ich mich eine Zeitlang unter Fremden umhergetummelt habe, so verweilte ich eine Stunde lang in diesem angenehmen Cirkel. Während des Fortgangs der Unterhaltung trat an diesem Abend auch ein Irländer ein, er war ein geistreicher und gemüthlicher Mann, ein recht unterhaltender angenehmer Gesellschafter. Im Gespräche mit ihm, erzählte mir dieser Mann — ein irländischer Grundeigenthümer und eifriger Katholik — von einer in seinem Lande bestehenden Abscheulichkeit der gesetzlichen Einrichtungen, von der ich bis dahin noch nie etwas gehört hatte. Hiernach kann ein jüngerer Bruder, der dem älteren Bruder am nächsten steht, ein Vorzugsrecht vor demselben in der Ererbung des väterlichen Guts in Anspruch nehmen, so bald er sich entschließt, zur protestantischen Religion überzugehen, oder kann wenigstens dadurch seinen älteren Bruder nöthigen, einen gleichen Schritt zu thun, um sein Erbrecht nicht einzubüßen. Ich freute mich, bei dieser Gelegenheit zu hören, daß man kaum eines Falles sich erinnere, wo ein solcher schlechter Streich wirklich vollbracht worden wäre.*) Zu welchen Niederträchtigkeiten wird die Habsucht und Herrschsucht die Menschen in ihrem Trachten nach politischem Uebergewicht noch verleiten?

---

*) Ich glaube, dieses schändliche Gesetz ist nunmehr völlig aufgehoben. A. d. Vf.

Während unseres Zusammenseins stellte mich dieser irländische Gentleman einem Sir James — — mit ernster Förmlichkeit vor, indem er ebenfalls ernsthaft hinzusetzte: „ein Gentleman, dessen Vater den Papst genarrt hat (humbugged), den unfehlbaren genarrt hat.“ — Eine solche Art, zwei Leute miteinander bekannt zu machen, war gar nicht spaßhaft, so sehr auch diese Worte nur eine scherzhafte Bedeutung haben konnten, und ich wagte daher, um eine Erklärung zu bitten, welche ich, wenn ich auch damit selbst genarrt war, doch hier mittheilen will:

Unter den im Jahre 1804 gefänglich zurückbehaltenen Personen befand sich auch Sir William — —, der Vater des hier anwesenden Sir James — —, von welchem eben die Rede war. In dieser unangenehmen Lage benutzte Sir William — — die Anwesenheit des Papstes in Paris zu seinem Vortheil. Man sagte, er habe damals einen Weg zur wohlwollenden Gesinnung des menschenfreundlichen Pius gefunden und habe ihn eindringlich angelegen, sich seiner Sache anzunehmen. Er hatte seine Söhne in England zurücklassen müssen, und während seiner Abwesenheit waren sie dem Schutz zweier Muhmen presbyterianischen Glaubens anheim gefallen; als Vater mußte er ängstlich besorgt sein, seine Kinder aus solcher gefahrvollen Vormundschaft zu retten. „Pius also,“ fuhr mein munterer Erzähler fort, „mußte natürlich glauben, daß alle Besorgniß des Vaters nicht weiter sich erstrecke, als lediglich für die Rettung seiner zwei rechtgläubigen,

katholischen Kinder, und bewirkte, daß Napoleon einem so zärtlichen Vater die Rückkehr in sein Vaterland erlaubte, und er ließ es sich nicht träumen, daß, wenn wirklich eine Glaubensänderung dieser Knaben versucht worden wäre, diese im vorliegenden Falle keine andere hätte sein können als ein Uebergang von der protestantischeu bischöflichen Kirche Englands zu presbyterianischen calvinistischen Grundsätzen; also nichts weiter, als die Rettung aus einem Feuerschlot des Teufels, um sie wieder in einen andern zu werfen.“ Ich lachte über diese Mittheilung, die mir kaum glaubhaft scheinen wollte; aber mein irländischer Freund versicherte mich, die Sache sei buchstäblich wahr, und so katholisch er selbst war, schloß er seine Unterredung mit einem bedeutsamen Wink und wiederholte nochmals: „so wurde die Unfehlbarkeit genarrt!“

So war es elf Uhr geworden, und da ich meine Zeit zurathe halten mußte, so war es die höchste Zeit, in die (Haupt-) Gesellschaft dieses Abends mich zu begeben. Der Herr Graf — —, zur — — Gesandtschaft gehörig, gab einen großen Ball. Mein Wagen schloß sich der Reihe der verschiedenen Fuhrwerke, wohl eine Viertelmeile weit von dem Hôtel, an. Gensd'armen waren in Thätigkeit, um jeden Wagen an seiner bestimmten Stelle halten zu lassen. Eine halbe Stunde dauerte es, ehe ich zum Aussteigen kam, und die Quadrillen waren schon im besten Gange, als ich endlich eintrat. Es war eine glänzende Versammlung, allem Anscheine nach prächtiger, als ich

jemals eine in einer Privatwohnung sah. Einige sagten, es seien über fünfhundert Menschen anwesend. Die Zahl klingt unglaublich, und doch, wenn ich genau nachrechne, trifft sie wirklich zu. Als ich wieder in meinen Wagen stieg, um weiter zu fahren, sagte mir Charles, daß die Leute am Thorweg ihn versichert hätten, an diesem Abend seien bereits über sechshundert Kutschen in den Hof des Hôtels eingefahren. Hier bedarf es also blos der Annahme von etwas über zwei Personen in jedem Wagen als Mittelzahl, um die vorhin genannte Summe herauszubringen.

Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Gemächer den zahlreichen Gästen offen standen; ich glaube, es waren etwa ein Dutzend Säle; darunter zeichneten sich drei Salons durch ihre Größe aus, und der mittlere derselben, in welchem eine fieberähnliche Hitze herrschte, hatte karmoisinrothe Vorhänge um Kühlung zu verbreiten. Ich habe in meinem Leben noch nicht so viel tanzen gesehen, als wie Quadrillen allein an diesem Abend. Gewöhnlich sieht man bei solchen Gelegenheiten den Tanzenden entweder zu viel oder zu wenig den Tanzmeister an, doch schien man hier fast durchaus von tanzkünstlerischer Begeisterung ergriffen zu sein. Es war ein erregender Anblick, wohl ein ganzes Hundert reizender junger Frauenzimmer aus den ersten Familien Europa's hier vereint zu sehen, denn hier waren deren von allen Nationen beisammen, in dem einfachen Anzug, welcher allein die Jugend des

andern Geschlechts wahrhaft zu schmücken im Stande ist, und den sie erst nach der Verehelichung abzulegen pflegen; alle bewegten sich in einem solchen einstimmigen Takt nach den Tonweisen einer recht gefälligen Musik, als ob sie durch eine gemeinschaftliche Seele belebt wären. Sogar die Männer nahmen sich hier im Tanze besser aus; sie schienen weniger mürrisch oder schwermüthig, als unser Geschlecht gewöhnlich durch das Tanzen gestimmt zu werden scheint. Ich weiß freilich nicht, wie weit sich eine meiner Beobachtungen im Privatleben bewährt; aber im öffentlichen Leben scheint jedes junge Frauenzimmer in Paris an ihrer Mutter ein gutes Vorbild zu haben, oder wenigstens eine Lehrmeisterin in gutem Tone und in feinem Geschmack.

Unter den Anwesenden begegnete ich — —, einer vertrauten Freundin des gesandtschaftlichen Hauses, die mich ebenfalls mit eiuem Theil ihres Wohlwollens beehrte. Während wir über dieses glänzende Fest uns unterhielten, erzählte sie mir, mehrere hundert Verwendungen, um zu diesem Balle eingeladen zu werden, seien von mehreren Seiten vergeblich eingekommen. — „Verwendungen! ich verstehe Sie nicht recht. Wie so denn?“ — „Gerade zu hat man darum gebeten; Briefe, persönliche Fürsprache, Thränen sogar — — ich versichere Sie; mehrere Hunderte hat man müssen abweisen.“ — „Ich erinnere mich wohl, daß man in Amerika bisweilen Einladungen zu Bällen ausschlägt; aber, daß man abschlägige Antworten

auf die Bitte, um Einladungen zu einem Balle ertheile, das ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen.“ — „Sehen Sie dort Mademoiselle — — in der Gruppe gerade vor Ihnen tanzen?“ Bei dieser Frage deutete sie auf ein äußerst schönes französisches Mädchen, welches ich öfter in ihrem Hause gesehen hatte, deren Familie aber in Rang weit unter ihr stand. „Ja wohl sehe ich sie — und wenn ich fragen darf, wie kam *sie* eigentlich dazu, eingeladen zu werden?“ — „Ich habe sie mitgenommen. Ihre Mutter starb fast vor Verlangen, auch hier zu sein, und bat mich, für sie und ihre Tochter eine Einladung auszuwirken; doch es wollte sich nun einmal nicht schicken, der Mutter hier Zutritt zu verschaffen, und so war ich genöthigt zu sagen, es könnten unmöglich noch mehr Billette ausgegeben werden. Doch hatte man nichts gegen meinen Wunsch, die Tochter mit mir zu nehmen; sie ist sehr hübsch, und so umgingen wir einigermaßen die Einladung!“ — „Und gab dazu die Mutter ihre Einwilligung?“ — „Ihre Einwilligung! — daran zweifeln Sie! welche sonderbaren Begriffe haben Sie von Amerika herüber gebracht!“

Meine Nachbarin erzählte mir bei dieser Gelegenheit noch manche drollige Anekdote von einigen Anwesenden; denn sie konnte bisweilen eben so beißend als witzig sein. Ein junges Frauenzimmer in unserer Nähe zog unsere Aufmerksamkeit durch ein überlautes und unanständiges Lachen auf sich. „Kennen Sie diese Dame?“ fragte

meine Nachbarin. — „Ich erinnere mich, sie schon gesehen zu haben; aber ich weiß nicht einmal, wie sie heißt.“ — „Sie ist die Tochter Ihres guten Freundes, des Marquis von — —.“ — „Dann ist sie wenigstens ein Fräulein von — —.“ — „Sie ist weder, noch war sie, genau genommen, jemals ein Fräulein von — —. Während der Revolution war der Marquis von den verwünschten Republikanern ins Gefängniß geworfen worden, und die Marquise floh nach England; von da kam sie nach einer dreijährigen Abwesenheit zurück und brachte diese junge Dame mit, welche damals nur wenige Monate alt war.“ „Und der Herr Marquis?“ — „Hat seine Tochter nie gesehen; denn er wurde in Paris ein Jahr vor der Geburt seiner Tochter enthauptet.“ — „Quel contretemps!“ — „N'est ce pas?“

Es ist eine traurige Wahrheit, und doch kann man sie sich nicht verhehlen, daß eine feine Erziehung oftmals eine eben so wirksame Tugend ist, als Characterfestigkeit. Wie viele von denen, die auf diesem Ball anwesend waren, ein Jahr nach der Enthauptung ihrer Väter geboren worden waren, darum habe ich mich nicht bekümmert; aber wäre es auch bei allen Anwesenden der Fall gewesen, so hätte doch die Gesellschaft deßhalb nicht weniger feingebildet und nicht weniger bescheiden und zurückhaltend sich benehmen können; ihr Benehmen war eben so züchtig und weiblich, als wir solches, ich will nicht sagen in guten, sondern in größeren Gesell-

schaften überhaupt bei uns zu Hause gewohnt sind. Eine der erheblicheren Folgen der feinen Lebensart ist auch eine Abneigung, oder geradezu ein Widerwllle, sich in die Privatangelegenheiten anderer Menschen einzumischen. Das eben angeführte Pröbchen vom Gegentheil gehört zu den Ausnahmen; daran war mehr die Individualität der Erzählerin schuld, und das unschickliche laute Lachen der jungen Dame war dazu die nächste Veranlassung; übrigens war die Geschichte von der zu spät nach des Vaters Ableben gebornen Tochter zu allgemein bekannt, als daß sie den Witzeleien hätte entgehen können.

Meine gute Freundin war diesen Abend in einer Frau Basen-Laune, und da sie bereits nahe an den Fünfzigen ist, so wagte ich es, die Unterhaltung fortzusetzen. Weil manche der „Liaison's," wie sie in Paris gefunden werden, für Sie etwas Neues sein möchten, so will ich noch zweier andern erwähnen.

Eine Frau von J—— ging an uns vorbei, auf den Arm eines Herrn von C—— sich lehnend. Ich kannte die erstere und wußte, daß sie Wittwe war. Ich hatte sie oft besucht und hatte mich über die große Vertraulichkeit verwundert, die zwischen ihr und Herrn von C—— stattzufinden schien, der sich bei ihr so zu benehmen pflegte, als ob er bei ihr zu Hause wäre. Ich fragte daher meine Nachbarin, ob Herr von C—— vielleicht ein Bruder der Frau von J—— sei. — „Ihr Bruder! das wollen wir nicht hoffen, denn er ist ihr Gemahl." — „Wenn es so

ist, warum führt sie nicht seinen Namen?" — „Weil ihr früherer Gemahl aus einer weit angesehenern Familie war, als ihr jetziger; und dann sind da noch einige Hindernisse wegen des beiderseitigen Vermögens. Doch nein, nein. Sie sind in gegenseitigem guten Vertrauen vermählt. Das ist es — Erkennen Sie den Herrn dort, der so eifrig in der Nähe der Frau von S — — sich zu schaffen macht? Der dort so aufmerksam, so artig sich um sie bemüht?" — „Ich sehe ihn, seine Aufmersamkeit grenzt an zärtliche Zuneigung." — „Das gehört sich auch, denn es ist Herr von S — —, der Gemahl der Dame selbst." — „Dann sind sie sicher ein glückliches Paar." — „Ohne Zweifel sind sie das — — sie sehen einander in Soiree'n und auf Bällen; er ist immerfort außerordentlich artig gegen sie, hängt ihr den Shawl um, geleitet sie an den Wagen..." — „... und dann fahren sie mit einander, er als zärtlicher Schäfer, sie als zärtliche Schäferinn." — „— und dann setzte er sich in sein Cabriolet und fährt nach der Wohnung von — —. Bon soir, Monsieur; — Sie verleiten mich ordentlich zu gemeinen Klatschereien."

So sehr dies Alles wie Erfindung klingt, so ist wenigstens Das wahr, daß ich nicht Mehr wiedererzählt habe, als was man mir mittheilte, und auch nicht mehr, als was ich wirklich für ganz wahr halte. Was das letztere Paar betrifft, so habe ich auch an anderen Orten zufällig erfahren, daß sie einander nur vor andern Leuten

sahen, und daß sie vor aller Welt sich gegen einander immer wie die besten Freunde benähmen.

Neulich war ich in einer englischen Gesellschaft, wo Lady S — — mit Lord R — — um ein paar Handschuh wettete, er könne unmöglich während der letzten vierzehn Tage mit Lady R — — zusammen getroffen sein. Der Herr gewann, und die Dame verlor die Wette, denn sie erhielt überzeugende Beweise, daß er seine Gattin wirklich bei einem Diner kaum vor zehn Tagen erst gesehen hatte.

Abgesehen von Allem, was ich Ihnen schon mitgetheilt habe, und von dem, was Sie von Andern gehört haben mögen, bin ich doch nicht geneigt zu glauben, daß die geselligen Verhältnisse unter den höhern Ständen in Paris, im Ganzen genommen, nicht weniger musterhaft sind, als in jeder andern großen europäischen Stadt. Wenn wir hierin eines wesentlichen Vorzugs uns rühmen können, liegt der Grund davon etwa weniger in dem Mangel an Gelegenheiten zur Verführung, als in andern Umständen? Lägen große Garnisonen in unsern Städten, schwärmten auf unsern Straßen überall Müßiggänger haufenweise umher, die nichts zu thun haben, als die artigen Herrn zu spielen, füllten sich unsere Spaziergänge mit Frauenzimmern, bei welchen Putz und Zerstreuung als Hauptbeschäftigungen gelten, dann möchte ich sehn, ob unser geläuterter protestantischer Glaube, ob unsere freien Institutionen im Stande sein würden, uns vor den

Folgen der Eitelkeit, des Leichtsinnes, des Nichtsthuns zu bewahren. Die einsichtsvolleren Franzosen behaupten sogar, daß ihr geselliger Zustand sich sittlich verbessere. Ich glaube dies selbst und ich meine, der Beweis dafür sei nicht schwer zu führen, wenn man den gegenwärtigen sittlichen Zustand mit dem frühern vergleicht, wie uns nämlich letzterer oft genug geschildert worden ist. Unter dem frühern Zustand verstehe ich nicht die Revolutionsperiode, in welcher die Gemeinheit in den abschreckendsten Gestalten dazu beitrug, das Laster noch abscheulicher zu machen — eine glückliche Combination für alle noch schreckhaftere Perioden, die ihr hätten folgen können — ich meine den Zustand der Sittlichkeit in den Tagen des ancien régime. Der Zufall hat mich mit drei oder vier alten Wittweibern zusammengeführt, die jene Zeit noch mit erlebt haben, Frauen von hohem Rang, die noch immer in den ersten Gesellschaften glänzen, die bei aller feinen, vornehmen Erziehung, der zarten, gefälligen Leichtigkeit ihres gewandten Benehmens, doch ein ziemlich stark bemerkbares air von rouéisme nicht verläugnen können. Selbst ihr Lachen zeigte bisweilen einen kecken verhöhnenden Leichtsinn, der eben so widrig war, als er unweiblich erschien. Niemals habe ich an einem andern Orte der Welt erlebt, daß Frauen lockere Gesinnungen mit größerer Schaamlosigkeit offen zur Schau getragen hätten. Solche Weiber sind so zu sagen vollkommen die Gegenfüßler der heutigen Damen, wie die stille, feinge-

bildete Fürstin von — —, die diesen Abend bei Lady — — — zu Besuch war; doch unter jenen sind ebenfalls manche Fürstinnen.

Der Einfluß des Hofes muß nothwendig auf Alle, die mit demselben in näherer Beziehung stehen, mächtig einwirken. Als ich einmal mit dem Herzog von — — in gelegentlichem Gespräch begriffen war, da sagte dieser Mann, der vermöge seiner öffentlichen Stellung die besten geselligen Cirkel durch ganz Europa kennen gelernt hatte, zu mir: „England hat lange Zeit unsre Sitten als berüchtigt verschrieen. Ich gebe zu, daß vor der Revolution der sittliche Zustand bei uns tief gesunken war, weit tiefer als jemals in England. Aber ich weiß mich keines solchen Vorgangs in Frankreich zu erinnern, als wovon ich erst neulich in England Zeuge gewesen bin. Sie wissen, ich war erst ganz vor Kurzem dort. Der König ließ mich in Windsor zur Tafel einladen. Ich fand alle Gäste im Gesellschaftssaal, außer Sr. Majestät und Lady — —. Sie trat nur wenige Augenblicke vor dem Könige ein, gleich einer Königin; junge, unverheirathete Damen küßten ihr die Hand. Alles das kann auch in Frankreich vorkommen, und zwar noch jetzt; aber selbst Ludwig der Fünfzehnte ging nicht weiter. In Windsor aber sah ich den Gemahl, die Söhne und die Töchter der fürstlichen Geliebten in derselben Gesellschaft anwesend! So schlimm ging es doch selbst im „parc des cerfs“ nicht her.“

„Und dennoch, — Herr von — —, wenn ich frei

heraus reden darf, so bitte ich Sie, mir zu erlauben, Ihnen dagegen das mitzutheilen, wovon ich meinerseits dieser Tage in Frankreich Zeuge war. Sie kennen die Verhältnisse in Saint Ouen und die Gerüchte, die darüber in Umlauf sind. Während meines dortigen Aufenthalts fiel das Frohnleichnamsfest ein. Sie als Katholik haben nicht nöthig von mir erst zu erfahren, daß nach den Meinungen Ihrer Glaubensgenossen die „wahrhaftige Gegenwart des Herrn" als unbezweifelt angenommen wird. Genug, in dem Garten des Schlosses war ein „reposoir" errichtet, und man trug den gegenwärtigen Gott in großem religiösen Gepränge dort hin, um ihn in den Laubengängen der ehmaligen Begünstigten ruhen zu lassen. Freilich war der Gemahl nicht dabei, er befand sich in den Provinzen." — „Das Beispiel des Hofes übt einen verderblichen Einfluß aus, es bildet gefährliche Schmarotzer und Heuchler," sagte Herr von — —, mit den Achseln zuckend.

„Auch der Einfluß eines verderbten Volks wirkt verderblich" sagte ich: „nur auf andere Weise. Ein Höfling ist nichts, als ein vornehm abgerichteter Parteiführer."

„Daraus folgt also, daß die Menschen überhaupt erbärmliche Wichte sind," gab er mir zur Antwort.

Doch ich schwatze noch immer fort, ungeachtet meine Asmodi-Laufbahn schon längst vorüber ist; es ist Zeit, daß ich schlafen gehe. Gute Nacht!

Neunzehnter Brief.

Der Garten der Tuilerien. — Das Parlament von Frankreich. — Parlamentärische Redner. — Die Tribune. — Die Königliche Initiative. — Die Charte. — Unlautere Regierungsmaßregeln. — Ministerielle Verantwortlichkeit. — Die Wahlen in Frankreich. — Die Doctrinären. — Meinungsverschiedenheiten. — Controversen.

An Herrn Jacob Sutherland in New-York.

Die Kammern wurden mit den gebräuchlichen Ceremonien und dem gewohntem Prunk eröffnet. Es ist Sitte, daß der König, von einem glänzenden Gefolge begleitet, bei dieser Gelegenheit von den Tuilerien aus sich nach dem Palais Bourbon begibt, wobei die Truppen Spalier bilden und die Geschütze salutiren. Die Franzosen haben Alles gern, was Spektakel macht, nicht blos am Schauen ergötzen sie sich, es muß auch einiger Lärm dabei sein, nnd will der König sich beim Volk beliebt machen, so muß er sich selbst bei jeder schicklichen Gelegenheit zum Helden eines ächten Spektakelstücks herablassen.

Der Garten der Tuilerien ist ein Parallelogramm von etwa fünfzig Acres, nach meiner ungefähren Schätzung; dessen eines Ende wird durch den Palast begränzt. Zur Seite nah am Flusse befindet sich eine hohe gewölbte

Erhöhung, eine ziemlich breite Terrasse, und eben so am gegenüber liegenden Ende, und dann eine etwas niedrigere in der Nähe der Rue de Rivoli. Noch eine ganz niedrige aber desto breitere Terrasse befindet sich unmittelbar unter den Fenstern des Palastes, welche die Schloßgebäude von den „Parterres" scheidet. Sie werden leicht begreifen, daß die nächste Wirkung dieser Terrassen darin bestehe, die übrige Welt von denjenigen, die sich im Garten befinden, auszuschließen, und wirklich können diese, wenn sie in dem Buschwerk, welches der beträchtliche Raum einschließt, ihre Zuflucht suchen wollten, sich darin fast wie in einem Walde verborgen halten. Dem Publikum steht der freie Eintritt von den frühen Morgenstunden bis Abends um acht oder neun Uhr, nachdem die Jahrszeit ist, ungehindert offen. Wenn es Zeit ist, daß die Leute sich entfernen, dann zieht eine Abtheilung Soldaten unter Trommelschlag vom Schlosse durch die große Allee nach dem untern Ende des Gartens. Dies ist das gewöhnliche Signal für das Publikum, um sich zu entfernen, und dann macht alle Welt ernstliche Anstalten, den Garten durch die verschiedenen Thore zu verlassen. Es ist gleichsam eine ausgemachte Sache, daß diese Anlage von der königlichen Familie öfter als Spaziergang nach dieser Zeit besucht wird, vorzüglich während der schönen Jahreszeit; doch da es auch sehr leicht geschehen könnte, daß Jemand in böser Absicht sich unter den Bäumen, Statuen, Gebüschen u. s. w. verbergen könnte,

um irgend einen schlimmen Anschlag auszuführen, so dehnen die Soldaten ihre geöffneten Reihen allmählig weiter aus, indem sie langsam zum Palast zurück marschiren, und demnach Alle, die im Garten sich befinden, vor sich hertreiben. Alle Ausgänge werden verschlossen, so wie der Zug an ihnen vorüber kommt.

Diejenigen Abtheilungen des Gartens, welche allein, von außenher angesehen, auf gleicher Höhe mit den Straßen zu liegen scheinen, wiewohl dies wirklich mit dem Innern des Gartens durchaus der Fall ist, sind das große Thor gegenüber dem Palast und eine Seitenpforte nahe am südlichen Ende desselben; letztere bildet den Ausgang, der aus dem Garten nach dem Pont-Royal führt.

Eines Morgens wollte ich durch dieses Thor in den Garten gehen, und zum erstenmal fand ich es um diese Zeit geschlossen. Eine Gesellschaft von Herrn und Damen spazierten auf der niedrigen Terrasse unter den Fenstern des Palastes, und vielleicht an hundert Menschen, sahen von außen nach ihnen auf. Ein zweiter Blick ließ mich erkennen, daß unter mehren Kindern auch der präsumtive Thronerbe und seine Schwester, Mademoiselle von Artois, sich dort befanden. Diese Schaustellung hatte wahrscheinlich keinen andern Zweck, als um der öffentlichen Meinung gleichsam den Puls zu fühlen; denn das ländliche Schloß „La Bagatelle,“ wohin die Kinder zwei bis dreimal wöchentlich hinfahren, ist weit besser geeignet,

sie die frische Luft genießen zu lassen. Ich hätte mir die Theilnahmlosigkeit des Volks nicht so vorgestellt, wenn ich nicht Augenzeuge davon gewesen wäre. Beide Kinder haben etwas Anziehendes, besonders die Tochter, und doch sah man diesen unschuldigen und durchaus arglosen Geschöpfen augenscheinlich mehr mit Widerwillen, als mit Wohlwollen nach.

Der prächtige Aufzug bei der Eröffnung der Sizzungen der Kammern machte auf die öffentliche Meinung nicht mehr Eindruck, als kurz vorher die Erscheinung der „Enfans de France“ auf der Terrasse der Tuilerien. Die Pariser sind die am wenigsten treuergebenen Unterthanen Carls des Zehnten, und obschon die Truppen und ein Theil des Volkshaufens: „vive le roi“! rief, so war doch deutlich zu bemerken, daß die Zahl der Unzufriedenen die Zahl der treuen Anhänger weit überwog.

Ich habe mehren Sitzungen der Kammern seit ihrer Eröffnung als Zuschauer beigewohnt, und will Ihnen daher Einiges über das parlamentarische Treiben in Frankreich mittheilen. Die Halle ist ein Amphitheater, wie bei uns; die Anordnung der Sitze und des Präsidentenstuhls kommt der in Washington fast gleich. Doch sitzen die Mitglieder auf Bänken, deren immer eine hinter der andern erhöht ist, und zu welchen man auf- und abwärts steigen kann, mittelst der an den Seiten befindlichen Gänge. Diese Gänge scheiden die verschiedenen Schattirungen der politischen Meinungen; denn die Gleich-

gesinnten pflegen sich gerne beisammen zu setzen. So ist die linke Seite von den äußersten Liberalen besetzt; das linke Centrum von Liberalen, die den Bourbons etwas näher gerückt sind; im rechten Centrum sitzen die ächten Anhänger der Bourbons, und so geht es fort bis an's Ende des Halbkreises. Manche Mitglieder suchen sogar die geringeren Schattirungen von Meinungsverschiedenheit durch die verschiedene, dem Centrum oder der einen oder anderen Seite zugewendete Lage ihrer Sitze in den einzelnen Abtheilungen noch genauer bemerklich zu machen; und ich glaube, daß gewöhnlich jedes Mitglied seinen Platz fortwährend beibehält.

Sie wissen es wahrscheinlich schon, daß die französischen Deputirten von einem etwas erhöheten Standpunkte gleich unter dem Stuhle des Vorsitzers ihre Vorträge halten. Dieses mag als eine wunderliche Einrichtung erscheinen; ich finde sie aber sehr nützlich, denn die Lebhaftigkeit des französischen Charakters macht ein solches Hemmungsmittel ihres Redestroms durchaus nothwendig. Ohne einen solchen den Rednern angewiesenen bestimmten Platz, welcher die Tribüne genannt wird, würden öfter ihrer Zwölf auf einmal mit gleichen Füßen aufspringen, um zu sprechen; selbst der jetzigen Einrichtung ungeachtet kommt dergleichen bisweilen vor. Keine Unordnung, wie sie sich mitunter in unsern Versammlungen der Gesetzgebung ereignen mag, kann Ihnen eine deutliche Vorstellung von denen geben, die hier weit öfter vorfallen.

Dann zieht der Präsident die Schelle, um zur Ordnung zu ermahnen, und wenn Alles umsonst ist, so setzt er, als letztes Hülfsmittel, seinen Hut auf, zum Zeichen, daß die Sitzung suspendirt sei.

Die Reden in beiden Kammern fallen gewöhnlich schlecht aus. Zwei Drittheile der Mitglieder pflegen ihre Reden abzulesen, wodurch die Sitzung einen langweilenden eintönigen Charakter bekommt, und wie Sie sich leicht vorstellen können, geht ein großer Theil der blos abgelesenen Reden für die Zuhörer verloren, weil die Wenigsten alsdann genau Acht geben können. Der beßte parlamentarische Redner ist Herr Royer-Collard, und dieser ist daher auch so beliebt, daß er dieses Mal von sieben verschiedenen Distrikten gewählt worden war.

Herr Constant ist ein äußerst lebhafter Redner und gleicht hierin dem Herrn Mac-Duffie. Doch hat Herr Constant eine von jenem verschiedene Aktion, er hat nämlich die eigene Gewohnheit, in einem fort über dem Rande der Tribüne sich hin und her zu bewegen, und zwar so rasch und regelmäßig, wie das Pendel einer großen Glocke. Hierin ähnelt er einem Holzsäger vom Missisippi. General Lafayette spricht mit der festen Haltung und der ruhigen Besonnenheit, die Sie von seinem Charakter erwarten können, und auf seine Reden wird immer mit Ehrfurcht gegen den würdigen Mann gehört. Manche von den praktischen Rechtsgelehrten sprechen gut und üben einen bedeutenden Einfluß in der

Versammlung aus; denn hier, wie überall, gibt die Uebung in öffentlicher und unvorbereiteter Rede in allen berathenden Versammlungen ein fühlbares Uebergewicht.

Manche Auftritte, welche man in der Kammer der Deputirten erlebt, sind durch die außerordentliche Lebhaftigkeit sehr unterhaltend. Die Gewohnheit: „Ecoutez“ zu rufen, wie in den englischen Parliamentssitzungen, kommt hier ebenfalls häufig vor, obschon man die verschiedenartige Betonung dieses Rufs hier nicht gehörig unterscheiden kann. Ich habe schon gesehen, daß französische Deputirte mit einer Hast zur Tribüne eilten, wie Knaben, welche Haschens spielen, und einmal sah ich sogar ihrer fünf an Zahl an den Stufen der Tribüne ungeduldig warten, wann ihr Vorgänger, der im Besitz der Bühne war, herabsteigen würde. Wenn eine wichtige Frage recht ernstlich besprochen werden soll, so lassen die Mitglieder ihre Namen für oder wider den Antrag einzeichnen, und werden dann, in der Ordnung wie sie auf der Liste stehen, zum Sprechen aufgerufen.

Die Franzosen bilden nie ein allgemeines Committee sondern sie haben dafür ein anderes Auskunftsmittel ersonnen, welches der Regierung mehr Einfluß auf den Gang der Verhandlungen in beiden Kammern sichert. Bei'm Anfang der Sitzungen ziehen die Mitglieder ihre Nummern für die verschiedenen sogenannten Büreaux. Solcher Büreaux gibt es zehn oder zwölf, und auf diese Weise werden alle Mitglieder in denselben beschäftigt.

Sobald die Nummern gezogen sind, so versammeln sich die Mitglieder jedes Büreau in ihren respektiven Gemächern, um ihre Beamten, einen Vorsitzer und einen Sekretair, zu wählen. Aus diesen Wahlen kann man jederzeit die politische Tendenz jedes einzelnen Büreau bestimmen; denn diejenigen, die eine Mehrzahl von Liberalen zählen, werden natürlich nur ein liberales Mitglied dazu wählen, und umgekehrt eben so. Diese Büreaux werden periodisch umgestaltet durch neues Nummernziehen der Mitglieder, ihre Dauer erstreckt sich selten über einen Monat oder sechs Wochen. Genau weiß ich es nicht, doch glaube ich es, daß sich die Kammer das Recht vorbehalten hat, etwanige Anträge entweder diesen Büreaux zuzuweisen oder nicht, denn diese Einrichtung gehört mehr zu den untergeordneten secundären Bestimmungen über den Geschäftsgang, als daß sie ein Grundgesetz der Constitution sein könnte. Doch ist es gebräuchlich, alle wichtigere Gesetzesvorschläge an diese Büreaux zu verweisen, damit sie vorläufig diskutirt und zur Abstimmung vorbereitet werden können; die Zustimmung der Mehrzahl in den Büreaux wird nämlich in solchem Fall erfordert, um sie überhaupt den Kammern vorlegen zu können.

Ein großer Uebelstand in den jetzigen parlamentarischen Einrichtungen entspringt für Frankreich aus der königlichen Initiative. Durch diesen Vorbehalt in der Charte hat die Krone sich weit mehr als ein bloßes Veto

angemaßt; denn auf diese Weise gehen alle Gesetze eigentlich doch vom Könige aus. Die Tendenz einer solchen Grundeinrichtung kann nur darin bestehen, die Kammern allmählig entweder in die altvorderlichen „Lits de Justiçe" umzugestalten, oder den Thron umzustürzen, ein Ereigniß, welches vielleicht von mancher ernsthaften Bewegung hergerufen werden könnte. Wie es möglicherweise erfolgen konnte, wie es nothwendiger Weise sogar im Voraus sich berechnen ließ, so ist dieses Recht auch schon so heftig angegriffen worden, daß daraus schon öfter immerwährende Zwistigkeiten zwischen den wichtigsten Staatsgewalten hervorgegangen sind. Alle Parteien sehen wohl ein, daß unter den bestehenden Verhältnissen kein Gesetz vorgeschlagen werden könne, wenn es nicht ursprünglich vom Throne ausgegangen ist; doch die Liberalen suchen sich einigermaßen dadurch zu helfen, daß sie die Befugniß der „Amendements" so weit als möglich auszudehnen trachten und durch ihre eigenthümliche, den dahin gehörigen Artikeln gegebene Auslegung die Initiative des Königs auf indirekte Weise zu vernichten streben. Dies hat nun wieder einige Bourbonisten veranlaßt, die Behauptung zu verfechten, die Kammern hätten durchaus kein Recht, ein Amendement zu den königlichen Gesetzvorschlägen zu machen. Jedermann kann hiernach leicht vorhersehen, daß dieser Zustand der Dinge gar nicht lange mehr friedlich fortwähren könne. Das Ministerium ist genöthigt, die Kammern für seine Zwecke zu stimmen, und, um seine

Absichten zu erreichen, wird es nicht unterlassen, zu allen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, welche die Gewalt ihm darzubieten vermag. Alle, die bei der Entwerfung der Charte thätig waren, verstanden weder im Voraus zu berechnen, noch frühere anderweitige Erfahrungen gehörig zu benutzen, um den Verlegenheiten, welche die Beherrschung eines Parlaments ihnen verursachen mußte, vorbeugen zu können; daher begingen sie manche Unbesonnenheiten, deren Folgen nicht ausbleiben konnten, und selbst ungesetzlicher Handlungen bedient man sich fortwährend, um nur einigermaßen die bis jetzt verfolgten Absichten erreichen zu können.

Ueberhaupt erscheint die Charte nur als ein Blendwerk, um die Menge durch schöne Versprechungen zu täuschen; sie ist ein sich in den einzelnen Bestandtheilen widersprechendes Gemenge von leeren Zugeständnissen und arglistigen Vorbehalten. Die Conscription war es, welche Napoleon die Liebe des Volkes verlieren ließ, und Ludwig der Achtzehnte sagt daher in der Charte: „Die Conscription ist aufgehoben, die Rekrutirung der Landmacht wie der Seemacht soll durch ein Gesetz bestimmt werden." Bis auf diese Stunde ist aber die Conscription nicht abgeschafft worden; doch wenn dieser Gegenstand zur Sprache kommt, so wird ein französischer Jurist ihnen vielleicht erläutern, sie sei jetzt durch ein Gesetz eingeführt. Die Feudal-Immunität in Beziehung auf die Staatslasten ist durch die Bestimmung, daß eine gleichmäßige

Besteuerung statt finden soll, aufgehoben. Der reine Sold der Armee beträgt etwa täglich zwei Sous. Dieses ist durch ein Gesetz bestimmt, welches bei den Repräsentanten Derer Zustimmung erhalten hat, die jährlich an zweihundert Franken als direkte Steuern zu den Staatslasten beitragen. Eben so ist die Conscription, als eine sämmtliche Staatsbürger treffende gleiche Verpflichtung, dem Schein nach eine lobenswerthe Einrichtung; doch wer Geld hat, kann jederzeit einen Remplaçant miethen. Also wieder nur der Arme, der nie zu dem Besitz von ein oder zwei tausend Franks kommt, ist verbunden, ohne Weiteres sieben Jahre lang für die nach allen Abzügen rein übrig bleibenden täglichen zwei Sous zu dienen.

Ohne Zweifel hat Frankreich durch den Uebergang von dem ältern zu dem neuen System gewonnen, aber die Vortheile, welche es durch diese Veränderung erlangt hat, können nur durch weitere gewaltige Veränderungen behauptet werden. Es sind sogar gewaltsame Veränderungen nicht wohl zu vermeiden; denn alle politischen Streitfragen bleiben bei der theoretischen Erörterung nicht stehen, sie greifen vielmehr faktisch in die Begebenheiten ein, sie berühren wirkliche, einander feindlich bekämpfende Interessen, die auf direktem oder indirektem Wege zu irgend einer Ausgleichung führen müssen. Das große Ziel jeder Regierungsform, wenn sie damit zu Stande gekommen ist, ihre Grundeinrichtungen auf eine Weise zu befestigen, daß sie die faktische Prüfung

der Gesammtheit nicht zu scheuen nöthig hat, wird jeder Zeit darin bestehen, sich in den Besitz der Mittel zu setzen, um zeitgemäßen Reformen allen Vorschub leisten zu können, ohne deßhalb gefährlichen Umwälzungen entgegen zu gehen. Das ist aber mit Frankreich nicht der Fall, und hier erscheinen fernere Revolutionen unvermeidlich. Dieses buntscheckige Gouvernement, wie es jetzt besteht, kann sich nicht halten, und es ist auch nicht werth, daß es fortbestehe. Es enthält in sich selbst schon die Keime seiner Zerstörung. Wären Sie hier, so würde man Ihnen sagen, der König sei ein Jesuit, der das ancien régime wiederherzustellen suche, und die Opposition wolle nichts weiter, als den König nöthigen, die Grenzen der Charte nicht zu überschreiten. Meine eigenen Beobachtungen haben mich zu ganz verschiedenen Schlüssen geführt. Die größte Schwierigkeit liegt in der Charte selbst, welche weder eine freie noch eine despotische Regierungsform möglich macht, die, um es kurz auszudrücken, gar keinen bestimmten Gang bezeichnet.

Dieser Mangel ist so fühlbar geworden, daß, wo man bemüht war, dieses System in's wirkliche Leben nach seinen einzelnen Theilen einzuführen, Vieles, was nothwendig zum Ganzen gehört, absichtlich übergangen werden müßte. Der König kann hier eben so wenig, wie in England, ein Unrecht begehen, aber seine Minister sind verantwortlich. Um mit dieser täuschenden Verantwortlichkeit zu prunken, wird jeder officielle Akt des

Königs von dem Minister desjenigen Departements, wohin die Sache gehört, contrasignirt, nämlich nach der verfassungsmäßigen Theorie, daß jeder besondere Minister für jeden in seinen Bereich gehörigen Regierungsact verantwortlich sein müsse. Zufolge der Charte sind die Pairs die Richter über politische Vergehungen. In der Charte ist ferner festgesetzt, daß wider Niemanden ein gerichtliches Verfahren eingeleitet werden könne, außer in den gesetzlich bestimmten Fällen und in den durch das Gesetz vorgeschriebenen Formen. Sie werden sich erinnern, daß alle frühere französische Constitutionen als gesetzwidrig erklärt worden sind, daß Ludwig der Achtzehnte seine Regierung von dem angenommenen Todesjahr Ludwigs des Siebenzehnten zählt, daß es daher keine Rechtsquellen für die Charte geben könne, aus welchen diese interpretirt oder auf welche sie sich als auf gültige Analogien stützen könnte; die Charte kann daher nur aus sich selbst interpretirt werden. Daraus folgt also, daß kein Minister gesetzlich verurtheilt und bestraft werden könne, so lange kein für solche Fälle gültiges Strafgesetz vorhanden ist, welches die Strafe bestimmt, das Vergehen bezeichnet und das Verfahren erläutert. Bis jetzt ist kein einziges solches Gesetz in Vorschlag gebracht worden; und haben gleich die Kammern die Befugniß, dem Könige das eine oder andere Gesetz zu empfehlen, so müssen sie doch warten, bis es ihm gefällig ist, ihnen ein solches zur Diskussion vorzulegen, und dann erst kann die Rede davon sein,

die öffentliche Meinung dafür gewinnen zu wollen. Die Verantwortlichkeit der Minister ist also bis jetzt uur ein Blendwerk gewesen, womit man die öffentliche Meinung getäuscht hat, wie die verkündete Abschaffung der Conscription, aber weder das Eine noch das Andere ist wirklich in's Leben getreten.*)

Es heißt, die Anzahl der Wähler in Frankreich schwanke zwischen achtzigtausend und hunderttausend. Da die Wählbarkelt zum Deputirten höhere Befähigungen erfordert, als die eines Wählers, so hat man berechnet, daß die vierhundert und fünfzig Deputirten aus der Zahl von vier bis fünftausend wählbaren Candidaten ausgewählt werden könnten. Hiermit wird nicht behauptet, daß Frankreich nicht eine weit größere Anzahl von Individuen besitze, welche in direkten Steuern tausend Franken jährlich bezahlen, denn die Abgaben sind so bedeutend, daß diese Anzahl schnell vollzählich gemacht werden kann; aber weil ein Deputirter wenigstens vierzig Jahre alt sein soll, so fällt schon hierdurch allein fast die Hälfte weg; dazu kommt alsdann noch, daß viele wieder ein zu hohes Alter haben, einige hundert zu den Pairs gehören, viele

*) Als später die Minister Carls des Zehnten in gerichtliche Untersuchung gezogen wurden, war nach Obigem, dies Verfahren durchaus ungesetzlich, und sie hätten selbst von aller Bestrafung freigesprochen werden müssen, da kein gültiges Gesetz darüber vorhanden war. Allein man gab der Umstände wegen der öffentlichen Stimme mehr nach, als recht war.

durch ihre Geschäfte verhindert werden, und was dergleichen mehr ist. Daher wundert es mich nicht, wenn manche die Zahl der zu Deputirten wählbaren Candidaten noch weit geringer angeben und sie selbst kaum auf dreitausend Individuen schätzen wollen.

Die Wahlen werden auf eine den Franzosen eigenthümliche, von der bei andern Nationen üblichen, ganz verschiedene Weise eingeleitet. Die Wähler der obersten Abtheilung haben zwei Stimmen, das heißt, sie können, nachdem sie bei der Wahl eines Deputirten bereits mitgestimmt haben, nochmals mitstimmen bei der Wahl eines zweiten. Diese Vergünstigung ist ein später dem Könige glücklich eingefallener Gedanke; die ursprüngliche Charte enthält keine solche Bestimmung; aber der freigebige väterliche Spender der Nationalfreiheiten hielt es für zweckmäßig, sein großmüthiges Geschenk zu qualificiren. Hätte Ludwig der Achtzehnte etwas länger gelebt, so würde er wahrscheinlich eher entthront worden sein, als der jetzige König zur Regierung hätte gelangen können; denn die Hoffnungen und Erwartungen, welche bei einer neuen Regierung das Volk einzunehmen pflegen, vermochten den entscheidenden Augenblick höchstens noch einige wenige Jahre weiter hinauszuschieben.

Die Wähler vereinigen sich in Wahlkollegien, zu welchen Niemand außer den Wahlberechtigten Zutritt erhält. Diese Einrichtung ist gut und könnte mit Erfolg bei uns zu Hause nachgeahmt werden. Wenn ein Gesetz

jedem Namensverzeichniß bestimmte Grenzen anwiese und dabei Jedermann bei Strafe untersagte, der nicht dazu berechtigt wäre, über irgend ein anderes Namensverzeichniß, als das, wozu er berechtigt ist, seine Stimme abzugeben; so würde manche Unrichtigkeit vermieden werden und unsere Wahlen würden weit ordnungsmäßiger vollzogen werden können. Hier in Frankreich bestimmt die Regierung die vorsitzenden Beamten sämmtlicher Wahlkollegien, und man wählt dazu behutsamer Weise nur solche Männer, deren Interessen denen des Ministeriums nicht fremd sind; und ich bin nicht vermögend, Ihnen durchaus Alles mitzutheilen, wie viele und mancherlei Mittel einem solchen Manne zu Gebote stehen, um auf die Wähler einen bedeutenden Einfluß auszuüben. Es ist öfter der Fall, daß ein solcher schon deßhalb selbst gewählt wird, weil er zur Leitung der Abstimmung berufen worden ist. Die Abstimmung selbst geschieht durch Ballotiren, obgleich die Charte solches nicht vorschreibt. Im Ganzen ist die Charte nicht vielmehr, als eine Verheißung von Freiheiten und Rechten, die durch einige wenige konstituirende Grundbestimmungen gestützt werden.

Die Interpretation der Charte findet sich hier eben so wenig in bestimmte Grenzen eingewiesen, als die Interpretation der Constitution unseres Vaterlandes. Doch haben die Franzosen vor uns wenigstens das voraus, daß sie es wagen, für sich selbst zu denken. Zwar gibt es hier eine doctrinäre Partei, welche England in allen

Dingen nachahmen möchte, aber sie ist weder zahlreich noch von bedeutendem Einfluß. Diese Doctrinären sind, wie schon der Name zeigt, theoretische Köpfe, nicht praktische; sie streben Alles ihren Systemen anzupassen, statt an der lebendigfortschreitenden Wirklichkeit festzuhalten; sie bilden eine eigne Klasse der menschlichen Gesellschaft. Die Pairschaft mit ihren ausschließlichen und erblichen Vorrechten, das ist das Ziel aller adeligen Familien in ganz Europa, und Wünsche solcher Art pflegen die Menschen sogar zu einer philosophischen Partei zu bekehren, wenn sie der Befriedigung solcher Wünsche förderlich zu sein scheint.

Man trifft hier bisweilen Aeußerungen, welche meine Behauptung nur zn sehr bestätigen. Ich bin hier mit einem Russen von sehr hochangesehener Familie bekannt geworden; dieser Mann blieb immer ein lauter und beharrlicher Lobredner von Amerika und dessen freier Verfassung. Einst spielte ich neuerdings auf seine Aeußerungen an, und er gab mir durch seine treuherzige Erwiederuug einen drolligen Beleg für meine oben geäußerte Meinung. „Ja, Sie gehören einem glücklichen Volke an. — Ihr Volk ist frei — auch die Engländer sind frei. Sehen Sie, in Rußland hängen alle Stände von dem Rang ab, den sie in der Armee bekleiden, oder ganz allein von dem Willen des Monarchen. Ich bin ein Fürst, mein Vater war es, mein Großvater auch; aber das bringt mich um nichts weiter. Meine Geburt

gibt mir kein Vorrecht; aber in England, da ist Alles ganz anders; ich bin dort gewesen — selbst in Amerika, möchte ich sagen, ist es ganz anders, als bei uns.“ — Ich bestätigte ihm, wie wohl in anderm Sinne, als er denken mochte: es sei wirklich bei uns Vieles ganz anders. Er seufzete und schien mich ganz ernstlich zu beneiden.

Die Partei der Doctrinären ist diejenige, welche Frankreich mit den ernsthaftesten Uebeln bedroht. Es ist die forterbende Partei der mächtigen Adlichen; und in einem in der Bildung so weit fortgeschrittenem Lande, wie Frankreich es ist, erscheinen diese Doctrinären als oligarchische Verbindung weniger Mächtigen, die weit mehr, als jede andere Partei, furchtbar zu werden droht. Das Schlimmste dabei ist, daß in Ländern, wo Mißbräuche so lange bestanden haben, das Volk endlich für alle freie Institutionen immer weniger zugänglich wird, so daß die Uneigennützigen und Wohlmeinenden unter ihnen öfter sich verleiten lassen, auf die Seite der Habsüchtigen und Selbstsüchtigen zu treten, um nur den Uebeln der Reaction vorzubeugen.

In einem Volke, welches so sehr zu Spekulationen, zum Philosophiren, zum Vernünfteln über alle Dinge geneigt ist, kann es gar nicht Wunder nehmen, daß ein Grundgesetz, das sich innerhalb so seicht ausgesprochner Sätze bewegt, wie diese Charte, nicht ein unvermeßliches Feld zu Diskussionen eröffnen sollte. Wir müssen eingestehen, daß unsere eigne längere Erfahrung und Bewan-

dertheit in solchen geschriebenen Satzungen uns vor gewaltsamen Aeußerungen von Meinungsverschiedenheiten nicht bewahren konnten, von denen manche eben so übertrieben sein mochten, als die hier bestehenden Meinungskämpfe, wenn auch die bei uns stattfindenden durchaus nicht solche ernsthaften Folgen herbeiführen können.*)

---

*) Der Meinungskampf, der sich aus einem Gesetz zur Beschützung der amerikanischen Industrie entwickelte, bietet einen merkwürdigen Beleg für die Art und Weise, in der selbst talentvolle Männer sich und Andere von irgend einer Ansicht, möge sie auch noch so sehr übertrieben sein, einnehmen lassen. Die sonderbare Doctrin von der Nullification erstreckte sich über den möglichen Zusammenhang, welcher zwischen den Beweggründen zum inneren Zusammenhalten der Union und den Bedingungen der Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten stattfinden möchte.

Weil nämlich unsere Constitution mit einer Erklärung anfängt, welche ausgegangen und angenommen wurde von „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten," wobei nicht blos alle durch die Ereignisse bestimmten Einzelverhältnisse übersehen werden, sondern selbst der Sinn der angeführten Worte mißdeutet wird, so sah eine Partei zu der ausdrücklichen Behauptung sich veranlaßt, diese Acte sei von einem in seinen innern Verhältnissen durchaus consolidirten Volke ausgegangen. Auf diesen Punkt stützt sich wesentlich die Durchführung ihrer Behauptungen, die gewiß in mancher Hinsicht auf unwiderlegbare Wahrheiten sich zurückführen ließen.

Das Wort: „Volk" (people) hat bekanntlich sehr verschiedene abweichende Bedeutungen; es kann eine ganze Bevölkerung, es kann den gemeinen Volkshaufen bezeichnen; es kann (im Englischen) einen Theil der Bevölkerung: Leute, bezeichnen; so sagen wir: reiche Leute, arme Leute, Handels-

leute u. s. w. In politischem Verstande wird aber von jeher unter der Benennung „Volk" derjenige Theil der Bevölkerung eines Landes verstanden, welchem die Befugniß der „Ausübung politischer Rechte" zusteht. In diesem Sinne bedeutet also das Wort: „Volk" in einem Staate mit repräsentativer Regierungsform „die constituirende Gesammtheit" (constituency), und so hat man es von jeher in England verstanden, und so versteht man es auch jetzt in Frankreich. Wenn eine Frage von Wichtigkeit in England an das „Volk" gebracht wird, so wird sie nicht an einen Ausschuß des Volks, sondern an einen besondern Theil desselben verwiesen. In Süd-Carolina und Louisiana gibt es in dem populären Sinne des Herrn Webster kein Volk, an welches man dergleichen Fragen verweisen könnte, da ein großer Theil der Einwohner beider Staaten keine staatsbürgerliche Rechte besitzt und kaum ein staatsbürgerliches Existiren in Anspruch nehmen kann. Außerdem begreift: „Volk" in weiterer Bedeutung Männer, Weiber und Kinder zusammengenommen, und Niemand wird doch behaupten wollen, daß auch die letzteren irgend Etwas mit der Einführung und Annahme unserer Constitution zu thun hatten. Hieraus folgt also, daß jener Ausdruck oben in einem beschränkteren Sinne überhaupt verstanden worden war, und wir müssen uns um das Geschichtliche näher bekümmern, wenn wir diesen Sinn richtig auffassen wollen.

Der erwähnte Vertrag war nicht von irgend einer gemeinschaftlichen constituirenden Versammlung, sondern von einzelnen constituirenden Gesammtheiten der verschiedenen Staaten unter- und mit einander abgeschlossen worden, welche, jeder für sich, alle verschiednen Abstufungen zwischen der demokratischen und aristokratischen Verfassung zu jener Zeit umfaßten. Solcher Staaten mit unter einander vielfältig abweichenden Regierungsformen bestanden im Jahr 1787 dreizehn an Zahl; die Constitution, welche sie damals gemeinschaftlich annahmen, war an diese Zahl nicht gebunden, sie hätte ebensowohl als gemeinschaftlicher Vertrag gegolten, wenn auch nur neun Staaten mit einander sich hätten darüber vereinigen

wollen. Niemand wird behaupten können, daß der unter den Neun abgeschlossene Vertrag auch für die vier übrigen verbindende Kraft haben mußte, und doch hätte es möglich sein können, daß die vier sich nicht anschließenden Staaten über die Hälfte der ganzen Bundesbevölkerung enthalten konnten. Es ließe sich selbst leicht eine Behauptung aufstellen, worin arithmetisch bewiesen werden könnte, daß die Constitution auch wohl hätte angenommen werden können, ungeachtet eine in ganzen Zahlen, nicht in Brüchen auszudrückende Mehrzahl mit derselben nicht einverstanden gewesen wäre. Man braucht nur einen Augenblick bei diesem factischen Umstande zu verweilen, um einzusehen, daß es thörigt sei, hier vorauszusetzen, daß das mehr erwähnte Wort „Volk" Eingangs unserer Verfassungsurkunde eine andere als blos conventionelle Bedeutung haben könne.

Es ist hinreichend bekannt, was die Art der Annahme der Constitution insbesondere betrifft, daß jede einzelne Bestimmung in der Constitution, mit einer einzigen Ausnahme abgeändert werden könne, wenn drei Viertheile der Bundesstaaten dazu einstimmen. Mehr vielleicht, als die Hälfte der ganzen Bevölkerung (die „Territorien" und den „Distrikt" ausgenommen) mag sich in sechs der größten Staaten in diesem Augenblick beisammen finden. Doch möge sich dies so oder anders verhalten, so läßt sich doch die Möglichkeit einer Combination von drei Viertheilen, der Zahl der Bundesstaaten nach, ausmitteln, die, ungeachtet sie weniger als den dritten Theil der gesammten Bevölkerung enthielte, doch vermöge jenes Vorbehaltes der Constitution umgestalten könnte.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Ausdruck: „Wir, das Volk" gleichsam im Gegensatze zu dem altersherkömmlichen, souveränitätsgemäßen: „Wir... König... u. s. w." gebraucht worden ist, gleichwie wir müssigerweise statt des: „Gott erhalte den König!" am Schlusse von Proklamationen die Worte: „Gott erhalte das Volk!" zu setzen pflegten. Also eine leere Förmlichkeit. Will man aber diesem Ausdruck wirklich eine bestimmtere Bedeutung unterlegen, so kann es zu Nichts führen, daß man den Sinn desselben zu Gunsten irgend einer

Partei ohne innere Nöthigung ausdehnt; vielmehr müssen wir uns in solchen Fällen auf die eigenthümliche und sachgemäße Auslegung desselben beschränken und diese aus den begleitenden und bestimmenden nähern Umständen entwickeln können. Mit dem Worte „Volk" konnte bloß die zu diesem eigenthümlichen Zweck eines gemeinschaftlich abzuschließenden Bundesvertrags zusammentretende Anzahl von einzelnen constituirenden Gesammtheiten, welche vermöge ihres Zusammentrittes einen Bundesstaat erst bildeten, abgesehen von diesem constituirenden Zusammentreten aber als einzelne Staaten bestanden, und eben so verschiedne Einzelstaaten darstellten, als ihre besonderen Staatsverfassungen von einander abweichend blieben.

Die Constitution der Vereinigten Staaten ist also nicht buchstäblich vom Volke der Vereinigten Staaten, sondern von einem solchen Ausschusse aus den einzelnen Bevölkerungen gegründet worden, als die einzelnen Staaten für gut fanden, zu diesem Zweck mit den nothwendig erforderlichen, politischen Ermächtigungen zu bekleiden, und die Einführung der Verfassung selbst fand unter Umständen statt, die eher alles andere, als eine buchstäblich überwiegende Majorität der Abstimmung der ganzen Nation anzunehmen berechtigte. In andern Worten: Die Constitution ging faktisch aus dem Gesammtwillen der einzelnen Staaten, als, jede für sich, ihre Stimme abgebender politischer Körperschaften hervor, und dieser Act stand folglich in keinerlei nothwendiger Beziehung zu einem gemeinschaftlichen politischen System, das für die innere Verfassung der einzelnen Paciscenten hätte verbindlich werden können.

In anderweitiger Beziehung kann eine, auf die getrennte Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten gegründete Theorie nur schwache Stützen haben. Es handelte sich in diesem Streite nicht etwa darum; wer die Constitution eingeführt habe, sondern: was durch die Einführung dieser Constitution wirklich festgesetzt worden ist. Alle wichtigeren Befugnisse der Souveränität, wie auswärtige Verbindungen, Abschließung von Bündnissen, Kriegführen und Friedensschließen, Handelscontrolle, Münzwesen u. s. w. sind ausdrücklich dem

Bunde überlassen worden. Doch diese Bestimmungen sind lange noch nicht die größten Schmälerungen der jedem Einzelstaate vorbehaltenen besonderen Souverainität. Eine Befugniß die Konstitution abändern zu können, wie bereits bemerkt, ist der Gesammtheit der Paciscenten vorbehalten worden, und durch diese Bestimmung wird die Constitution selbst für die darin nicht einwilligenden Einzelstaaten verbindlich. Das einzige wirklich vorbehaltene Recht ist die gleichberechtigte Vertretung im Senate, und was sich daraus vielleicht als als rechtlich begründete Folge herleiten ließe, die Erhaltung der Föderativ-Politik der Paciscenten. Doch Süd-Carolina könnte, der Theorie der Constitution zufolge, des Rechtes der Mitstimmung, bei fast allen, unsre gemeinsamen Interessen betreffenden Verhandlungen, völlig verlustig erklärt werden; da in diesem Staate jeder Mann, jede Frau, jedes Kind anderer Meinung ist. Es verlohnt sich kaum der Mühe bei der Construction einer bis ins Wesenlose verflüchtigten Theorie zu verweilen, sofern hier die Souverainität eines Einzelstaa-staates in Frage gestellt wird, in der Stellung, welche dieser nach der grundgesetzlichen Bestimmung der Regierung, unter welcher er wirklich sich befindet, nothwendig einnehmen muß!

Kein Auskunftsmittel kann ersonnen werden, welches jederzeit den schwächeren Theil vor den Angriffen des stärkeren Theils, unter Beobachtung der gesetzlicheu Formen, völlig sicher stellen könnte; und die Natur hat darin einzig ein Mittel zur Abwehr bezeichnet, daß sie dem besseren Princip im Menschen ein Uebergewicht gegen beabsichtigte Unterdrückung verleiht. Doch man kann nur mit Mühe das Erstaunen unterdrücken, das uns ergreifen muß, wenn wir sehen, daß eine beträchtliche Anzahl Menschen, dazu in einer auf hohe Bildung Anspruch machenden Gesammtheit, diese einfache und augenscheinliche Wahrheit ganz aus den Augen verliert, um eine so schwache Doctrin, wie die der Nullification aufrecht zu erhalten, und solche als eine rechtlich gültige Entschuldigung ihrer besondern Bestrebungen vertheidigen will.

Wenn unsere amerikanischen Staatsmänner, die blos dafür geltenden wie die wirklichen, den guten Pfarrer und den

Barbier des Ritters Don Quixote darin nachahmen, nämlich alle politische Ketzereien, wovon ihre Bibliotheken, um nicht zu sagen, ihre Köpfe angefüllt sind, dem Feuer übergeben wollten, und sich dafür ernstlich mit dem Studium des Wesens unserer Volksvorträge beschäftigen, aber um die Ansichten anderer Leute, die von unserem Lande nicht die geringste deutliche Vorstellung haben, sich lieber durchaus nicht bekümmern und durch sie zu falschen Schlüssen verleiten lassen wollten, so würde die Gesammtheit dabei gewinnen, und gelegentlich könnte alsdann Mancher von ihnen sich der Nachwelt einst in einem ganz andern Lichte darstellen, als in dem eines bloßen Parteiführers.

Zwanzigster Brief.

Ausflug mit Lafayette. — Vincennes. — Der „Donjon." — La Grange. — Die Thürme. — Das Innere der Hauses. — Die Wohnung des Generals. — Das Cabinet. — Lafayette's Titel. — Das Patronat. — Die Ruinen von Viviers. — Römische Ruinen — Amerikanische Neugierde. — Tisch in la Grange. — Betrügereien.

An Herrn R. Cooper in Cooperstown.

Von Lagrange habe ich Ihnen noch nichts erzählt, obgleich ich schon dreimal dort war. Kurz nach unserer Ankunft in Paris erwies uns der General Lafayette die Höflichkeit, uns eine Einladung zuzusenden, aber die Unpäßlichkeit eines Gliedes meiner Familie hielt uns eine Zeitlang davon ab, diese Einladung anzunehmen. Endlich begab ich mich im Herbst 1826 allein dahin; im Frühling machte ich dort einen zweiten Besuch und nahm Mrs. — — mit mir; und eben jetzt bin ich von einem dritten Besuch aus la Grange zurückgekehrt, und außer meiner Frau hatten mich noch einige Glieder der Familie diesesmal begleitet.

Es sind ungefähr sieben und zwanzig (englische) Meilen von Paris bis Rosay, ein kleines Landstädtchen, und von da ist es nur noch eine Lieue bis zum Schlosse.

Dies ist kein Postweg; denn die Landstraße hört bei Rosay auf, und wir waren genöthigt, den ganzen Weg mit denselben Pferden zu machen. Der Weg führte über dem Boulevard de la Bastille durch die Barrière du Trône aus Paris hinaus nach dem Schloß und den Waldungen von Vincennes. Das zweite Mal fuhren wir durch Brie, der General war bei uns, und wir machten die Reise in seinem eignen Wagen. Er zeigte mir einen kleinen Pavillon, der in einem Garten in der Nähe der ehemaligen Lage der Bastille noch jetzt vorhanden ist, und wie er mir mittheilte, gehörte dieser Pavillon zu dem von Beaumarchais ehemals bewohnten Hôtel, als dieser auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, und in diesem Pavillon pflegte dieser witzige Schriftsteller seinen Studien obzuliegen. Vom Dache sah eine Windfahne nieder, und aus übertriebener Eitelkeit oder um seine Geringschätzung gegen alle bleibende Grundsätze anzudeuten, hatte der Verfasser des „Figaro" eine große Feder von Erz oben als Wetterhahn anbringen lassen, und da steht es noch, ein seltnes Denkmal, sowohl seines Witzes als seiner Keckheit.

Bei der Barrière du Trône zeigte mir der General die Stelle, wo zwei weibliche Verwandte von ihm während der Schreckensregierung unter der Guillotine verbluten mußten. Gelegentlich traten wir im Vorbeigehen auch in das Schloß Vincennes ein, welches eine Art Festung von Paris ist und seit der Zerstörung der Bastille

zum Staatsgefängniß gedient hat. Fast alle diese festen alten Schlösser waren ehemals die Wohnungen von Königen oder hohen Adlichen, denn die Zeitumstände machten es nöthig, daß sie immerwährend zwischen Wällen und Gräben Schutz suchen mußten.

Vincennes ist gleich dem Tower von London eine Gruppe alter Gebäude innerhalb einer befestigten Mauer und von einem Graben umgeben. Letzterer hat aber kein Wasser. Das Merkwürdigste an diesem Bau und das Einzige, was dieser Veste ihren malerischen Anblick in der Ferne leiht, ist eine Gruppe dicht beisammen stehender, einförmiger, schmaler, runder Thürme, in welchen die Gefangenen gewöhnlich verwahrt werden, und welches der „donjon" in dieser Veste genannt wird. Dieser Bau, welcher viele gewölbte Gemächer, eins über dem andern enthält, war ehemals eine königliche Wohnung, und er ist noch jetzt mit einem eignen Graben umgeben, obgleich er sich innerhalb den Außenmauern der Veste befindet. Auf den Mauern befinden sich außerdem mehre hohe Thürme, und vor der Regierung Napoleons war ihre Zahl noch größer; er ließ sie aber bis zur Höhe der Mauern abtragen, die an sich hoch genug sind.

Die Kapelle ist ein schönes Gebäude im gothischen Styl. Sie wurde zu den Zeiten Karls des Fünften erbaut. Noch sind dort drei weitläufige Bauten, fast Palästen an Größe und Bauart zu vergleichen, obgleich

sie jetzt blos mehren Beamteten und andern - Personen zur Wohnung dienen. Der „Donjon“ rührt ebenfalls aus der Zeit Karls des Fünften her. Die erste Halle in diesem Bau führt den Namen: Salle de la question (Folterkammer), welcher hinreicht, ihre infernalische Bestimmung anzudeuten. Das Gemach über derselben diente ehemals den Königen von Frankreich zum Berathungssaal. Die Mauern haben eine Dicke von sechzehn Fuß und die Gemächer sind dreißig Fuß hoch. Da nun fünf Stockwerke sich über einander befinden, so kann der Donjon nicht unter hundert und vierzig bis funfzig Fuß hoch sein. Die Aussicht von der Höhe ist gar weit ausgedehnt, man sagt, daß zur Zeit Napoleons eine Schutzmauer um die Brustwehren errichtet wurde, damit die Gefangenen, wenn sie frische Luft schöpfen wollten, die Aussicht nicht genießen sollten. Da aber dieser Eroberer blos in politischer Hinsicht grausam war, so konnte eine solche Schutzmauer wohl keinen andern Zweck haben, als die gegenseitige Mittheilung mit etwaigen Befreundeten durch Signale zu verhüten; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß wenn er die Absicht gehabt hätte, seine Gefangenen zu quälen, Frankreich dazu weit mehr geeignete Plätze dargeboten hätte, als dieser Donjon von Vincennes. Dies sage ich nur, um gerecht zn sein; ich bin aber durchaus nicht sein Verehrer; wenn ich auch nicht, wie jener Engländer in einer ausführlichen Abhandlung zu beweisen versuchte, ihm nachsage, er sei das Thier

aus der Offenbarung, so halte ich ihn doch für nichts weniger als einen Gott der Erde.

Vincennes war ein Lieblingsaufenthalt des heiligen Ludwig; und es gibt eine Ueberlieferung, daß er öfter unter einer dazu ersehenen Eiche im benachbarten Walde sich niederzulassen pflegte, wo es Jedem, der es wünschte, frei stand, sich zu ihm zu begeben und hier von ihm selbst gerechtes Gehör zu erlangen. Heinrich der Fünfte von England starb im Donjon von Vincennes, und, wenn ich nicht irre, so wurde sein Nachfolger, Heinrich der Sechste, hier geboren. Man erhält weit richtigere Vorstellungen von dem Zustand der Dinge während den faustrechtlichen Zeiten des Mittelalters, wenn man eine Stunde lang in solchen Vesten mit Nachforschungen zubringt, als wenn man eine Woche lang sich mit Lesereien darüber abgibt. Wenn ich durch ein solches Gebäude gehe und dessen rohe Pracht erwäge; dann fühle ich mich weit mehr zu dem Glauben geneigt, daß Shakspear nicht gegen die Wahrscheinlichkeit gefehlt habe, in der Art, wie er die Unterredung zwischen Heinrich von England und Katharina von Frankreich schildert, fast mehr noch, als ich dies bei der Aufführung dieser drolligen Liebesscene empfand, die übrigens schlecht genug war. Bald nachdem man Vincennes verlassen hat, führt der Weg über die Marne und dehnt sich weit hin durch eine beträchtliche Ebene. Zwischen Paris und Rosay begegnet man wenig Interessantes mehr. Ein ansehnliches Schloß, Gros-Bois

könnte ich erwähnen, ehemals im Besitz von Moreau und jetzt dem Fürsten von Wagram, dem jungen Sohne des Marschalls Berthier gehörig. Die Anlagen sind von ziemlichem Umfang, das Schloß ist geräumig, doch nicht sonderlich geschmackvoll gebaut, wie ich meine, wiewohl man aus dem bloßen Vorbeifahren nur ein oberflächliches Urtheil fällen kann.

Auch einige Ruinen liegen nicht weit von der Straße, die zwar einiges historische Interesse haben, aber durchaus nicht schön sind. Es ist ein gewöhnlicher nackter Anblick, der weder durch Bäume noch durch andere malerische Zugaben gehoben wird, wodurch die französischen Ruinen überhaupt alles illusorischen Reizes beraubt werden, und häufig kommen noch unsaubere, elende Hütten und Dörfer hinzu, um das ganze Gemälde desto gleichgültiger erscheinen zu lassen. Hinter Rosay kommt man von der Landstraße auf einen andern Weg und man nähert sich La Grange von der Rückseite, nachdem man vorher ein kleines Stück Wald umfahren hat. Ehe man noch den Flecken erreicht, kann man nur einen Augenblick lang die Spitze der Thürme vom Wege aus erblicken.

In welchem Jahre dies Schloß gebaut worden ist, weiß man nicht mehr mit Gewißheit anzugeben; aber aus der Bauart selbst und aus einigen auf dessen Entstehung Bezug habenden Begebenheiten, deren Zeitalter gewiß ist, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Schloß etwa fünfhundert Jahre alt sei. Es war niemals mehr

als ein Schloß zweiten Ranges in seiner Art, wiewohl es von seiner Entstehung an eine freiherrliche Burg war. Ursprünglich war der Name derselben: Lagrange en Brie: doch an eine andere Familie übergehend, änderte sich der Name in: Lagrange Bléneau, welcher noch jetzt gebräuchlich ist. Sie verstehen hinreichend französisch, um zu wissen, daß „grange" eine Scheuer oder einen Kornboden bedeutet, daher könnte in freier Uebersetzung dieses Schloß auch Blenauer Hof genannt werdeu.

Im Jahr 1399 ereh elichte sich der Sohn des Freiherrn von Lagrange en Brie mit einem Fräulein aus einem Zweige des alten und angesehenen Stammes der Edeln von Courtenay, welche zu jener Zeit ausgedehnte Ländereien in der Gegend von Brie besaßen. Durch diese Heirath erhielt das Schloß seinen neuen Namen, denn das Besitzthum fiel hiernach dem Zweige Courtenay-Bléneau zu. Im Jahre 1595 ging dies Schloß durch eine andere Heirath mit einer einzigen Erbin in die Familie der wohlbekannten d'Aubuisson's, Grafen von La Feuillade über. Der erste Grundherr dieses Namens war der Großvater des Marschalls La Feuillade, derjenige Herr am französischen Hofe, welcher die Place des Victoires in Paris anlegen ließ; und dieser verwendete die Einkünfte seiner Güter, die im Jahre 1686 auf neuntausend Franken geschätzt wurden, um dieses Werk der Schmeichelei im Gange zu erhalten und zu vollenden. Damals waren die Besitzungen der Famliie noch weit ausgedehnter, als sie

es jetzt sind. Der Sohn dieses Höflings starb ohne Erben im Jahre **1726**, und so kaufte ein Herr Düpré, damals einer der Oberrichter in Frankreich, diese Besitzung.

Mit dieser Magistratsperson beginnt, glaube ich, die nähere Beziehung der Vorfahren der Herren von Lafayette zu dieser Besitzung. Die einzige Tochter des Herrn Düpré heirathete einen Herrn von Aguesseau, und deren Tochter heirathete den Herzog von Noailles d'Ayen, und bekam als Aussteuer die Herrschaften Fontenay, Lagrange u. s. w. mit einem Worte, sämmtliche ehemalige Besitzungen der Herren von Lafeuillade. Darauf heirathete ein Marquis von Lafayette eine der Fräulein von Noailles, als er noch Junker war, und nachdem die Familienbesitzungen nach einer kurzdauernden Sequestration ihren Eigenthümern wiedergegeben waren, da erhielt der General Lafayette als Erbtheil seiner Gattin das Schloß Lagrange nebst etwa sechs- bis achthundert Acres Landeigenthum. *)

Obschon das Gebäude als Schloß in der Gegend, wo es sich befindet, nicht zu den geräumigen Wohnungen gezählt werden kann, so ist es doch ein ansehnliches herr-

*) Herr Adams nennt in einer Lobrede auf Lafayette den Herzog von Noailles den ersten Pair von Frankreich. Es liegt wenig daran; aber Wahrheit ist einmal besser als Irrthum. Ich glaube vielmehr, daß der Herzog von Nonailles der jüngste unter den Herzögen und Pairs von Frankreich ist. Der älteste war, wie ich immer gehört habe, der Herzog von Uzès.

schaftliches Haus und eines der am meisten malerischen, die ich in der Umgegend gesehen habe. Der Bau nimmt drei Seiten eines unregelmäßigen Vierecks ein, die vierte Seite schloß ehemals entweder eine hohe Mauer oder eine Reihe geringer Gemächer, um den Hofraum zu begrenzen, oder bildete einen Theil der Befestigungen; doch seit gar langer Zeit ist jede Spur davon verschwunden. Selbst der Schloßgraben, der ehemals die Burg ringsum beschützte, ist längst auf zwei Seiten ausgefüllt und ist nur noch auf zwei Seiten erhalten worden, welches die Schönheit dieses Landsitzes bedeutend erhöht; das Wasser hat Zu- und Abfluß und dient als Fischteich. Am andern Tage setzte man uns Karpfen aus demselben zum Frühstücke vor.

Das Schloß Lagrange ist aus behauenen Steinen von gefällig graulicher Farbe erbaut, und manche Theile zeigen einige achtungeinflößende Proben edleren Baustyls. Mir scheint es wahrscheinlich, daß eine der Fronten des Gebäudes umgebaut worden ist, da die Bauart derselben sich vor der Bauart der übrigen Theile des Schlosses merklich und vortheilhaft auszeichnet. Fünf Thürme finden sich daselbst, sämmtlich von runder Gestalt, alle mit der einfachen, hohen, pyramidenförmigen Bedachung versehen, die in Frankreich so gewöhnlich ist. Man sieht an demselben keine Vorsprünge, keine Brustwehren, durchaus keine Hervorragung am rund aufgemauerten Baue. Einer dieser Thürme aber hat ein viereckig auslaufendes Dach,

obschon der Thurm selbst äußerlich, wenigstens größtentheils, ganz rund aufgeführt ist. Die Bedachung besteht ganz und gar aus Schiefer.

Man nähert sich dem Schlosse auf einem Umwege, bis man es ganz vor sich liegen hat, worauf der Weg durch ein Gebüsch von Immergrün, über ein Brücke und unter einer Thorwölbung hindurch auf den gepflasterten Schloßhof führt. Die Brücke ist jetzt eine bleibende; früher war hier eine Zugbrücke, und man sieht noch die Rinnen des Fallgatters am gewölbten Thorwege. Der Brücke zunächst liegt die schmaleste Ausdehnung des Hofraumes, an dieser Seite sieht man nur zwei von den Thürmen und das Gemach über dem Thorwege. Der eine der beiden Thürme bildet das Ende des Gebäudes auf dieser Seite, der andere einen vorspringenden Winkel desselben. Beide sind, sowie der verbindende Bau, von außenher ganz mit Epheu überdeckt. Dieser Epheu ist von Charles Fox gepflanzt worden, der in Begleitung des General Fitz-Patrick nach dem Friedensschluß zu Amiens nach Lagrange kam. Die Fenster, welche an dieser Seite klein und unregelmäßig sind, nehmen sich außerordentlich schön aus zwischen dem dichten Epheulaub, und da dieser Theil des Gebäudes zur Wohnung der Kinder in dieser Familie eingerichtet ist, so machen die blühenden Gesichtchen durch die Oeffnungen im dunkeln Laubwerk einen unbeschreiblich lieblichen Eindruck. Von den übrigen drei Thürmen steht der eine nahe an der

Mitte des Hauptgebäudes, der zweite im anderen Winkel und der dritte am Ende des dem Thore gegenüber befindlichen Flügelbaues. Die Größe der Thürme ist verschieden, sie sind sämmtlich mehr oder weniger in dem Gemäuer verborgen, doch hinreichend aus demselben hervortretend, um dem Ganzen einen imposanten Anblick zu gewähren, und so erheben sie sich auch hinreichend über demselben. An der freien Seite des Hofraums befindet sich kein Graben, sondern es öffnet sich der Zugang zu den Anlagen, die einem Park ähnlich sind, deren Einrichtung ausgezeichnet ist, und wo durch die verschiedenen Baumgruppen, Gebüsche und Sträucher eine das Auge erfreuende Aussicht nach eiuem fernen Dickicht darbieten.

Außer dem Erdgeschoß, welches nur wenig über dem Boden sich erhebt, erstrecken sich durch das ganze Gebäude zwei ansehnliche Stockwerke, und die Thürme haben deren noch mehr. Der Speisesaal und die Wirthschaftszimmer sind im Erdgeschoß; auch ein kleines Betzimmer oder Hauskapellchen befindet sich hier, aber, so viel ich weiß, wohnt von der Familie selbst hierunten Niemand. Der Eingang zur Hauptwohnung ist dem Thorwege gegenüber; daselbst befindet sich auch ein äußerer Ausgang, der mit der Straße unmittelbar in Verbindung steht, da der Schloßgraben nur an der Seite des Thorwegs längs dem andern Flügel, sowie vor der Fronte des Schlosses vorbeiführt, Die Haupttreppe ist durchaus gut, geräumig, leicht zu ersteigen, aus marmornen Stufen bestehend und mit

einem schönen eisernen Geländer versehen. Ich glaube, daß die Mutter des Generals Lafayettte dieselbe hat bauen lassen, und der General erzählte mir, daß, als er von dem Hause Besitz genommen habe, diese Treppe das Einzige gewesen sei, was er in gutem Zustande gefunden hatte. Diese Treppe allein war während der Sequestration unbeschädigt geblieben.

Ich schätze die Länge des Gebäudes an der Seite des Hofes, wo die Haupttreppe sich befindet, auf neunzig Fuß ungefähr, die Thürme am Ende des Flügels und an dem Winkel der Fronte mitgerechnet; die Fronte des Gebäudes kann noch etwas länger sein, die Thürme in den Winkeln ebenfalls mit einbegriffen; das Seitengebäude, in welchem der Thorweg sich befindet, kann aber höchstens eine Länge von sechzig Fuß haben. Wenn meine ungefähre Schätzung, die blos nach dem Augenschein gemacht ist, richtig ist, so würde der äußere Umfang des Gebäudes demnach im Ganzen zweihundert und fünfzig Fuß betragen. Wie die meisten französischen Gebäude, so hat auch dieses nur eine geringe Tiefe. Ich glaube kaum, daß der äußerste Gesellschaftsaal breiter ist, als achtzehn Fuß, während er fast dreißig Fuß lang ist. Dieser Saal hat Fenster nach dem Hof und nach der Straße; es ist dieses das erste Zimmer, in welches man eintritt, wenn man die Treppe heraufkommt. Aus diesem gelangt man in den innern Gesellschaftsaal, der sich innerhalb des Thurmes an dieser Seite am Ende des Schlosses befindet;

dieses Gemach ist daher völlig ruud und kann etwa zwanzig Fuß im Durchmesser halten.

Die Gemächer des Generals befinden sich im zweiten Stock; diese sind sein Schlafzimmer, dabei ein großes Kabinet und seine Bibliothek. Letztere befindet sich im Thurme am Winkel, neben der Treppe. Dies Gemach ist rund, und aus den Fenstern hat man die Aussicht über den Schloßgraben, der anmuthig von Weiden und andern Bäumen beschattet wird. Es enthält eine vorzügliche Auswahl guter Werke und außerdem mancherlei Seltenheiten.

Ich habe blos Schlafzimmer inne gehabt, eins im Thurme unmittelbar unter der Bibliothek, das andere im Seitenthurm an der Fronte, den einzigen, der weder einen Winkel mit den Flügelbauten noch das Ende eines jeden Flügels bildet. Ich glaube aber, daß das ganze Gebäude, mit Ausnahme der Kapelle, der Wirthschaftzimmer, des Speisesaals, welches ein großes Zimmer ist, so wie der beiden Gesellschaftzimmer, zweier oder dreier Kabinette und der Bibliothek, vielleicht eines oder zweier Wohnzimmer, auch vielleicht eines Lernzimmers, eines Gemäldezimmers u. s. w., keine andere Abtheilung hat, als wie Schlafzimmer nebst dazu gehörigen Kabinetten und Ankleidezimmern. Denn ich weiß, die Hausgenossenschaft mit eingerechnet, daß schon an dreißig Personen im Schlosse übernachteten, außer der Dienerschaft, und ich glaube fast, noch weit mehr würden hier Platz gefunden

haben; denn in der That scheint die Gastfreundschaft des Generals fast keine Grenzen zu kennen, da jeder Fremde hier eben so willkommen scheint, wie alle älteren Bekannten.

Das Cabinet von Lafayette stößt an sein Bibliothekzimmer, und ich brachte einen großen Theil der Zeit während meines Besuchs mit ihm allein in diesen beiden Zimmern zu. Ich kann wohl sagen, daß hier der Anfang unseres vertrauteren Umgangs gewesen sei, den er seither ununterbrochen mit mir fort gesetzt hat, und daß ich seit der Zeit immer mehr in die Liebenswürdigkeit seiner Sinnesart und die Einfachheit und Rechtschaffenheit seines Characters eingedrungen bin, welche meine Verehrung für diesen seltenen Mann fortwährend steigerte. Im Privatleben kann es kaum einen angenehmeren Gesellschafter geben; er ist voll historischer Anekdoten, welche er ganz einfach erzählt und öfter mit launigen Bemerkungen begleitet. In seinem Cabinet befinden sich mehrere Portraits, unter andern auch eins von der Frau von Staël, und eins von seinem eignen Vater. Ersteres muß nach meiner Meinung nicht außerordentlich gleichen, denn ich finde darin keinen Zug der Bezauberungsgabe einer Frau, wie sie es war, ausgedrückt. Letzteres Bild ähnelt mehr einigen Enkeln als dem Sohn, wiewohl in der Bildung des Kopfs etwas liegt, welches dem Kopfe Lafayettes nicht unähnlich ist.

Lafayette hat seinen Vater nicht gekannt, dieser wurde,

als er selbst noch ein kleines Kind war, in der Schlacht bei Minden getödtet. So viel ich weiß, war der General Lafayette der einzige Sohn; denn ich habe ihn noch nie weder eines Bruders noch einer Schwester erwähnen hören, noch irgend eines Verwandten seiner eigenen Familie, obschon er der Verbindungen öfter erwähnt, in welche er durch seine Heirath gekommen ist. Einmal fragte ich ihn, wie es zugegangen sei, daß sein Vater der Graf von Lafayette, er selbst dagegen der Marquis von Lafayette betitelt worden sei. Er konnte mir den Grund selbst nicht angeben; so viel wußte er, daß sein Großvater der Marquis de la Fayette geheißen, sein Vater aber Graf, und er wiederum Marquis genannt worden sei. „Ich weiß Wenig davon,“ sagte er zu mir, „außer Das etwa: ich kam mir immer selbst als ein kleiner Marquis vor, als ich kaum so groß war, um irgend etwas denken zu können, und Kinder pflegen sich überhaupt mit dergleichen Dingen den Kopf nicht anzustrengen; später wurde ich dieses Titels bald überdrüssig, nachdem ich in Amerika gewesen war. Ich gebe mich nicht gerne mit allen den närrischen Unterschieden des Ranges ab, die aus den Ritterzeiten herrühren; doch erinnere ich mich noch deutlich, daß, als ich noch ein kleiner Knabe war, ich die Ehre hatte, die Ceremonie der Ernennung eines Priesters in einer ansehnlichen Stadt in der Auvergne durchzumachen, deren Grundherr ich war. Mein Gewissen war über diese Ernennung damals nicht im

Geringsten getrübt; meine Vormünder mögen die Sünde verantworten, wenn es eine war."

Ich war kurz vor unserm Besuch in Lagrange bei einem kleinen Diner des Grafen von Ségür; auch der General Lafayette und Herr Alexander von Lameth befanden sich unter den Gästen. Diese drei hatten alle in Amerika gedient und waren schon Oberste gewesen, als sie noch kaum dem Knabenalter entwachsen waren. Im Laufe des Gesprächs bemerkt Herr von Lameth scherzenderweise, die Amerikaner hätten dem General Lafayette weit mehr Ehrfurcht bewiesen, weil er ein Marquis gewesen sei. Seit langer Zeit hatte es in England nur einen einzigen Marquis gegeben, Lord Rockingham; und da die Ansiedler alle Marquis, dieser Seltenheit des Titels gemäß, in Ehren hielten, so hätten sie geglaubt, sie könnten nicht umhin, als den Marquis von Lafayette wenigstens zum General machen. „Was mich betrifft," sagte er weiter, „ich war zwar ein älterer Obrist und dazu sein Vorgesetzter im persönlichen Rang, aber ich wurde für gar Nichts angesehen, weil ich weiter nichts war, als ein Chevalier." Dieser Spaß wurde belacht, und das brachte die jetzige Zeit mit sich; dennoch bleibt noch manche Frage über den Nutzen dieser persönlichen Unterscheidungen unbeantwortet, auf welche ehemals in Frankreich so großes Gewicht gelegt wurde. Ich bin nicht im Stande diese Dinge Ihnen deutlich auszulegen. Ich begnügte mich, zu dem Herrn von Lameth zu sagen, daß

wir gewiß sehr wenig von solchen Dingen in Amerika verständen; aber es sei noch die Frage, ob wir jemals so unwissend gewesen seien, zu glauben, es gebe nur einen Marquis in Frankreich; wir wären vielmehr gar sehr geneigt, bei uns jeden Franzosen für einen Marquis anzusehen.

Vormals gehörte eine eigene Kirche der Schloßgemeinde zu dem Schlosse, welche auch noch zu sehen ist; sie ist nur ganz klein und steht nicht weit vom Thorwege. Die Gemeinde bestand einzig aus den Bewohnern des Schlosses und des Meierhofes. In der Kirche befinden sich Denksteine und Inschriften zum Gedächtniß dreier Herren von Aubuissons, deren Herzen hier beigesetzt wurden, nämlich: Leon, eines Grafen von Lafeuillade, General-Lieutenant; Gabriel, Marquis von Montargis, und Paul's von Aubuissons, Maltheserritters; sie fielen alle drei als Jünglinge auf dem Schlachtfelde. Der General hat etwa dreihundert und fünfzig Acres angebautes Land, und mehr als zweihundert Acres Waldung, Weide und Wiesengrund. Die Ländereien sind in vortrefflichem Zustande und scheinen sehr sorgfältig bewirthschaftet zu werden. Ich bin überall herumgalloppirt auf einem kleinen Pferde, das einem der jungen Herren gehörte, und habe hier das Nützliche mit dem Angenehmen so hübsch vereinigt gefunden, wie man es öfter in England ebenfalls findet, die eigentliche Heimath der „fermes ornées", obgleich die Benennung ausländisch ist.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft fuhren wir Alle drei oder vier Lieues durch das Land hin, um die Ruine eines alten königlichen Schlosses Vivier genannt, zu sehen. Dieser Name deutet einen Teich an, der Ab- und Zufluß hat, und wirklich fanden wir auch die Ueberreste der Bauten in der Mitte von zwei oder drei Lachen. Dieses Schloß muß bedeutend gewesen sein; denn selbst die Ruinen nahmen noch einen beträchtlichen Raum ein und hatten sogar in ihren Trümmern ein stattliches Ansehen. Ursprünglich war es das Eigenthum eines gewaltigen Edeln, aber schon im Jahre 1300 kamen die Könige von Frankreich in den Besitz derselben. Karl der Fünfte hatte eine besondere Vorliebe für Vivier und ließ die Gebäude bedeutend erweitern. Sein Sohn, Carl der Sechste, der bisweilen Anfälle von Wahnsinn hatte, wurde hier öfter eingesperrt, und erst nach seiner Regierung geschah es, als die langwierigen Kriege Frankreich verwüsteten, daß man das Schloß aufgab und es nicht mehr als königliche Wohnung benutzte. Auch ist gar nicht einzusehen, warum ein König gerade diesen Flecken Erde zu seinem Aufenthalte hätte wählen sollen, wenn es nicht der Jagdlust wegen geschah; denn selbst jetzt noch befindet es sich in einer abgelegenen, öden und durchaus unfreundlichen Umgebung.

Hier sieht man die Trümmer einer schönen Kapelle und von zwei Thürmen, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers besonders anregen, und außerdem sieht man

bedeutende Trümmer weit einfacherer Bauart rings umher. Einer dieser Thürme, der sehr hoch und schmal ist, macht einen eigenen Eindruck; nach seiner Gestalt und Stellung kann er aber nichts anders gewesen sein, als eins von den engen Thurmgemäuern, welche an größere Thürme angebaut wurden und nichts als eine Treppe enthielten. Man sieht dergleichen Nebenthürme häufig an den Ruinen französischer Bauten, die aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte herrühren, und das Merkwürdige an ihnen ist, daß ich öfter diese Seitenthürme noch stehen fand, während das Hauptgebäude bereits spurlos verschwunden war. Ich weiß keinen andern Grund dafür anzugeben, als daß ihr eigenthümlicher Gebrauch und die Nettigkeit ihrer Formen eine weit sorgfältigere und festere Bauart nöthig machten.

Die Ruinen von Vivier gehörten jetzt einem Herrn Parquin, einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten in Paris; dieser Mann hat ein kleines Landhaus in der Nähe, und General Lafayette nahm uns Alle mit, um ihn zu besuchen. Wir fanden ihn zu Hause und wurden, was sich von selbst zu verstehen schien, sämmtlich recht freundlich empfangen. Herr Parquin gab uns manche settene Mittheilungen über die Ruine und er führte uns in einige unterirdische Gänge, die er hatte aufräumen lassen.

Man hält dafür, daß dergleichen künstliche Höhlen oder Gänge, theils zu Gefängnissen, theils zum Aufbewahren von mehr oder minder kostbaren Geräthschaften

gedient haben. Der eine dieser Gänge war ein herrliches Mauerwerk, mit der sorgfältigsten Kunst gewölbt, er schien mit den Ruinen in Verbindung gestanden zu haben, obschon der Ausgang in das offene Feld führte und an einer von den Mauern ziemlich entfernten Stelle sich öffnete. Dieser Gang diente vielleicht dem doppelten Zweck, als Aufbewahrungsort und als geheimer Ausgang; denn man findet selten alte Schlösser oder Burgen, die nicht auf den möglichen Fall mit der einen oder anderen Einrichtung versehen gewesen wären, um auf unentdeckbaren Wegen entweder hinein zu gelangen, oder aus ihnen zu entkommen. Ich hörte, daß die Tuilerien eine Menge geheimer Ein- und Ausgänge hätten, und man hat mir einmal den Plan eines unterirdischen Ganges gezeigt, der zwischen dem genannten Palast und einem öffentlichen Gebäude sich befindet, und der völlig ein Viertel- (englische) Meile lang sein mag.

Dülaure gibt einen Auszug aus dem amtlichen Bericht über den Zustand des Château de Vivier, der um das Jahr 1700 aufgestellt wurde, um daraus abnehmen zu können, ob diese Burg geeignet sei, daß man einige derselben zukommende Gerechtsame ferner bestehen lasse. In diesem Documente wird die Burg beschrieben, als in der Mitte eines Moores gelegen, rings von Waldungen umgeben und so ganz von allen angebauten Gegenden abgetrennt, daß sie fast gänzlich in Vergessenhelt begraben liege. Hierbei verdient vorzüglich bemerkt zu werden,

daß in solchen Ausdrücken von einem königlichen Schlosse geredet wird, das nur dreißig (englische) Meilen von Paris entfernt ist!

Sogar im Herzen der französischen Hauptstadt befinden sich die Ruinen eines weitläufigen Palastes eines römischen Imperators, und es ist eine große Frage, ob einige unter den Tausenden, die in dem Umkreis einer (englischen) Meile von diesen Trümmern wohnen, auch nur die geringste Vorstellung von dem Ursprung des Gebäudes haben. Ich habe mich in der nächsten Nachbarschaft über diese Ruinen erkundigt, und nur mit der äußersten Schwierigkeit gelang es mir endlich, einen Mann aufzufinden, der wirklich wußte, daß sich eine solche Ruine in der bezeichneten Straße befinde. Die große Menge ähnlicher Gegenstände, und die Gewöhnung, solche täglich vor Augen zu haben, bringen auf die nächsten Anwohner keine andere Wirkung hervor, wie das Gewühl einer immerfort auf und niederwogenden Menschenmasse in einer allgemein gangbaren Straße, wo alle Gegenstände unaufhaltsam vorüberfliehen, ohne einen bleibenden Eindruck von einzelnen Dingen zurücklassen zu können. Wenn zufällig ein einziger Bisonbüffel durch die Rüe Saint Honoré gelaufen käme, so würden die Pariser die Wundermähr von seinen Thaten ihren Kindern und Kindeskindern überliefern, während der herumirrende Wanderer der Steppen das Vorüberschwärmen ganzer Heerden nicht einmal gewahr wird.

Auf unserer Reise nach Lagrange hielten wir vor einem Wirthshause, welchem gegenüber das eiserne Thor eines kleinen Schlosses sich befand. Ich fragte das Mädchen, das eben mit dem Zurichten unseres Abendessens beschäftigt war, wem das Schloß gehöre. „Es thut mir leid, Ihnen keine Auskunft geben zu können, mein Herr," sagte sie, und als sie in meinem Gesichte meine Verwunderung bemerkte, so setzte sie hinzu: „denn, sehen Sie, ich bin erst seit sechs Wochen hier." Jetzt stellen Sie sich ein amerikanisches Mädchen vor, stellen Sie ihr ein eisernes Thor gegenüber und noch dazu auf dem Lande, und, wie lange glauben Sie wohl, wird ihr der Name des Eigenthümers des Hauses unbekannt bleiben? Fließt das Blut jener frommen ausforschenden Puritaner in ihren Adern, so wird sie bald genug vom Thorwege, vom Hausherrn, seiner Gattin, seinen Kindern, seinem Vermögen, von seinen Aussichten, Absichten und Einsichten erfahren, und mehr davon wissen, als jener selbst weiß oder wissen kann. Wenn aber diese hervorstechende Begierde, um alles sich bekümmern zu wollen, auch ihrer Natur nach zu etwas Schlimmern führen muß als unbekümmerte, gleichgültige, theilnahmlose Unwissenheit, nämlich zur Verbreitung falscher Gerüchte, zu unberufener Einmischung in fremde Angelegenheiten und zu falschen Urtheilen über unsre Nebenmenschen; — so hat jene Neugier doch den Vortheil, daß sie die Leute nicht über Dinge, die ihnen geradezu im

Wege liegen, hinstolpern läßt, ohne sie zu betrachten. Es leidet keinen Zweifel, daß die gemeine und niedrige Neuigkeitskrämerei, welche muthmaßt und räth, was sie Nichts erfahren kann, welche willkührlich zusammensetzt und dazu dichtet, wo sie einer Sache nicht auf den Grund kommen kann, welche sich das Ansehen des Wissens gibt, um auszuforschen, und Theilnahme heuchelt, um klatschen zu können — bei uns öfter bis zur lasterhaften Gewohnheit ausartet; dagegen ist es für einen Reisenden äußerst unangenehm, der sich einmal zufällig nicht orientiren kann, (wie mir das auch schon begegnet ist,) und deßwegen bei einem erwachsenen Mädchen sich erkundigt, in welcher Richtung die Sonne hier aufgehe, wenn er statt einer bestimmten Antwort vernehmen muß: „Ach, lieber Herr, das werden Sie ja wohl weit besser wissen, als so ein arm Gärtnermädchen wie ich!"

Nach einer in La Grange vergnügt verlebten Zeit, kehrten wir von unserer Besuchreise wieder nach Paris zurück, wir hatten anhaltend gutes Wetter um uns im Ganzen recht angenehm zu unterhalten. Die Gewohnheiten im Familienleben des Generals sind ganz einfach und geregelt, aber die gesellige Unterhaltung legt Niemanden weder den geringsten Zwang auf, noch macht sie irgend Eingriff in die freie und unabhängige Sitte des Landlebens überhaupt. Vor zehn Uhr fand sich Jedermann in dem kleinen Gesellschaftzimmer im Thurme ein, wo zwischen zehn und eilf das Frühstück eingenommen

wird. Der Tisch war auf französische Weise bestellt; das Frühmal bestand aus leichten Fleischspeisen, Eingemachtem, Obst, bisweilen auch einer „soupe au lait," einem der einfachsten und besten Gerichte, das man zu einem Frühstück aussinnen kann. Uns Amerikanern zu Gefallen wurden auch gebackene und geröstete Fische aufgetragen, doch dies schien nicht zu den gebräuchlichsten Frühstücksgerichten zu gehören. Wein und Wasser stand wie gewöhnlich auf dem Tische, damit Jeder trinken konnte, wann er Lust hatte. Den Beschluß machte ein „Café au lait." Dann vertrieb sich jeder den Morgen hindurch die Zeit, wie es ihm gefiel; die jungen Leute gingen auf die Jagd, die Frauen fuhren spazieren oder lasen einander vor oder musicirten, während der General und ich entweder durch die Ländereien spazieren gingen oder in der Bibliothek uns mit einander unterhielten. Um sechs Uhr speisten wir, wie in Paris, und gegen neun Uhr tranken wir Thee im Gesellschaftzimmer.

Es war mir recht angenehm, von General Lafayette selbst zu hören, daß die Gerüchte, welche über ihn verbreitet worden waren, als sei seine Gutherzigkeit von mehren Amerikanern, die seine Börse in Anspruch genommen hätten, mißbraucht worden, unwahr seien; daß man vielmehr dergleichen nur ersonnen habe, weil man sich eingebildet, es könne solches sich wohl möglicher Weise ereignen. Er versicherte mich im Gegentheil, dergleichen Belästigungen seien ihm nur selten vorgekommen, und in

diesen Fällen habe es sich meistens ausgewiesen, daß es Engländer waren, die ihn als Amerikaner leichter zu ihren Absichten bewegen zu können glaubten. Dergleichen Fälle sind mir ebenfalls etwa ein Dutzend vorgekommen; doch im Ganzen halte ich es für sehr leicht, einen Amerikaner von einem gebornen Engländer zn unterscheiden. Daher waren wir übereingekommen, daß alle Gesuche der Art künftig zur nähern Untersuchung an mich verwiesen werden sollten.*)

---

*) Zufolge dieser Verabredung wurde etwa zwei oder drei Jahre später ein Hülfebedürftiger zu mir gesandt, dessen Angelegenheiten ich näher untersuchen sollte, und wobei die Umstände ganz eigner Art waren. Der Mann führte sich bei mir als ein Krämer aus Baltimore ein, der mit Frau und Kind eine Reise nach England gemacht habe, um dort Waaren einzukaufen. Nach seiner Aussage war er aller seiner Habe, die in ungefähr tausend Pfund Souverainsd'or bestanden habe, beraubt worden und habe sich in einem fremden Lande in die äußerste Dürftigkeit versetzt gesehen. Nachdem er vergeblich alle andern Auswege versucht hatte, so sei er endlich auf den Gedanken gekommen, nach Paris zu reisen, um die Unterstützung des General Lafayette anzusprechen. Er hatte grade noch hinreichendes Geld, um dieses auszuführen, und er habe unterdessen seine Frau in Liverpool zurückgelassen. Er war mit einem englischen Paß versehen, hatte ganz das Ansehen eines Engländers und hatte sogar Manches von den schlechtern englischen Redensarten angenommen, so wie: „J am agreeable" (Ich bin genehm) anstatt: „it is agreeable to me," (es ist mir genehm) oder: „I agree to do so" (ich halte dafür, dies zu thun.) Der Verfasser fand sich einigermaßen in Verlegenheit, über die Herkunft dieses Mannes ein

bestimmtes Urtheil zu fällen. Endlich sagte er, indem er fortfuhr seine Reise nach Paris zu beschreiben: „Man nahm mir meinen Paß ab, als wir an die Linien kamen" (to the lines.) Dies klärte die Sache auf einmal auf; denn nur ein Amerikaner konnte die Grenze (frontier) durch den Ausdruck „die Linien" bezeichnen. Es wies sich endlich aus, daß er wirklich ein Amerikaner war, und dazu ein arger Schelm.

Ein und zwanzigster Brief.

Unsichere Lage der Bourbons. — Mißtrauen gegen die Amerikaner. — Literarischer Besuch. — Die Tempelherrn. — Geschenke und Einladungen. — Ein Spion. — Amerikanische Tugend. — Mangel an Selbstständigkeit. — Gesellige Freiheit in Amerika. — Französische Manier — Nationalunterscheidungen. — Eine lebhafte Reaction.

An Herrn R. Cooper in Cooperstown.

Vor einigen Tagen legten wir uns wie gewöhnlich Abends ruhig schlafen; bei unserm Erwachen hörten wir, daß während der Nacht in der Hauptstadt ein Gefecht vorgefallen sei. Eine der unzähligen Massen unterwühlenden Brandstoffs war der Oberfläche so nahe gekommen, daß Rauch emporzusteigen begann. Man sagt, es seien etwa fünfzig Menschen theils getödtet, theils verwundet worden, meistens Leute aus der niedern Volksklasse.

In Amerika weiß man wenig von der Unsicherheit der Lage, in welcher sich die Bourbons befinden. Selbst diejenigen Amerikaner, die sich einige Monate in Frankreich aufhalten, wissen es nicht, obschon sie meinen die Leute zu kennen, weil sie Kaffeehäuser besuchen, ins Theater gehen u. s. w. Ludwig der Achtzehnte war seit dem Jahr 1815 bis an seinen Tod mehr als einmal auf

dem Punkt, von neuem die Flucht zu ergreifen. Denn seit die Truppen der alliirten Mächte sich entfernt haben, besteht keine Macht mehr, auf welche der König sich verlassen könnte, zumal in der Hauptstadt und in der Umgegend, wo die Armee weit eher geneigt ist, gegen den König als für denselben Partei zu nehmen.

Die Regierung scheint entschlossen, Kraft anzuwenden, und vor Einbruch der nächstfolgenden Nacht wurden bedeutende Truppenmassen in drohender Haltung aufgestellt. Neugierig zu sehen, welche Wirkung solche Demonstrationen haben möchten, setzten wir uns zu zwei oder dreien in den Wagen und fuhren gegen neun Uhr durch die Straßen. Wir trafen etwa zwei bis drei tausend Mann auf den Boulevards, und die Rue Saint Denis besonders, welche der Schauplatz der letzten Unruhen gewesen war, wurde mit der äußersten Vorsicht bewacht. In Allem mochten wohl vier bis fünftausend Mann unter Waffen sich befinden. Sie waren bloß in Bereitschaft aufgestellt; ließen aber die Wagen ungehindert passiren, obgleich wir in den engeren Straßen den Bajonetten ziemlich nahekamen.

Da man die Amerikaner als Leute betrachtet, die sich ein Geschäft daraus machen, allen Volksbewegungen ein glückliches Gedeihen zu wünschen, so mag vielleicht eine Neigung zu Verdacht gegen uns angeregt werden. Doch die Meinung, daß unsere nach Europa reisenden Landsleute im Allgemeinen große Verfechter der Volks-

freiheiten seien, ist ziemlich irrig, so weit ich Gelegenheit gehabt habe, diese Leute näher kennen zu lernen; denn die Ansichten einer großen Mehrzahl neigen sich im Ganzen vielmehr der entgegengesetzten Meinung zu, wenigstens in den ersten paar Jahren ihrer europäischen Erlebnisse; doch gebe ich zu, daß wenn erst einige längere Zeit verstrichen ist, daß sie dann willig die eigensüchtigen Beweggründe aufgeben, welche sie zu Hause durchaus nicht blos philosophisch diese Dinge betrachten ließen; und daß sie alsdann richtigere Schlüsse aus besserer Ueberlegung ziehend, die unermeßlichen Vortheile besser würdigen lernen, welche eine freie, Allen gleiche Rechte verbürgende Verfassung vor einem Systeme der Bevorrechtung Einzelner haben müsse, wenn auch die Gleichstellung der Ansprüche aller Bürger in ihrem Vaterland nicht den geheimen, eigennützigen Wünschen von vielen unter ihnen entsprechen kann. Dieses ist wenigstens das Ergebniß meiner eignen Beobachtungen gewesen; und weit entfernt, jeden neuen Ankömmling aus unserm Lande, als ein förderliches Glied unseres kleinen, an liberale Gesinnungen festhaltenden geselligen Kreises anzusehen, so habe ich vielmehr alle diese Leute weit bereitwilliger gefunden, sich der aristokratischen oder nach ausschließlichen Beerchtigungen strebenden Partei anzuschließen. Hier ist der Ort nicht, um mich mit der Andeutung der Ursachen zu befassen, welche einen solchen Widerspruch zwischen den wahren Gesinnungen und dem äußern Schein hervorrufen;

an der Wahrheit der Sache ist gar nicht zu zweifeln. Indessen meine Absicht war vielmehr nur, Ihnen eine Vorstellung zu geben, wie man die Dinge hier treibt, aber nicht, mich über die Zustände unseres Vaterlandes weitläufig auszusprechen.

Nicht lange nach meiner Ankunft in Frankreich wurde mir ein Besuch angemeldet, von einem Manne, der mir völlig unbekannt war, der sich aber bei mir als einen Literaten einführte. Unser erstes Zusammentreffen lief gar nicht anders ab, als dergleichen Begegnungen gewöhnlich abzulaufen pflegen, und da die Umstände mir keine Erwiedrung der erwiesenen Höflichkeit zu fordern schienen, so war dieser Besuch bald ganz vergessen. Nach vierzehn Tagen aber erhielt ich einen zweiten Besuch, und diesmal berührte die Unterhaltung politische Gegenstände, mein neuer Bekannter zog ungescheut über die Bourbons los, so wie über die gegenwärtige Lage Frankreichs überhaupt. Ich that etwas mehr als blos zu hören. Nachdem auf diese Weise der Weg gebahnt schien, so fragte er mich, ob ich ein Verehrer von Sir Walter Scott sei und insbesondere, wie mir Ivanhoe gefallen und ob dieses nicht ein ganz gewöhnliches Machwerk sei. Ein wenig verwundert über diese Frage, sagte ich zu meinem Herrn Literaten, über Ivanhoe, scheine es mir, könne kein allgemeines Urtheil gefällt werden, der erste Theil sei ohne Vergleich besser als die folgenden; im Ganzen aber sei meine Meinung, daß diese Novelle unter allen andern dieser Gat-

tung oben an stehe. Dagegen seien der Alterthümler und Guy Mannering weit vollendetere Werke in ihrer Art, und im Ganzen hielte ich diese beiden Novellen für besser, als jene; demungeachtet müsse ich nochmals wiederholen, daß Ivanhoe, besonders im Anfange eine ganz vorzügliche Dichtung edler Art sei. Aber, fragte er weiter, ich wäre doch wohl mit seiner Verletzung geschichtlicher Treue nicht einverstanden, die in seinen Schilderungen sich offenbare? Dagegen wendete ich ein, daß ich nicht glaube, daß Ivanhoe eine geschichtliche Novelle habe sein sollen; sie sei vielmehr ein Gedicht, in welcher die Einbilduugskraft nur das mit historischer Treue festzuhalten suche, was ihr zur Einkleidung diene, und von Begebenheiten nur das Wahrscheinliche und Naturgemäße zu ihrem Gegenstande mache, und dieses Erforderniß habe die Dichtung auch nirgends verfehlt, sondern bis zu einem hohen Grade von Täuschung durchgeführt. Es sei zwar richtig, daß Alterthumsforscher den Verfasser mancher Anachronismen beschuldigt hätten, indem er die Gebräuche verschiedner Jahrhunderte mit einander verwechselt habe, und dieses wäre ihm auch als ein weit größerer Fehler anzurechnen als mehre individuelle Charakter in ungehörige Verbindungen gebracht zu haben. Doch über die Anachronismen könne ich kein eignes Urtheil fällen, da ich nichts weniger als ein Alterthumskundiger sei. Dann fragte er, ob ich nicht glaube, daß er dem erhabenen und gemeinnützigen Orden der Tempelherrn

großes Unrecht nachgeredet habe? Darüber konnte ich ebenso wenig Etwas sagen, als über das Antiquarische, da ich nur ganz oberflächliche Vorstellungen von diesem Orden hatte und höchstens konnte ich mir vorstellen, daß der Verfasser durchaus keinen Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit begangen habe. Nichts habe einen so durchaus einnehmenden Schein wirklicher Begebenheiten als die Schilderungen Walter Scott's. — Darauf hielt mein neuer Bekannter den Tempelherren eine lange Schutzrede, um zu zeigen, wie sehr Scott ihnen Unrecht gethan habe, und schloß mit einem verbindlichen Hindeuten darauf, daß ich der Mann sei, um die Wahrheit einleuchtend darzustellen und einer Gesellschaft die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren Grundsätze so innig mit unsern freisinnigen Ideen zusammenhingen. Ich bezeugte ihm meine gänzliche Unfähigkeit, eine solche Aufgabe zu lösen, und erklärte ihm dabei, daß, selbst im Besitz der Fähigkeit, dergleichen auszuführen, es doch nie mein Wunsch sein könne, der schönen Dichtung Walter Scott's zu nahe zu treten, und zu gleicher Zeit bemerkte ich ihm, ich sehe überhaupt nicht den geringsten Zusammenhang zwischen seiner Beschuldigung wegen des den Tempelrittern widerfahrenen Unrechts und der Vertheidigung liberaler Ideen.

Darauf empfahl sich mein Besuch, und ich sah ihn nicht eher wieder, als eine Woche später, wo er wieder zu mir kam. Diesmal begann er damit, mehr piquante

Anekdoten von den Bourbons und ihren Anhängern zu erzählen, und führte nach und nach auf geschickte Weise wieder das Gespräch auf die von ihm so sehr in Schutz genommenen Templer. Nachdem er mich wohl eine halbe Stunde lang zu überreden gesucht hatte, daß ich wirklich der Mann sei, der dazu ausersehen wäre, dem Orden völlige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und wieder auf seine frühere Behauptung zurückgekommen war, wie sehr dadurch die Sache der Freiheit gefördert werden könne; da nahm er plötzlich Gelegenheit, aus meiner öfter eingestandenen Unwissenheit über diesen Gegenstand Vortheil zu ziehen, und sagte: „Wohlan, Herr, prüfen Sie selbst, und Sie werden sich überzeugen, daß meine Mittheilungen über den Orden durchaus der Wahrheit gemäß sind.“ — „Was, meinen Sie, soll ich prüfen? wovon mich selbst überzeugen?“ — „Den Templerorden meine ich.“ — „Es bestehen ja keine Tempelritter mehr.“ — „Sie bestehen noch jetzt.“ — „Wo?“ — „Hier in Paris.“ — „Das ist mir etwas ganz Neues, das übersteigt meine Vorstellungen.“ — „Die Tempelritter bestehen allerdings; ihre Urkunden, die sie besitzen, werden Ihnen beweisen, wie sehr Walter Scott ihnen Unrecht gethan hat, und — doch Sie müssen bedenken, daß die jetzige Regierung äußerst mißtrauisch gegen Alles ist, was sie nicht klar durchforschen darf; diese Sache erfordert aber strenge Verschwiegenheit, und — um offen heraus mit Ihnen zu reden, Herr — —, ich bin beauftragt von dem

Großmeister des Ordens, Sie einzuladen, einer unserer geheimen Zusammenkünfte beizuwohnen, welche in dieser Woche stattfinden wird.“

Aus solchen Reden kam ich sogleich auf die Vermuthung, daß einige unruhige Köpfe der Tagespolitik auf eine solche Weise ihre Bestrebungen in das Gewand des Geheimnisses zu hüllen versucht haben konnten, um ihre Anzahl und Wirksamkeit zu verstärken, wo es gelte, die Ausführung ihrer Plane mit Nachdruck zu verfolgen *). Der mir gemachte Antrag wurde bestimmt verworfen, indem ich in deutlichen Worten, die keine mildernde Deutung zuließen, ohne Umschweif erklärte, ich sei ein Fremder und als solcher durchaus nicht gesonnen mich mit Geheimnissen irgend einer Art, noch dazu in einem fremden Staate zu befassen; ich hätte allerdings meine eignen politischen Ansichten, und wenn ich dazu gegründete Veranlassung fände, so würde ich mich keinen Augenblick bedenken, solche, wo es auch sei, auszusprechen; allein die Art, wie es einem Schriftsteller zustehe, dergleichen auszusprechen, sei keine andere, als durch seine Schriften, wenn nicht ganz eigenthümliche Verhältnisse ihn berechtigten, auch auf andere Weise aufzutreten; ich sehe übri-

*) Seit der Revolution von 1830 haben diese Templer öffentliche, aber verunglückte Versuche gemacht, sich bemerklich zu machen, indem sie einige Ceremonien einführten, wobei sie öffentlich in ihren Ordensabzeichen erschienen.

gens nicht ein, wie ein Fremder die Anmaßung rechtfertigen könne, wenn er diese ihm vorgezeichneten Grenzen überschritte; ich meinestheils, habe mich nirgends um die Angelegenheiten fremder Länder bekümmert und sei auch nicht gesonnen jetzt dergleichen zu thun, und da überdieß die Bestrebungen der mir empfohlenen Verbindung sich in den Schleier des Geheimnisses hüllten, so sei dies allein hinreichend, mich zu bestimmen, fern von derselben zu bleiben. Mit dieser Antwort verließ mich mein Besuch und kam nie wieder.

Meine Vermuthung war, wie ich Ihnen sagte, den empfangenen ersten Eindrücken gemäß, daß mein Besucher, obgleich ein Mann von etwa fünfzig Jahren, einer von denen sei, die in guter Absicht sich bisweilen zu Thorheiten solcher Art verleiten lassen, entweder selbst getäuscht, oder um Andere zu täuschen. Ich hatte indessen bald Grund zu anderweitigen Vermuthungen.

Zu der Zeit, wo ich mit diesem Besuche beehrt wurde, kannte ich in Paris noch fast Niemanden und lebte in völliger Zurückgezogenheit; denn, wie Sie schon wissen, hatte ich durchaus keine Bekanntschaften mittelst Empfehlungsbriefen zu machen. Etwa zehn Tage, nachdem ich meinen erwähnten Literaten zum letzten Male bei mir gesehen hatte, empfing ich einen Brief von einem hohen Beamten der Regierung, der mir eine Auswahl kostbarer Medaillen zusandte. Den folgenden Tag erfolgte eine Visitenkarte nebst einer Einladung zum Diner. Kurze

Zeit darauf suchte mich eine andere in den Hofränken eingeweihete Person ebenfalls auf und überhäufte mich mit Höflichkeiten. In einer Unterredung die bald darnach zwischen uns stattfand, gab der Mann mir auf eine artige Weise geradezu zu verstehen, daß wenn ich einiger maßen mich zu einigen Gefälligkeiten hergeben wolle, so könne mir eine gewisse Auszeichnung (ein Orden) nicht entgehen, wenn ich solches wünsche. Ich schaffte mir aber alle Dinge der Art vom Halse durch die grade und offene Weise, womit man am sichersten den Ränken begegnen kann, und da ich in der That selbst Nichts beabsichtigte, was eine nähere Beleuchtung nicht vertragen hätte, so ließ man mich endlich ruhig meinen eignen Weg gehen.

Jetzt habe ich keinen Zweifel mehr, daß jener Literate nichts weiter, als ein Spion war, den man entweder um einige Punkte, die Lafayette und die Republikaner betreffen konnten, auszuhorchen, zu mir geschickt worden hatte, oder auch um mich in einige Verlegenheiten zu verwickeln, wie wohl ich zugebe, daß letzteres eine bloße Vermuthung von meiner Seite ist. Ich erzähle Ihnen diese Thatsachen, wie sie waren, die mir jedenfalls sonderbar auffallen mußten, und überlasse es Ihnen, weitere Schlüsse daraus zu ziehen. Dieses ist übrigens nur Einzelnes aus Dutzenden ähnlicher Abenteuer, die den hier Mitgetheilten mehr oder weniger gleichen, welche mir hier begegnet sind, und ich hielt es für Pflicht, die-

ses Umstandes gegen Sie zu erwähnen, damit Sie von Dingen, die sich hier bisweilen zutragen möchten, einige nähere Vorstellung erhalten. *)

Ich habe es mir zu festen Regel gemacht, wo und wann ich irgend genöthigt wurde mich über politische Gegenstände zu äußern, gegen Alle, mit denen ich in solche Berührung kommen mochte, ehrlich und offen zu verfahren, und niemals habe ich Jemanden eine Gelegenheit gegeben, mich mit Eindrücken zu verlassen, als sei ich vielleicht gar der Meinung, die in der Gesammtheit des Volks beruhende Herrschaft sei ein nothwendiges Uebel, dem Amerika sich nun einmal unterwerfen müsse, da die Sache nicht mehr zu ändern sei. Ich bin nie blind gegen die Fehler unserer Verfassung gewesen, so wenig wie gegen die schlimmen Folgen die daraus für die ächte Volksfreiheit hervorgehen, und nur aus diesen Fehlern unseres Systems, nicht aus dem Systeme selbst hervorgehen. Je mehr ich aber mit den besondern Verhältnissen anderer Länder näher bekannt werde, desto mehr sehe ich ein, daß unter Umständen, wo mir die Wahl zwischen mehren Uebeln freistände, ich immer für unsere Verfassung mich entscheiden würde, die jedem ihrer Bürger bei weitem die größte und Allen gleiche Freiheit gewährt.

---

*) Eine Unterredung, welche der Verfasser nach der Revolution von 1830 mit einem der genannten Unterhändler hatte, läßt keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Vermuthung übrig.

Und so sehr ich überzeugt bin, daß nicht jede Nation geeignet ist, unsere Verfassung bei sich einzuführen, so halte ich es eben für das größere Unglück, daß sie solches können. Wenn die Einwohner anderer Länder nicht gern dergleichen Meinungen äußern hören, so thäten sie auch wohl besser daran, diesen Gegenstand bei Amerikanern gar nicht zu berühren.

Es ist hier gar sehr gebräuchlich, wenn die Rede davon ist, das Beispiel Amerika's zu Gunsten der Ausführbarkeit republikanischer Verfassungen anzuführen, daß man den Grund unserer schnellen Fortschritte in der Einfachheit unserer inneren Verhältnisse und in der Unverdorbenheit der Einwohner sucht. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß ich dies Vorurtheil von dem einfachen tugendhaften Sinn der Amerikaner wenigstens hundertmal während der letzten achtzehn Monate habe anführen hören. Eine vorzüglich ausgezeichnete und geistreiche Dame, die aber vor Allem, was einer Republik ähnlich sieht, einen unüberwindlichen Abscheu empfindet, weil ihr die Schreckenszeit einen nahen Verwandten raubte, kam besonders oft auf diese Behauptung zurück, sobald irgend in unsern scherzhaften Unterredungen über diese Gegenstände es mir gelungen war, ihrem Widerwillen gegen Republiken durch die Erwähnung überzeugender Beweise aus den amerikanischen Einrichtungen zu begegnen. „Mais, Monsieur, l'Amérique et si jeune, et vous avez les vertus qui nous manquent“ schien ihr

alsdann immer eine hinreichende Beantwortung meiner Einwürfe zu sein. Zufälligerweise gehöre ich aber nicht zu den Leuten, die von der ausschließlichen und ausgezeichneten Tugendhaftigkeit ihrer Landsleute übertriebne Vorstellungen selbst haben oder andern Leuten aufdringen wollen. Auch bin ich überhaupt nicht so sehr von der scheinbaren Verehrung befangen, mit welcher manche Europäer diesen eingebildeten ausgezeichneten Tugenden zu huldigen vorgeben, die sie aus guten Gründen, als die Ursache des bisherigen Gelingens des von ihnen so benannten „Verfassungsexperiments der Amerikaner" anführen. Ganz das Gegentheil! Ich bin vielmehr öfter genöthigt gewesen, manchen schweren Anklagen wider unsere Moralität und zwar in wichtigeren Beziehungen, mit Kraft gegenüber zu treten, Beschuldigungen, die wir nie verdient haben; und daraus muß ich vielmehr schließen, daß das amerikanische Volk, so weit es überhaupt der Gegenstand der Beachtung anderer Nationen war, sich nichts weniger als eines unbescholtenen Namens in Europa erfreue. Von diesen augenscheinlichen Widersprüchen bestimmt, entschloß ich mich, meiner guten Freundin einen überzeugenden Gegenbeweis zu führen, und mein Plan gelang mir, wie die Folge lehren wird, vollkommen.

Indem ich sorgfältig vermied, politische Gegenstände zu berühren, damit ich sie völlig sicher machen könne, bemühte ich mich andere Gegenstände zur Sprache zu bringen, die zur Vergleichung europäischer Zustände mit

amerikanischen Veranlassung geben konnten, oder die überhaupt den Unterschied zwischen Amerika und Europa erläutern konnten. Da unsere Unterhaltungen einen mehr philosophischen Charakter hatten, und kein Theil von uns zum Frommthun geneigt war und wir beide in vollkommen guter Laune blieben, so gelang mein Plan vortrefflich. Einige Zeit darnach suchte ich gelegentlich die eine oder andere meiner Behauptungen durch eine leise Anspielung auf die besondere Tugendhaftigkeit des amerikanischen Volkes zu erläutern. Sie war viel zu höflich, um gegen diese Art von Beweisführang gleich anfänglich entschieden aufzutreten, bis sie endlich, immer mehr in die Enge getrieben, sich nicht anders zu helfen wußte, als indem sie ausrief: „Sie legen doch auch gar zu viel Gewicht, Herr — —, auf Ihre hochgerühmte, ausschließliche amerikanische Tugend; aber Sie sind mir noch den Beweis schuldig, daß Ihre Landsleute wirklich in so hohem Grade besser sind, als alle übrigen Nationen der Welt!“ — „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Madame, wenn ich vielleicht in diesem zarten Punkte zu weit gegangen bin,“ sagte ich, „doch Sie werden mir erlauben, meinen Irrthum nur Ihrer eignen Beredtsamkeit zuzuschreiben, die, in Widerspruch mit meinen frühern Ansichten, mich zu der Meinung verleitet, daß wir, was Tugend betrifft, vor allen übrigen Nationen vorzüglich begabt sein müßten. Jetzt sehe ich freilich meinen Irrthum ein und überzeuge mich, daß „nous autres Amé-

ricains“ blos in dem Falle tugendhaft genannt zu werden verdienen, wo es sich davon handelt, einen Grund für die Möglichkeit aufzufinden, wie eine republikanische Verfassung sich bei uns habe fortdauernd erhalten können, während wir in allen übrigen Dingen allenfalls die ärgsten Schelme sein dürften.“ Frau von — — war verständig genug und hinreichend gut gelaunt, meine List zu belächeln, und seit dieser Zeit ist das: „nous autres vertueux“ unter uns gleichsam eine sprichwörtliche Redensart geworden. Das Wahre an der Sache ist, daß in Europa die politischen Ansichten bei den meisten Leuten nur ein Widerhall der ungestümen Forderungen persönlicher Interessen ist. Eine Partei kämpft unablässig um die Behauptung des Uebergewichts, das sie bis jetzt noch besitzt, eine andere strebt aus gleich eigennützigen und verkehrten Absichten nach dem Umsturz alles Bestehenden, um bei der daraus erfolgenden Anordnung etwas Erkleckliches für sich selbst zu erbeuten; und Religion, Gerechtigkeit, Vernunftmäßigkeit und Gemeinnützigkeit, welche als erhabene Beweggründe von beiden Parteien vorgeschützt werden, sind von den wahren Motiven beider gleich weit entfernt.

Durch die wiederholte Beobachtung dieses Treibens bin ich zu einer nähern Einsicht in den Einfluß der bestehenden politischen Institutionen auf die gewöhnlichen Lebensverhältnisse geführt worden. Wenn auch die Resultate solcher Untersuchungen im Allgemeinen zu Gunsten der

ächten volksthümlichen Regierungsformen, der möglichst freien, Allen gleiche Rechte sichernden Verfassungen ausfallen müssen; so läßt sich dennoch nicht läugnen, daß auf unserer Seite der eine oder andere schwächere Punkt auffällt, von welchem es besser wäre, er wäre nicht vorhanden. Lassen Sie uns, der guten Sache wegen, hier diese Punkte ein wenig näher betrachten. Es ist eine allgemeine Bemerkung, welche von allen Fremden wiederholt wird, daß es in Amerika weit weniger gesellige Freiheit gebe, als in irgend einem anderen Lande der Christenheit. Unter dieser geselligen Freiheit verstehe ich nicht die bloßen geselligen Formen, denn in diesen sind wir eher ungebunden als strenge; sondern ich meine, daß man bei uns weit weniger Herr seiner Beschäftigungen, seiner Lebensweise, seiner Zeit ist, daß man bei uns weit mehr von der öffentlichen Meinung in diesen Dingen abhängt, als sonst irgendwo. Diese Dinge sind ohne Zweifel wahr; wenigstens scheinen sie mir wahr zu sein, so weit meine Bekanntschaft mit unsern und anderer Länder Sitten sich erstreckt. Wenn wir nun die Wahrheit des Faktums einräumen können, so ist es schon der Mühe werth einen Augenblick dabei zu verweilen, um zu sehen, welche gute oder übele Folgen aus einem solchen Zustande hervorgehen müssen, und welches wohl der Grund eben dieser Zustände sein möchte. Es bleibt immer ein wichtiges Hülfsmittel des Studiums der Eigenthümlichkeiten anderer Nationen, wenn wir die eigenen besser beurtheilen lernen.

Der beurtheilende, anregende, richtende Einfluß der öffentlichen Meinung ist unstreitig von heilsamer Einwirkung auf die äußere Sittlichkeit eines Landes. Die große Gleichgültigkeit, welche die Franzosen und vorzüglich die höheren Stände der meisten europäischen Länder gegen die Lebensweise der einzelnen Glieder ihres verschiedenen Umgangs zu äußern pflegen, so lange als der äußere Schein irgend gewahrt werden kann, dies kann gewiß keine positiv heilsame Wirkung auf das gesellige Leben überhaupt haben; während zugleich dieses unbekümmerte Benehmen in Beziehung auf Andere auch keine positive schädliche Wirkung haben kann. Doch ist dieses nicht der eigentliche Punkt, den ich in Anregung bringen wollte. Die Europäer behaupten nämlich, daß man in an sich ganz unschuldigen Dingen, die aber unmittelbar mit der Unabhängigkeit der Handlungen und Denkungsart eines Jeden in nahem Zusammenhange stehen, in Amerika weit weniger sein eigner Herr ist, als in Europa; und dieses ist eine Thatsache, worin ich meines Theils nothwendig ihnen Recht geben muß. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß das gesellige Leben sich bei uns weit mehr mit den besondern Angelegenheiten Einzelner zu schaffen macht, und dazu mit Angelegenheiten, welche das gesellige Leben nicht im Geringsten etwas angehen; dies ist in Amerika durchaus weit häufiger der Fall, als in Europa. Ich will Ihnen meine Meinung durch ein Beispiel erläutern.

Ungefähr zwanzig Jahre sind es her, da wohnte in einem unserer Landstädtchen eine Familie, die in ihren verschiedenen Zweigen zahlreiche weibliche Nachkommen hatte, die damals alle noch Kinder waren. Einer aus dieser Familie begab sich eines Tages zu einem achtungswürdigen Geistlichen, der sein Freund war, sagte zu ihm, daß er und seine Verwandten so viele Töchter hätten; und es sei Zeit, an deren Ausbildung zu denken; sie wären daher auf den Plan verfallen, eine geeignete Lehrerin anzunehmen, um derselben ihre Töchter sämmtlich zur Erziehung zu übergeben, welches nicht nur Allen weniger kosten, sondern auch weit bequemer sein würde, und zugleich würde die gemeinschaftliche Erziehung dieser einander so nahe verbundenen Wesen dazu beitragen können, die Bande der Familie weit inniger zu befestigen. Der Geistliche ließ sich es mit Wärme angelegen sein, diesen Mann auf andere Gedanken zu bringen, indem er seinem Freunde zu bedenken gab, daß die Leute im Orte solches nicht gerne sehen, daß daraus unvermeidlich nur Feindseligkeiten entstehen würden! Dies war die Ansicht eines recht gescheidten Mannes, eines Geistlichen von vieler Menschenkenntniß, und ich selbst war derjenige, welcher dem Geistlichen diesen Plan vortrug. Die Sache ist buchstäblich wahr, und ich habe öfter seit jener Zeit über diesen Umstand nachgedacht, ohne daß ich aufhören konnte, darüber zu erstaunen und mich zu ärgern.

Gewiß gibt es mehre Gegenden in Amerika, wo man von dergleichen Eingriffen in die Familienangelegenheiten anderer Menschen sich nichts träumen ließe; aber es gibt auch sehr viele Orte, wo die Ansichten meines geistlichen Freundes leider nur zu sehr gegründet sind. Wohl die meisten Beobachter werden dergleichen Dinge aus dem Geiste der Demokratie herleiten wollen; aber darin kann ich ihnen nicht beistimmen. Wäre das demokratische Princip daran Schuld, dann würde diese Einmischung von den geringeren Ständen ausgehen, nicht von denen, die sich mit uns in ähnlichen Verhältnissen befinden. Es ist vielmehr ein Castengeist, der alle Dinge vor dem Richterstuhl seiner vorgefaßten Meinungen zieht und Alles, was sich ihm zu widersetzen scheint, mit Neid und Haß, mit aller Art unchristlichen Benehmens lieblos verfolgt. Dieser Castengeist erlaubt Niemanden sich nach eigenem Gutdünken zu benehmen; Jeder soll vielmehr in dem Kreise, wohin er einmal gehört, vorher forschend umblicken und gewärtigen nicht blos, daß man sich um sein Thun und Lassen bekümmern, sondern daß man ihm auch vorschreiben werde, was er thun und lassen solle. Es wäre wahrhaftig thöricht, für ein solches Benehmen die hochtönenden Namen eines demokratischen oder republikanischen Benehmens mißbrauchen zu wollen, denn solches fordert vielmehr, daß in jedem Einzelnen die persönliche Freiheit ganz unbedingt geachtet werde, so lange solche dem öffentlichen Wohl kein Hinderniß in den Weg legt

Das muß ein äußerst unterwürfiger, unselbstständiger, unfreier Mensch sein, der als Demokrat vorher bei seinen sämmtlichen Nachbarn um ihre Zustimmung bettelt, ehe er es wagen darf nach eigner Gewohnheit und Ueberlegung zu handeln. Es ist nichts anders, als unberufene Einmischungssucht, und keine noch so spitzfindige Schutzrede ist im Stande, durch einen anderen Namen die Sache zu beschönigen.

Zum Theil kann man dieses lästige Uebel ohne Zweifel der dummen, nicht der edeln Einfalt dörfischer Sitten zuschreiben; denn die Dummheit pflegt gewöhnlich durch Anmaßungen dieser oder anderer Art sich geltend zu machen. Aber großentheils, oder vielmehr größtentheils ist dieser Uebelstand unserer geselligen Verhältnisse, wie ich mit Recht behaupten kann, ein fortgeerbtes Uebel, eine Folge des geistlichen Hochmuths, der frömmelnden Tadelsucht, des übertriebenen Eifers jener ihre besondere Meinungen überschätzenden Sektirer, welche die ersten Ansiedler in unsern Gegenden waren. Diese Religionseiferer dehnten damals die kirchliche Zucht auf alle besondere Verhältnisse im Leben aus. Nichts schien ihnen zu geringfügig, um ihrer spähenden Tadelsucht entgehen zu dürfen, und der ganze Kirchsprengel beschäftigte sich mit allen kleinlichen Angelegenheiten, die zu seiner Wissenschaft gelangten. Wer freilich längere Zeit mitten unter den Verhältnissen unseres Zusammenlebens verweilt hat, der mag die Wirkungen, die aus solchen Ursachen auf

uns übergingen, weniger empfinden, und wird vielleicht diese Einzelheiten wenig bemerken, aber desto auffallender werden sie Jedermann erscheinen, der sich öfter außerhalb dieses beengenden Kreises befand.

In Europa wird nun im ganz entgegensetzten Sinne gefehlt; doch geht aus der Unabhängigkeit im Denken und Handeln mancherlei Treffliches hervor, so daß ich nicht weiß, wie weit hier der Fehler durch das Gute ausgeglichen wird. In Frankreich gibt es keine Geziertheit des Benehmens, kein geheucheltes Schautragen des sittlichen und rechtlichen Lebenswandels in Dingen, die blos persönliche Neigungen und Gewohnheiten betreffen, und dieß sind gerade unsere gewöhnlichsten Fehler. Doch kann man durchaus nicht sagen, daß die Franzosen ein originelles Volk seien. Von den täglichen Gewohnheiten niedergehalten, vermögen sie fast nie sich über das, was gerade allgemein als schicklich oder zweckmäßig angenommen wird, selbstständig zu erheben. Die Franzosen unterwerfen sich weit weniger, als manche ihrer Nachbarn, dem Herkommen, dem Gebrauch, der Mode; Einsicht, Geschmack und lebendiger Takt haben bei ihnen auf alles dieses entschiednern Einfluß, als an anderen Orten; aber die Franzosen sind Manieristen in der schönen Kunst, in der Literatur und sogar in ihren Empfindungen. Die widerliche Uebertreibung der sogenannten romantischen Schule, welche gegenwärtig so großes Aufsehen erregt, ist nichts Anderes, als ein Streben, sich dem einzwängenden Einer-

lei zu entreißen. Doch, wenn ich gleich zugeben muß, daß die äußerste Unwissenheit in der großen Masse des Volkes vorherrscht, und daß diese Masse zwar einen überwiegenden Theil der Bevölkerung ausmacht, aber demungeachtet eben so wenig in Anschlag kommen darf, wenn von den Nationaleigenschaften der Franzosen die Rede ist, als man ebenfalls die Sklaven von Carolina nicht mitrechnen kann, wenn man den Charakter der Bewohner von Carolina schildern will; so besteht doch, dieses Manierismus ungeachtet, eine Art persönlicher Unabhängigkeit in Frankreich, welche man sicherlich bei uns nicht antrifft. Der Amerikaner kommt und geht, wann und wohin es ihm gefällig ist, und Niemand fordert ihm einen Paß ab; er behauptet seine politischen Rechte, schwatzt von seinen Freiheiten, prahlt mit seinen Vorzügen, und handelt dennoch weniger nach eignem Gutdünken, selbst in den unschuldigsten Dingen, als ein Franzose. Seine Nachbarn sind ihm eine wachsame Polizei, und als eine recht lästige und unverschämte Polizei beweisen sie sich, denn sie pflegen sich um die geringste Kleinigkeit zu bekümmern. Sie sind dazu eine höchst ungerechte Art von Aufpassern, denn wenn es ihnen an den rechten Mitteln gebricht, um allen Dingen recht auf den Grund zu kommen, dann pflegen sie auch wohl ihre Nebenmenschen nach bloßen Muthmaßungen zu richten.

Das Wahre an der Sache ist, daß unsere Einrichtungen auf Ereignisse und Zufälligkeiten sich gründen,

und da wir nothwendig nicht wohl anders als ein nachahmendes Volk sein können, so folgen daraus bisweilen arge Widersprüche zwischen unsern Behauptungen und unsern Handlungen; — die Franzosen haben dagegen ihre Lehrzeit im Fache der Politik heftig durchkämpfen müssen, mit aller geistigen Kraft mußten sie den Streit der Meinungen mit Berufungen auf die Vernunft durchfechten, und so bleibt das Festhalten an selbstständige Untersuchung ihnen immer noch wichtig genug, als daß sie sich entschließen könnten, solches ganz aufzugeben. Es ist wohl möglich, daß keine Nation den wahren Privatcharakter ihrer öffentlich auftretenden Männer so wenig versteht, als die Amerikaner, oder so gut versteht, wie die Franzosen. Ich habe noch nie einen ausgezeichneten Amerikaner gekannt, von dem mir es nicht bald klar geworden wäre, daß man über seinen Charakter bei uns eine durchaus falsche Vorstellung unterhielt; oder dagegen einen ausgezeichneten Franzosen, von dem ich mich nicht überzeugt hätte, daß er im Publikum nicht höher und nicht niedriger geschätzt worden wäre, als er es wirklich verdiente. Selbst Napoleon, so nothwendig er dem Nationalruhm erschien und so überwältigend alle kriegerische Berühmtheit die Menschen einzunehmen pflegt, scheint mir von den Franzosen weit richtiger beurtheilt worden zu sein, als von allen andern Völkern. Die Gewohnheit, sich um alle nichtswürdige Kleinigkeiten zu bekümmern, kann zu keinem andern Resultat führen, als es bei uns

zu geschehen pflegt. Diejenigen, welche einen großen Werth darauf setzen, in ihrer Umgebung in einem überzeugend vortheilhaften Rufe zu stehen, müssen nnter solchen Umständen zu Täuschungen ihre Zuflucht nehmen, und ich habe einen Mann von vorzüglichem Ansehen in Amerika bekennen hören, daß er so ängstlich wegen des Geredes der Leute besorgt gewesen sei, daß er immer so gehandelt habe, als ob irgend ein spähender Feind hinter ihm stehe. Bei uns macht sich Niemand ein Gewissen daraus, zu behaupten, einen Mann, der eine öffentliche Stellung irgend einnimmt, durch und durch zu kennen, bis in die kleinsten Züge seines Chrakters ihn erforscht zu haben; Alle reden von einem solchen Manne auf eine Weise, wie man nur von dem vertrautesten Bekannten reden könnte; und was nun zwischen Heuchelei von seiner Seite — der Heuchelei, zu welcher ihn einigermaßen die geschäftige Einmischung Anderer zwingt — und zwischen den Uebertreibungen, Vermuthungen und Auslegungen der Neugier als Wahrheit in der Mitte liegt, das erfährt diese gewandte und schlaue, gesellige Plage wirklich so genau, als eine Wahrsagerin, die sich mit der Vorhersagung der Zukunft eines ganz fremden Menschen befassen will. *)

---

*) Ich kann den Zustand von Abhängigkeit, in welchem man in Amerika sich persönlich beengt fühlt, nicht einleuchtender schildern, als indem ich den Geist des Einmischens in folgender Anekdote darstelle: Einer meiner Freunde wollte sich ein

In Frankreich wird das Recht, das jedem Staatsbürger zukommt, öffentliche Angelegenheiten zu besprechen, nicht blos gestattet, sondern gefühlt. In Amerika wird es nicht gefühlt, sondern blos gestattet. In Amerika muß man bei dem anmaßenden Publikum dadurch, daß man in Gewande eines öffentlichen Beamten auftritt, sich vorher genügend einführen; während in Frankreich, wo nicht die Person, sondern die Sache gilt, Jedermann ohne Weiteres namentlich auftritt, wenn er seinen Mitbürgern Etwas zu sagen hat. Bei uns ist die unbestimmte imponirende Persönlichkeit des „Wir" und der Charakter eines öffentlichen Journalisten fast unumgänglich erforder-

---

neues Haus in der Stadt bauen lassen; er machte mich mit der Lage bekannt und erbat sich meinen Rath über den Bauplan. Ich zeigte ihm die Unbequemlichkeiten der gewöhnlichen Bauart der Häuser in der Stadt — bewies ihm das Nichtpassende derselben in Beziehung auf gesellige Verhältnisse, klimatische Zustände, häusliche Einrichtung und geschmackvolles Aeußere. Alles wurde mir als richtig nachgegeben, und der Plan, den ich an die Stelle der gewöhnlichen Bauart vorschlug, erhielt völligen Beifall. Doch schien mein Freund unentschlossen, ob er den Bau wirklich darnach aufführen solle. „Es wird ein weit artigeres und stattlicheres Haus werden, als wie, wenn ein gewöhnlicher Plan befolgt würde." — „Das gebe ich zu." — „Es wird weit bequemer sein!" — „Das meine ich auch!" — „Und weit weniger kosten!" — „Gar keine Frage." — „Warum wollen Sie also den Plan nicht befolgen?" — „Die Wahrheit zu gestehen, ich scheue mich einigermaßen, *anders zu bauen, als meine Nachbarn.*"

lich, um ungestraft seine Meinung sagen zu können; obschon diese Maske eigentlich Niemanden täuschen sollte, da die Journalisten bekanntermaßen in ihren Druckschriften nur ihren Privatleidenschaften und Privatinteressen dienen, und ihre scheinbare Nichtpersönilchkeit in nichts Anderem, als in dem Gebrauch eben jenes leeren, hochtrabenden Fürwortes „Wir" besteht. Auch der Volksvertreter erhält in Amerika ebenfalls das Vorrecht, seine Mitbürger zu belehren nur kraft seines Collectiv-Charakters, vermöge des Zugeständnisses, das ihm nur durch dieselben Inhaber des höchsten und unbestreitbaren Belehrungsrechts zugetheilt werden kann! Es ist einmal in Amerika Mode geworden, daß man sage: „das Volk wolle regieren!" Weit weniger würde man von der Wahrheit sich entfernen, wenn man sagte: „das Volk will den Schein haben, daß es regiere."

Mir scheint es wenigstens so, daß diese Distinktionen faktisch begründet sind, und sie führen gewiß zu manchen wunderlichen Betrachtungen. Unsere Stellung als Nation ist so eigner Art, daß man sich mit hastigen Urtheilen wohl in Acht zu nehmen hat. Vieles rührt von dörfischer Einfalt her; Vieles vom Mißverhältniß des Bodens zur Bevölkerung, welches die gebildeten und verständigen Menschen, deren Zahl immer vergleichungsweise nur gering ist, zu sehr zerstreut, wodurch ihr Einfluß viel zu schwach wird, um auf die öffentliche Stimmung vortheilhaft zur Förderung eines bessern geselligen Tons einwirken

zu können; Vieles verdanken wir der sich um Alles bekümmernden Weise unserer frommthuenden Vorfahren, welche vermuthlich dachten, christliche Nächstenliebe wolle wenig sagen, und, möge die heilige Schrift auch Demuth empfehlen, so könne man durch Selbstüberschätzung, Einmischungssucht und Anmaßung desto erfolgreicher den Himmel ertrotzen. Auch mag Vieles aus der Natur einer volksthümlichen Regierung hervorgehen, deren Tendenz es zu sein scheint, irgend eine öffentliche vorgefaßte Meinung im Gange zu erhalten, vor welcher mit Recht oder Unrecht alles sich beugt, bis sie durch eine andere verdrängt wird. So finden wir uns jederzeit irgend einem von zwei falschen Einflüssen bloßgestellt, dem des Anprallens und Rückprallens; ein Anstreben, das nie ganz zu rechtfertigen ist, ein Widerstreben, das immer Unrecht behält; ungescheutes Sündigen oder fanatische Reumüthigkeit. Der sicherste Weg der Welt, um in Amerika „das Glück zu erjagen," ist, sich unter den Schutz eines kräftigen Widerstandes zu begeben, der weit erfolgreicher eine allgemeine Einstimmigkeit erobern kann, als selbst der Irrthum, der solchen herbeigeführt hat.

Von diesem Fehler ist so viel, als von menschlicher Schwäche überhaupt unzertrennlich scheint, auch hier zu finden, aber unter so vielerlei Modificationen, daß hierin der Unterschied zwischen Frankreich und Amerika in besonderen Beziehungen noch auffallender wird. Die Freiheit ist nicht immer Vernunftmäßigkeit und strenger Gerech-

tigkeit, und doch ist sie im Ganzen beiden förderlich. Auch die politische Sonne hat ihre Flecken. Den Augen, die blos der Strahlenglanz und die belebende Wärme erfreut, bleiben diese Flecken verborgen; doch wer mit Ruhe und Parteilosigkeit die prachtvolle Erscheinung erforscht, sieht sie nur zu deutlich, um an ihrem Dasein zweifen zu können.

Zwei und zwanzigster Brief.

Thierischer Magnetismus. — Die Somnambulen. — Magnetisirte Kranke. — Meine eigne Untersuchung. — Eine Vorhersagung. — Bauchrednerei. — Macht der Einbildung.

An Herrn James E. de Kay, M. D.

Obschon wir auch in Amerika manche philsophische Blendwerke kennen lernten, so habe ich doch nicht gehört, daß jemals der animalische Magnetismus bei uns in sonderliche Aufnahme gekommen wäre. Ein Volk, welches nicht stark im Nachempfinden poetischer Täuschungen ist, kann sich weit eher von den Blendwerken einer metaphysischen Doctrin fern halten, die eine wahre Poesie der Heilkunde in sich schließt. Doch da der Gegenstand nicht ohne Interesse ist, und da ich zufällig Gelegenheit hatte, durch eigne Untersuchung des phantastischen Gegenstandes mit demselben näher bekannt zu werden, so will ich Ihnen in diesem Brief das mittheilen, was ich davon gehört und gesehen habe.

Ich muß gleich vorn herein erklären, daß ich den thierischen Magnetismus mehr ins Gebiet der Kunst als in das Gebiet der Wissenschaft gehörend betrachte. Von

der Theorie dieses Gegenstandes habe ich keine deutliche Vorstellung, glaube aber auch nicht, daß ich allein darüber unwissend bin; aber bis wir im Stande sein werden, den andern allbekannten Magnetismus zu erklären, welchem die Welt so viele neue Kenntnisse und so außerordentliche Vortheile verdankt, so sehe ich nicht ein, weshalb wir eine Sache blos darum verwerfen sollten, weil sie uns für jetzt noch unverständlich ist. Der Magnetismus ist jener unsichtbare und unerklärbare Einfluß, den wir in den Metallen wirksam sehen; und dieser Magnetismus soll in thierischen Körpern wirksam sein; voilà tout. Im Ganzen bleibt die Frage wohl unentschieden, was in der Welt die überwiegende Herrschaft ausübe, das metallische oder das animalische Princip?

Um einen Gegenstand, der wenigstens unsere Begriffe übersteigt, nicht blos scherzhaft, sondern in ernstliche Erwägung zu ziehen, so ist zuvörderst zu bedenken, daß man von dem animalischen Magnetismus ganz außerordentliche Dinge erzählt und scheinbar durch achtungswürdige Zeugnisse bestätigt gefunden hat. Nehmen Sie zum Beispiel nur das einzelne Factum: Herr Jules Cloquet ist einer der geistvollsten Praktiker in Paris und hat außerordentlich viel zu thun. Dieser Herr hat folgendes öffentlich mitgetheilt. Ich erzähle es blos dem Gedächtniß nach, aber ich habe die Sache so wiederholt gehört und gelesen, daß ich nicht glaube, daß mein Bericht irgend einen wesentlichen Irrthum enthalten wird.

Ein Frauenzimmer, welches die Wirkungen dieses sogenannten Magnetismus erfuhr, oder, wie man dergleichen Personen gewöhnlich benennt, eine „Somnambule,“ litt an einem Krebsübel an der Brust. Herr — — war einer der vorzüglichsten Magnetiseurs in Paris, von dem ich unter andern diese Geschichte ebenfalls erzählen hörte; er wurde aufgefordert, dieses Frauenzimmer zu magnetisiren, während Herr Cloquet es übernahm, den schadhaften Theil auszuschneiden. Die Patientin wurde in Schlaf versenkt oder vielmehr in den magnetischen Schlummerzustand, denn Schlaf kann man es eigentlich nicht nennen, und das Krebsübel wurde unterdessen ausgeschnitten, ohne daß die Leidende das geringste Zeichen von Angst oder von Schmerz hätte merken lassen! Daß die Sache ihre völlige Richtigkeit habe, bezeugt Herr Cloquet ganz einfach, ohne weder sich in die Erklärung der Ursache weiter einzulassen, noch sich auf irgend eine Weise als Anhänger einer neuen ärztlichen Schule ausgeben zu wollen. Er sagt blos, daß er eine Kranke der Art behandelt, und daß sie die Operation ausgestanden, wie ich es Ihnen schon erzählt habe. Eine solche bestimmt bezeugte Thatsache, aus so achtbarer Quelle bestätigt, veranlaßte die Akademie, die auf keinen Fall aus lauter Anhängern des animalischen Magnetismus besteht, sondern von deren Mitgliedern wohl Manche animalisch genug bewandert waren, um das Magnetische dieser Experimente recht durchschauen zu können, — jene Thatsache also, sage ich,

veranlaßte die Akademie, diesen Gegenstand der speciellen Untersuchung einer Commitee zu übergeben, wozu, wie ich glaube, durchaus scharfsinnige Männer erwählt würden. Das Resultat dieser Untersuchung enthielt wesentlich Alles, was man vernünftigerweise vorher vermuthen könnte. Sie sagten: die Sache sei nicht weiter zu erklären, der „animalische Magnetismus“ lasse sich aus keinem der bekannten Naturgesetze erläutern. — Sie hätten dasselbe auch von den Kometen behaupten können. In beiden Fällen haben wir Thatsachen vor uns und sind im Stande, einige wenige Folgerungen aus denselben zu ziehen, aber vermögen solche durchaus nicht irgendwie auf Grundursachen zurückführen.

Der thierische Magnetismus kann offenbar nur eins von den dreien sein: entweder ist er das, wofür er sich ausgibt, eine unerklärbare bis jetzt unergründliche Naturkraft; oder er ist Selbsttäuschung oder absichtlicher Betrug.

Ein junger Landsmann hatte in Beziehung auf seine Studien die Bekanntschaft des Herrn C — — gesucht und war ganz von diesem Gegenstande begeistert. Seinen wiederholten Aufforderungen habe ich endlich so weit nachgegeben, um mich persönlich um diese Dinge zu bekümmern, was ich ohne diese nähere Veranlassung nicht gethan hätte.

Ich will daher ohne Weiteres Ihnen die Geschichte meiner eigenen Erfahrungen in diesem unerklärbaren Geheimnisse mittheilen. Wir fanden Herrn C — —

mitten in Paris in einem jener alten weitläufigen Hôtels begraben, welche dieser Stadt das Ansehen einer Geschlechtsfolge von Häusern gibt, anfangend mit den einfachen edeln Bauten des sechzehnten Jahrhunderts und endigend mit den prunkenden modischen Pavillons der gegenwärtigen Zeit. Sein Studierzimmer hatte die Aussicht in einen kleinen Garten, ein anmuthiger Uebergang von der Thierwelt innerhalb zur Pflanzenwelt außerhalb. Doch man trifft öfter Gärten mit der Frische grünen Rasens und den wohlthuenden Farbenwechsel des Laubes von Büschen und Bäumen mitten in dieser Häuser- und Menschenüberfüllten Stadt.

Herr C — — empfing uns höflich; eben war er mit einer seiner Somnambülen beschäftigt gewesen; doch da diese eben erst eine magnetische Entzückung überstanden hatte, so hieß es, sie könne diesen Morgen nicht mehr in Schlaf gebracht werden. Unser erster Besuch führte daher zu weiter nichts, als zu einigen Unterhaltungen über den thierischen Magnetismus überhaupt, so wie über einige praktische Nutzanwendungen, deren ich gehörigen Orts erwähnen werde.

Herr C — — ging gar nicht darauf aus, nach Erklärungsgründen zu fragen, während er blos die Erscheinungen zu erläutern bemüht war. So gab er uns also den animalischen Magnetismus als animalischen Magnetismus — als Faktum ohne alle Theorie. An den Thatsachen, hieß es, sei gar nicht mehr zu zweifeln; diese That-

sachen seien durch hinreichend gültige, durch unwiderlegbare gewichtige Zeugnisse bewahrheitet, so daß man keinerlei Art von Täuschung, Mißverständniß oder Unrichtigkeit muthmaßen könne, wo der Augenschein jeden Zweifel abwehre. Alles, was er zur Erklärung dieser Erscheinungen beiläufig vorbrachte, gab er als bloße Hypothesen, und er ladete uns ein, deren Irrthümer aufzudecken und selbst zu untersuchen. Ebenso gut hätte er von mir verlangen können, ihm zu beweisen, daß die Sonne keine Brandbeule sei. Ueber die Art des Verfahrens und über die Wirkungen seiner Experimente ließ der Herr Doctor sich weit ausführlicher aus. Er bezeichnete uns mehre Grade von Empfänglichkeit der Somnambülen, einige seien mehr, andere weniger dazu geeignet, und ebenso deutete er uns das bald stärkere bald schwächere Wirkungsvermögen der Magnetisirer an. Es scheint, daß man überhaupt das weibliche Geschlecht als das am meisten geeignete, um magnetisirt zu werden, und das männliche, um zu magnetisiren, betrachtet, wiewohl dieses Gesetz nicht ohne einzelne Ausnahmen sein soll. Er schmeichelte mir damit, daß ich meiner Leibesbeschaffenheit nach ein ganz vorzüglicher Magnetiseur sein könne, und der Doctor setzte nicht den geringsten Zweifel in seine Kraft, mich ebenfalls in Schlaf zu bringen; und so weit seine Theorie sich erstreckte, mochte er meines Bedünkens hinreichendes magnetisches Uebergewicht besitzen, obgleich ich seine größere physische Kraft noch ziemlich bezweifelte.

Mir scheint es, daß Jeder einigermaßen sich als leichtglaubig darstellen mag, der sich überhaupt dazu versteht, eine Sache wie diese näher untersuchen zu wollen; ich vermuthe fast, daß man mich nach dem ersten Schein als einen hinreichend gutmüthigen Menschen der Art betrachtete. Selbst die Somnambüle schien dieser Meinung, wiewohl sie nicht einwilligte, sich wiederholt in Schlaf bringen zu lassen, damit ihrer vorgefaßten Meinung die erforderliche mystische Weihe nicht genommen werde.

Die exaltirten Vermögen einer wahrhaft ausgezeichneten Somnambüle gehören wirklich zu den beachtungswürdigsten in ihrer Art. Schneidet einem Gebrechlichen eine Haarlocke vom Haupte und sendet sie hundert Stunden Weges weit aus den Provinzen nach Paris, so wird eine gehörig eingeschläferte Somnambüle sich begabt fühlen mit der Eigenschaft, mittelst Berührung der Haarlocke den Sitz des Uebels der fernen Leidenden genau zu erläutern, so versteckt es auch bisher gewesen sein mochte, und nach sorgfältiger Erwägung auch im Stande sein, das richtige Heilmittel anzugeben, wiewohl sie solches gewöhnlich dem Arzte überlassen, wie etwa Herrn C — —, der den erforderlichen Grad erlangt hat. Eine Somnambüle ist ihrer Natur nach in der Pathologie bewandert; therapeutische, pharmakologische oder klinische Fertigkeiten muß sie sich erst durch Nachdenken oder durch Erfahrungen erwerben. Uebrigens erstrecken sich die Fähigkeiten einer Somnambüle nicht blos weit ins Gebiet der Physik, son-

dern auch in die Psychologie. In dieser Beziehung ist ein Phrenolog nicht viel mehr als ein elender Pfuscher im Vergleich mit einer „Clairvoyante.“ Denn letztere braucht keine Protuberanzen oder Organe an Schädeln zu untersuchen, sie durchschaut den ganzen Menschen durch und durch, und ein Blick reicht hin, damit sie Ausspruch thue, ob einer ein Schelm oder einer ehrlicher Mann sei, ein gut- oder übelbegabtes Adamskind. Schon in dieser Beziehung ist ihr Wissen unschätzbar, und es ist ein unermeßlicher Jammer, daß nicht alle junge Mädchen vorher magnetisirt werden, ehe sie das für ihr Leben entscheidende Jawort aussprechen; wie viele würden gerne fortschlafen und den Prediger um die Trauungsgebühren prellen. Unser Geschlecht ist freilich nicht leicht in Schlaf zu bringen und dabei so eigensinnig, daß ich fast zweifele, ob sie mit einem schwachen, schattenrißähnlichen Ueberblick des Charakters und der Neigungen ihrer Geliebten sich befriedigt fühlen würden.

Vielleicht glauben Sie gar, ich wolle Ihnen Etwas weiß machen und erfinde Albernheiten, statt Ihnen nur Wahres zu berichten. Im Gegentheil, noch nicht zur Hälfte habe ich Sie mit den wundervollen Gaben vertraut gemacht, die sich in den vorschriftmäßig magnetisirten Personen, die sich vorzüglich zu den höhern Graden des Somnambulismus eignen, unter geeigneten Umständen entwickeln, wie mir solches von Herrn C — — mitgetheilt und von vier oder fünf anwesenden Patienten desselben

bestätigt worden ist, und ebenfalls von meinem Begleiter, der mit festem Glauben der neuen Lehre anhängt. Herr C — — fügte hinzu, die Somnambülen entwickeln fortschreitend höhere Erscheinungen, wenn sie öfter in den Zustand der Clairvoyante versetzt würden, auch die Magnetiseure würden durch fortgesetzte Uebung geschickter, solche Erscheinungen hervorzurufen; auch habe er eine solche Gewalt über eine seiner Somnambülen, daß er sie in Schlaf versenken könne, blos durch die Kraft seines Willens, selbst wenn sie in einer andern Straße sich in ihrem eignen Zimmer befinde. Er erzählte auch die Geschichte von Herrn Cloquet und dem Krebsübel und fragte mich, was ich von der Sache halte? Die Wahrheit zu sagen, ich wußte nicht recht, was ich davon denken sollte, außer daß mir die Sache sonderbar genug vorkam. Der Fall schien mir jedenfalls außerordentlich, zumal, da ich Herrn Cloquet als einen talentvollen Mann kannte und ihn dabei für einen redlichen Mann hielt.

Unterdessen wurde ich gleichsam selbst magnetisch eingeschläfert durch Berichte, die mir durch Hörensagen zukamen, und meine Begierde mich durch den Augenschein über Verschiedenes zu belehren, wurde immer dringender. Man versprach mir noch mehr Beweise und man ließ mich den Proceß des Magnetisirens eines Trunkes Wassers, welches ein Patient trinken sollte, mit ansehen. Dieser Patient war zugegen, ein wahres Muster von Leichtgläubigkeit. Er hörte aufmerksam auf jedes

Wort, welches Herr C — — sprach, mit einer Hingebung und einer Zuversicht, die recht geeignet schien, Wunder in ihm zu wirken, wären es nur Wunder ächter Art gewesen. Dann und wann wendete er seine verklärten, wunderdürstenden Blicke auf mich, als ob er sagen wollte: „Nun mein Herr, wie nun? was sagen Sie jetzt?" Mein Begleiter sagte mir auf Englisch, er sei ein Mann, der sein gutes Auskommen habe, der erprobte menschenfreundliche Gesinnungen hege, übrigens so wenig an der Wirksamkeit des animalischen Magnetismus zweifele, als ich daran zweifelte, daß ich mich hier in dem Zimmer befinde. Er hatte zwei Flaschen Wasser mitgebracht, und diese magnetisirte Herr C — —, indem er seine Fingerspitzen den Mündungen der Flaschen näherte, ihre Seiten rieb, und sie mit den Händen ringsum preßte, als ob er sie wüsche, um das feine Fluidum dem Inhalte mitzutheilen und das Wasser dadurch mit heilkräftigen Eigenschaften zu begaben, denn der Patient trank kein anderes Wasser.

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann herein, von einnehmenden Zügen und durchaus gefälligem Aeußern. Da die Somnambüle schon weggegangen war, und dieser sich also nicht bei ihr Rath einholen konnte, welches seinen Aeußerungen nach seine Absicht gewesen war, so machte mir Herr C — — den Vorschlag, Zeuge seines Vermögens als Magnetiseur zu sein, indem er mit diesem Patienten einen Versuch machen wolle. Der junge

Mann willigte ein, und die Vorbereitungen wurden von beiden Theilen schnell ins Werk gesetzt. Herr C—— begann damit, mir zu sagen, daß er durch eine „Uebertragung seines Willens" in den Körper des Patienten, diesen nöthigen werde, sitzen zu bleiben, obschon er wünschen möchte aufzustehen. Um dies zu bewirken, setzte er sich vor dem Patienten und sprengte das Fluidum aus seinen Fingerspitzen wider ihn, indem er die Finger an einander preßte und mit den Armen wiederholte Bewegungen vorwärts machte. Bisweilen hielt er die Finger ausgestreckt mit den Spitzen gegen bestimmte Gegenden des Körpers gerichtet, vorzüglich gegen die Herzgrube, wie wohl er weit poetischer sie hätte gegen die Hirngegend richten können. Der junge Mann stand wirklich nicht auf, auch ich nicht, so wie alle Andern, die im Zimmer waren. Während dieses Experiment alle Andern völlig zu befriedigen schien, schämte ich mich ordentlich meiner Ungläubigkeit, da es doch nichts Außerordentliches war, sitzen zu bleiben, während ein Mann vor einem her allerlei Fingerbewegungen macht.

Ich schlug nun meinerseits dem Doctor vor, er möchte mich ebenfalls mit dieser unsichtbaren Wirkung auf den Stuhl festbannen; doch er erklärt mir offen, er zweifele, daß er dieses bei mir zu bewirken „sobald" im Stande sein werde, wie wohl er vorhersehe, daß ich mit der Zeit fest an die Existenz des Mangnetismus glauben und öffentlich für die Wunder desselben Zeugniß ablegen

werde. Mit der Zeit zweifle er gar nicht, auch an mir dies Wunder vollbringen zu können. Darauf änderte er das Experiment ab und bewirkte, daß der junge Mann gegen seinen eigenen Willen den Arm erheben mußte. Dazu wurde dieselbe Folge von Bewegungen gegen den Arm wiederholt, der nach mehren Versuchen sich erst allmählich erhob und endlich sich ausstreckte gleich einem Wegweiser. Nachher wurde der junge Mann wider den eignen Willen genöthigt aufzustehen. Das war aber das schwierigste Stück Arbeit von Allen; denn der Doctor goß recht verschwenderisch ganze Hände voll von dem unsichtbaren Fluidum über ihn aus, und der Magnetisirte widerstrebte anfänglich gar sehr und wollte keinen Zoll vom Platze weichen. Endlich stand er plötzlich auf den Beinen und schien schwer aufzuathmen, wie Jemand der nach langem Kampf endlich seine ganze physische Kraft ermattet fühlt.

Es ist Nichts leichter, als daß ein junger Mensch stille sitze oder aufstehe, und dabei vorgebe, daß er sich innerlich gegen das Eine wie gegen das Andere sträube. Und doch, wenn Sie mich fragen, ob ich meine, sei dies weiter nichts als Verstellung gewesen, so weiß ich demungeachtet nicht recht, was ich darauf antworten soll. Es ist die leichteste Lösung des Räthsels, und dennoch schien sie mir nicht ganz die richtige zu sein. Mir waren nicht leicht weniger äußere Merkmale betrügerischen Sinnes, als in den Zügen dieses jungen Menschen vorge-

kommen. Sein Antlitz, sein Benehmen, seine Bewegungen hatten alle den Charakter völlig unbefangenen Ernstes. Er machte nicht viel Worte, benahm sich sehr bescheiden und schien ordentlich besorgt, das Experiment werde nicht gelingen. Auf meine Frage, ob er dem Willen des Herrn C — — widerstrebt habe, antwortete er mir: das habe er, so viel er irgend gekonnt habe, und als er aufgestanden sei, sagte er, so sei dies geschehen, weil er seiner selbst nicht mehr mächtig gewesen sei. Ich gestehe, daß ich selbst an der Aufrichtigkeit und an dem festen Glauben des jungen Menschen nicht zweifle.

Als ich noch ein Knabe war, stand ich in dem Ruf, die Leute zu Allen bewegen zu können, indem ich sie unaufhörlich plagte. Gar manchen Schilling habe ich auf diese Weise der Börse meiner Mutter abgequält, die immer behauptete, sie thue es wider ihren Willen, um den Quälgeist nur los zu werden. Nun glaube ich fest, daß Herr C — — leicht so viel Gewalt über einen leichtgläubigen Jüngling sich erwerben konnte und daß er ihn wohl nöthigen mochte, dergleichen Dinge, wie der junge Mensch sich einbildete, wider Willen zu thun. Zeichen sind die Stellvertreter von Worten, welche ebenfalls nichts anders als übereinkömmlich bedeutsame Mittel sind, um sich gegenseitig zu verständigen; in diesem Falle sind die unaufhörlichen Fingerbewegungen auch nichts weiter als fortgesetztes dringendes Andeuten gewesen, doch ja aufzustehen. Wenn überdem die Befestigung einer Theo-

rie, der man bereits huldigt und die durch ihren mystischen Reiz alsdann eine zwiefache Anziehung ausübt, auch noch vom Gelingen eines solchen Experiments abhängig gemacht wird, dann ist es fast noch schwieriger anzunehmen, daß es irgend mißlingen könne. Ich würde alle meine Ansprüche auf Beurtheilnng menschlicher Physiognomien aufgeben müssen, wenn ich zweifeln könnte, daß dieser junge Mensch nicht ein grundehrliches Gemüth war; und ich suche mir daher die Schwierigkeit lieber auf dem eben bezeichneten Wege zu lösen. Was den Magnetiseur betrifft, der täuscht sich entweder selbst über seine vermeintliche Kraftübung, oder er täuscht sich vielleicht auch nicht. Wenn Ersteres der Fall ist, und glaubt er selbst an seine Kraft, so kann das nur desto mehr dazu beitragen, daß seine Experimente grade bei einem solchen Individuum gelingen.

Nachdem ich meine Besuche einigemal wiederholt hatte, so hielt man mich für hinreichend vorbereitet, um ein wissenschaftliches Examen auszuhalten. Eine der am meisten Aufsehen erregenden Somnambülen wurde dazu ausersehen, und als Alles gehörig vorbereitet war, so wurde sie in Schlaf gebracht. In dem Einschläferungsproceß wurde aber mit allen Glauben erschütternder Kürze zu Werk gegangen, welche, um nicht zu viel zu sagen, wo nicht betrügerisch, doch schlecht überlegt war. Der Doctor streckte blos seine Finger einigemal gegen sie aus, sah ihr dabei unverwandt in die Augen, und bald fing sie an zu gähnen; dieser ersten Wirkung folgten noch einige

Handbewegungen des Magnetissimus, und damit war das Frauenzimmer eingeschlafen oder magnetisirt.

Dieses Wenige war aber selbst für meine Theorie von der Macht der Einbildungskraft nicht ausreichend. Ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese Somnambüle etwas weniger schläfrig gewesen sein möchte. Aber da ruhte sie nun mit geschlossenen Augen, gelegentlich tüchtig aufgähnend, und der Doktor erkärte sie durchaus geeignet, ihre Aufgabe zu erfüllen. Sie blieb auf ihrem Ruhesessel, bewegte aber ihren Körper, lachte, plauderte und erschien in jeder Hinsicht ganz dieselbe, wie sie vorher war, ehe er seine Finger nach ihr ausgereckt hatte. Anfangs fühlte ich mich bewogen, gradezu zu äußern, es sei etwas mehr Umständlichkeit erforderlich, um mich zu narren (humbugg), da ich kein unfehlbarer Papst sei, (wie Sie sich noch erinnern werden); aber ein wenig ruhige Ueberlegung zeigte mir, das Klügste sei, in diesem Falle mich ein wenig gläubig zu stellen, als das sicherste Mittel mir die Gelegenheit zu wiederholten Untersuchungen zu sichern. Ueberdies bin ich nicht gewiß, ob diese Einfachheit der Aufrichtigkeit der Rollen am angemessensten war; denn wäre Betrug vorbedachtermaßen beabsichtigt worden, so würde er vielleicht weit mehr Mummerei zu Hülfe genommen haben, zumal in einem besonderen Falle, wie dieser, wo vielleicht mehr als gewöhnlich daran gelegen sein mochte, einen Uneingeweihten zu bekehren.

Ich gab der Somnambüle meine Hand, und die

Durchforschung meines Selbst begann sogleich. Zuerst mußte ich eine physische Körperschau passiren, und der Bericht fiel höchst günstig über den animalischen Zustand aus. Mir ward die schmeichelhafte Genugthuung, von solch hoher Auktorität zu vernehmen, das die ganze Machinerie des mehr materiellen Menschen bei mir in vollkommen gutem Zustande sei, da jeder Theil seine Aufgabe richtig und gehörigen Orts erfülle. Das war freilich ein Wenig gegen mein eignes Dafürhalten; doch da ich nicht im Stande war, auf gleiche Weise in das Innere des Uhrwerks meines eignen leiblichen Wesens hineinzublicken, wie das die Somnambüle in ihrem hellsehenden Zustande vermochte, so konnte es zu Nichts führen, meine Zweifel laut werden zu lassen; ich wäre ja gleich von einer Person, die den augenscheinlichen Gegenbeweis vor Augen sah, des Besseren belehrt worden und hätte mich außerdem dem Spott preisgegeben, für einen eingebildeten Kranken gehalten zu werden.

Die Bescheidenheit verbietet mir durchaus Alles wieder zu erzählen, was dieser artigen Somnambüle über meinen physischen Zustand zu berichten beliebte. Ihre Berichte über diesen Punkt fielen vorzüglich schmeichelhaft aus, und ich hätte von Stein sein müssen, wenn ich ihr und ihren Täuschungen nicht unbedingten Glauben hätte schenken wollen. Herr C — — sah jetzt hin und wieder mit thriumphirenden Blicken nach mir hin, als ob er sagen wollte: „Wie? was denken Sie jetzt von allen

diesen Dingen? — Sind Sie etwa wirklich nicht der edelmüthige, rechtliche, tugendhafte, uneigennützige, großherzige Mann, wie diese so eben Ihren Charakter beschrieben hat?" — Ich versichere Sie, es gehörte nicht wenig Selbstverläugnung dazu, um nicht gleich zu Allem Möglichen bekehrt zu werden. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Mann, der mit einem wohlgebildeten Schädel versehen ist, eine geheime Neigung zeige, der Gall'schen Theorie sich gläubig zuzuwenden; folglich kann leicht Jemand, der auf solche Weise geläutert vermöge des richtenden Ausspruchs des animalischen Magnetismus dasteht, sich einigermaßen bewogen fühlen, an dieses räthselhafte Fluidum zu glauben. Ich war übrigens nahe daran, wirklich zu gähnen, und wenig fehlte, daß ich meinerseits angefangen hätte, die moralische und physische Zergliederung der Somnambüle zu versuchen, deren Hand ich in der meinigen hielt, und Niemand hätte mich einer Lüge zeihen können, denn es ist Nichts leichter, als mit Ueberzeugung da zu reden, wo man das Monopol des Besser- und Allein-Wissens für sich in Anspruch nehmen darf.

Aufgemuntert durch diesen schmeichelhaften Bericht über meinen eignen Zustand, bat ich inständig um noch mehr augenscheinliche Beweise für die Wahrheit dieser Theorie. Ich hatte eine Uhr mit „Hemmung" bei mir, und da ich die Gelegenheit wahrgenommen hatte, bei meinem Eintritt ins Zimmer die Uhr zu hemmen, so war ich besonders begierig darauf, ob die Somnambüle

mir die Zeit genau angeben könne, auf welche die Weiser deuteten, welches als ein ganz gewöhnliches Zeugniß für das gesteigerte Wahrnehmungsvermögen solcher Personen angegeben wurde; allein Here C — — machte dagegen Einwendungen und wünschte, daß dergleichen handgreiflichere Proben künftigen Gelegenheiten vorbehalten bleiben möchten. Kurz, während drei oder vier Sitzungen wurde mir nichts Erhebliches sonst zu Theil, als niedliche positive Behauptungen, wiederholte Ausdrücke des Erstaunens, daß mir noch der geringste Zweifel an Allem übrig bleiben könnte, was von Andern so oft und so siegreich bewahrheitet worden wäre; physische und psychische Zergliederungen, denen ähnlich, welche ich von mir selbst mit angehört hatte, und die weder bestätigt, noch widerlegt werden konnten; dazu die öfter wiederholten Erklärungen, die Zeit sei nicht mehr fern, wo ich unwürdiger Sterblicher einer der mächtigsten Magnetiseure unserer Zeit werden würde. Alles dies war hinreichend unterhaltend, trug aber äußerst wenig zu meiner Ueberzeugung bei; und endlich erhielt ich das Versprechen, daß bei meinem nächsten Besuch die Somnambüle bereit sein werde, ihre Macht auf eine Weise zu offenbaren, die gar keinen Streit mehr gestatte.

Zu der bezeichneten Sitzung kam ich mit einer ziemlichen Neugierde auf den Erfolg und mit dem festen Vorsatz, mich nicht so leichten Kaufs, als man vielleicht erwarten mochte, gefangen zu geben. Bei meinem Ein-

treten, es war, glaube ich, der vierte Besuch, gab Herr C — — mir ein versiegeltes Papier, das ich binnen mehren Wochen nicht öffnen sollte, und welches, wie er mir sagte, die Vorhersagung eines Ereignisses enthielt, das mich selbst näher angehe und binnen der Zeit bis zur Eröffnung des Briefes eintreffen werde, und der Somnambüle sei es möglich geworden, dieses vorherzusehen vermöge des Antheils, den sie an mir und den Meinigen nehme. Mit dieser versiegelten Prophezeiung mußte ich mich nun wegbegeben, um die verhängnißvolle Stunde zu erwarten.

Herr C — — hatte mir versprochen, bei der Eröffnung des versiegelten Schreibens gegenwärtig sein zu wollen, er kam aber nicht. Ich ging ehrlich mit ihm zu Werk, ich verschob die förmliche Eröffnung des Schreibens bis zum Abend des auf der Rückseite bezeichneten Tages, an welchem allein mir solches erlaubt war.

Die Somnambüle hatte prophezeihet, daß während der Zwischenzeit eines meiner Kinder ernstlich erkranken, ich es magnetisiren und das Kind dadurch wiederhergestellt werden werde. Von diesen Allem ereignete sich Nichts; in meiner Familie wurde Niemand krank, ich hatte keinen Versuch gemacht irgend Jemand zu magnetisiren, es war mir dergleichen nicht einmal im Traume eingefallen, und folglich erwies sich diese Vorhersagung als durchaus falsch.

Um gegen Herr C — — gerecht zu sein, muß ich

hinzufügen, daß, als er den Erfolg vernahm, er weit mehr erstaunt schien, als daß er in seinem Vertrauen hätte wanken können. Er fragte mich genau aus, ob nicht wirklich Jemand in meiner Familie unwohl gewesen, ob ich nicht einen geheimen Wunsch empfunden habe, eine meiner Angehörigen zu magnetisiren. Der Wahrheit gemäß konnte ich alle diese Fragstücke nur mit einfacher Verneinung beantworten. Während der ganzen Zeit hatte ich kaum mehr an diese magnetischen Proceduren gedacht. Da diese Unterredung in meinem eignen Hause statt fand, so nöthigte mich die Höflichkeit, über diese Sache mit flüchtigen Worten wegzugehen. Weil aber zufällig einige Damen an demselben Abende zugegen waren, wo uns Herr C—— besuchte, und da ich hier eine gute Gelegenheit gewahrte, sein magnetisches Wirkungsvermögen an einigen andern Personen zu erproben, die nicht in dem gewohnten magnetischen Rapport mit ihm standen, so forderte ich ihn auf, eine aus der Gesellschaft, die vielleicht sich dazu bereit finden möchte, zu magnetisiren. Er machte gar keine Einwendungen dagegen und erwählte sich eine unserer Freundinnen, eine junge Engländerin zu dem beabsichtigten Versuch. Das Frauenzimmer machte keine Einwendung, und der Doctor begann mit großem Eifer und allen Merkmalen des zuversichtlichen Vertrauens in seine Kunst. Dennoch konnte er durchaus keine Wirkung auf diese junge Dame hervorbringen; ebensowenig wollte es ihm mit einigen andern

gelingen; sie waren so unempfänglich, daß er sie nicht einmal zum Gähnen zu bringen vermochte. Herr C—— gab sonach die Sache selbst auf und empfahl sich bald nachher, und damit schloß meine persönliche Bekanntschaft mit dem thierischen Magnetismus.

Wenn Sie mich nach den Schlußfolgerungen fragen, die ich aus diesen Vorgängen ziehe, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich nicht völlig darüber im Reinen bin, in wie fern die hier handelnden Personen entweder nur sich selbst täuschten, oder vielmehr Andere täuschen wollten. Es ist schwer, die Gültigkeit der Zeugen, die zu Gunsten der wirklichen Erfolge dieser vermeintlichen Naturkraft aufgetreten sind, völlig entkräften zu wollen; und daher sieht man sich genöthigt, alle jene außer Zweifel gesetzten Thatsachen der Einwirkung einer ungewöhnlich aufgeregten Einbildungskraft zuzuschreiben. Denn Zeugnisse für und wider eine Sache sind sind nur von vergleichungsweise überzeugendem Werthe, weil verschiedene Augen dieselben Dinge in verschiedenem Lichte zu sehen pflegen.

Lassen Sie uns die Bauchrednerei als eine Parallele zu den Wundern des Magnetismus eine Weile betrachten. Bauchrednerei ist nichts mehr und nichts weniger als eine geschickte Nachahmung von verschiedenen Stimmen; und dennoch, unterstützt von der Einbildung, sind vielleicht die Meisten, die jemals etwas der Art gehört haben, vielmehr geneigt zu glauben, daß es wirklich ein solches vorgebliches Vermögen geben könne, als man gewöhnlich unter dem Worte „Bauchrednerei" versteht. Die ganze Kunst des

Bauchredners besteht darin, mit seiner Stimme genau solche Laute hervorzubringen, als eine Person, ein Thier, oder ein lebloses Ding hervorbringen würde, wenn solche sich unter denselben Umständen vernehmen ließen, die der Bauchredner eben darzustellen wünscht. Nehmen wir an, es säßen ihrer fünf oder sechs Personen um einen Tisch in einem Zimmer, das nur eine Thüre hat, und ein sogenannter Bauchredner wollte seine Gesellschafter glauben machen, es bitte Jemand draußen um Einlaß. Alles, was er in diesem Falle zu thun hat, ist, seine Stimme in der Art zu verstellen und zu dämpfen, wie sie von einem draußen Stehenden, der um Einlaß bäte, in unser Ohr klingen würde. Ein solches: „Aufgemacht, ich will hinein!" würde Jeden täuschen, der auf diesen Versuch nicht durch vorherige Mittheilung, daß solches geschehen werde, vorbereitet war, und zwar deßhalb, weil es nicht gewöhnlich ist, daß man dergleichen Laute hören läßt, wenn man neben einander sitzt, da die Worte selbst die Aufmerksamkeit auf die Thüre fesseln würden, und weil die Laute selbst dem vorgesetzten Zweck angepaßt wären. Wären zwei Thüren vorhanden, so würde diejenige Person, die zuerst das Haupt einer der beiden Thüren zuwendet, die Richtung der übrigen Anwesenden bestimmen, es müßte denn sein, daß der Bauchredner selbst durch die hervorgebrachten Laute oder durch seine eigene Bewegung die Richtung der übrigen Anwesenden bestimmte, wie solches meistens zu geschehen pflegt. Jeder Bauchredner

gibt sich ganz besondere Mühe, um die Einbildung seiner Zuhörer nach dem gewünschten Orte hin zu lenken, entweder durch das, was er selbst sagt, oder durch einen Wink oder durch irgend eine dahinzielende Gebärde. Dies ist unbezweifelt das wahre Verhältniß der Sache, welches die Bauchrednerei hinreichend erläutert; denn in der Theorie des Schalles sind wir hinreichend bewandert, um gewiß zu sein, daß die Sache sich nicht anders verhalten könne. Einer der besten Bauchredner unserer Zeit sperrte sich gar sehr gegen diese meine Erklärungsweise seines Geheimnisses, gab mir indessen Solches doch bereitwillig zu, als er fand, daß ich aus Gründen ihm darthun konnte, seine ganze Kunst bestehe in einer Fertigkeit, die Einbildungskraft der Hörer durch genaue Nachbildung von Lauten zu täuschen, wobei seine Geberden die Wirkung bisweilen unterstützten. Und gleichwohl war ich einmal selbst dabei, als es diesem Manne buchstäblich gelang, eine ganze Familie zu den Thüren in stürmender Eile hinauszutreiben, was eine bloße Wirkung seiner täuschenden Nachahmung von Lauten war. Bei dieser Gelegenheit war die Täuschung so vollkommen, daß die guten Leute in dem Hause glaubten, die angstvollen Laute, die blos von dem Bauchredner ausgingen, müßten wirklich von einer, von der Stelle, wo sie standen, weit entfernten Gegend herkommen, und noch dazu von einer derjenigen, wo er zu ihnen sprach, gerade entgegengesetzten Seite, obschon sie sich oben auf einem Treppenabsatz befanden,

während er unten stand. Während der ganzen Zeit schienen mir die Laute durchaus von der Gegend herzukommen, woher sie nach den Gesetzen des Schalles, ausgenommen in Fällen des Zurückprallens, oder bei eingebildeter Versetzung des schallenden Gegenstandes, nothwendig herkommen mußten; in andern Worten, nirgends sonst woher, als von dem Munde des Bauchredners. Wenn daher die Einbildung vorzüglich in zahlreichen Versammlungen so viel vermag, wo sich Menschen von allen Abstufungen von Leichtgläubigkeit, Einsicht und Geistesstärke beisammen finden, und wo Alle, wenigstens zum Theil, auf Täuschung sich gefaßt machen, wie viel größere Macht muß die Einbildung auf Gemüther ausüben, die ihren Einwirkungen vorzüglich hingegeben sind, und noch dazu, wenn dasjenige, was ihr Staunen anregt, die einnehmende Form des Geheimnißvollen und Wunderbaren annimmt!

In dem Falle mit der Patientin des Herrn Cloquet haben wir die Wahl: entweder das Zeugniß anzufechten; oder anzunehmen, es sei ihr ein Schlaftrunk gereicht worden; oder Alles auf Rechnung der Einbildung zu schreiben; oder aber die Wahrheit der Lehre vom animalischen Magnetismus einzuräumen. Der unbescholtene Charakter des Herrn Cloquet, und die durchaus zwecklose Thorheit, dergleichen vorsätzlich zu erfinden, nöthigen uns, das Erstere zu verwerfen; das Zweite ist schwer zu glauben, denn die Kranke hatte gar nicht das Ansehen, als ob sie

einen Schlaftrunk bekommen habe, und die Kenntniß eines so geheimen schmerzstillenden Mittels müßte dem Besitzer desselben wenigstens eben so unschätzbar sein, als dem Magnetiseur seine vermeintliche Geschicklichkeit werth ist. Die Lehre vom animalischen Magnetismus können wir nicht für wahr gelten lassen, weil sie aller Gleichförmigkeit und Bestimmtheit der Erfolge ihrer Experimente entbehrt; und so meine ich, bleibt uns nur noch das Eine übrig, nämlich die Macht der Einbildung. Ehe wir uns dieses Hülfsmittels zur Erklärung des Wunderbaren, das uns erzählt wird, bedienen, müssen wir zuvor ein ziemlich weites Feld aller der mancherlei Uebertreibungen, Ausschmückungen und ganz verschiedenen Auffassungsweisen desselben Dinges von verschiedenen Menschen offen behalten. Mein junger Freund aus Amerika, der an den animalischen Magnetismus wirklich glaubte, betrachtete mehrere der von mir erwähnten Thatsachen mit weit günstigeren Blicken, als ich, wiewohl er endlich eingestehen mußte, daß es dem Herrn C—— mit ihm weit besser geglückt sei — als mir mit Ihrem D. w. Dr.

Drei und zwanzigster Brief.

Vorbereitungen zur Abreise. — Mein Consulat. — Abreise von Paris. — Die Picardie. — Cressy. — Montreuil. — Das Thor von Calais. — Der Haven von Calais. — Zaubersprüche.

An Herrn R. Cooper in Cooperstown.

Wir kamen im Juli 1826 in Frankreich an, und nachdem wir uns in Paris und in der Nähe dieser Hauptstadt bis im Februar 1828 aufgehalten hatten, so hielt ich dafür, es sei Zeit, endlich die Scene zu ändern. Paris ist in vieler Hinsicht als der Mittelpunkt von Europa zu betrachten, und ein Aufenthalt in dieser Stadt kann daher als die beste Vorschule für einen Amerikaner angesehen werden, um sich auf den Besuch der übrigen Länder dieses Welttheils vorzubereiten. Der Zustand allgemeiner und sittlicher Bildung, der gewandte und gefällige Ton in dieser Hauptstadt glättet die Rauhigkeiten unserer dörfischen Gewöhnungen, mildert die Alles anstaunende Neugier, entfernt unnütze Vorurtheile und macht das Gemüth für neue Eindrücke empfänglicher, schärft das Unterscheidungsvermögen und fördert den guten Geschmack. Ich möchte allen unsern Reisenden den Rath

geben, Paris zu ihrer ersten Reisestation zu machen, und alsdann erst den nördlichen Theil von Europa zu besuchen, ehe sie die Pyrenäen überschreiten. Sehr viele Leute eilen nach dem Süden, um das Beßte gleich vornweg zu nehmen; aber es geht damit, wie mit unsern sonstigen Genüssen, eine zu eifrige Verfolgung zerstört ihren Zweck, den Genuß selbst, größentheils.

Wir hatten beschlossen nach London zu reisen, wo die „Season" oder der Winter nahe bevorstand. Die nöthigen Reisevorbereitungen wurden gemacht; wir schickten unsre Karten mit dem: p. p. c. umher, und bestellten und erhielten unsere Päſſe. Noch an demselben Tage, als wir im Begriff waren, Paris zu verlassen, schrieb mir ein amerikanischer Freund einige Zeilen: ein junges Frauenzimmer, mit ihm verwandt, wünsche nach London zu reisen und bitte um einen Platz in meinem Wagen. Es ist, meine ich, ein eigenthümlicher und achtungswürdiger Zug unseres Nationalcharakters, daß wir uns selten besinnen, Gefälligkeiten dieser Art zu verlangen und zu erweisen. Sobald ein Frauenzimmer etwas wünscht, so gibt unser Geschlecht nach, und gewöhnlich, ohne darüber verdrießlich zu werden. Wenigstens war dieses so bei unserm W — —; er überließ sogleich seinen Platz im Wagen der Miß — — und nahm statt dessen in dem „coupé" der Diligence einen Platz ein. Die Zeit drängte, und es war schon so spät am Tage, daß keine Zeit mehr übrig war, ihm einen besonderen Paß zu verschaffen,

und da er bereits in meinem Paß mit einbegriffen war, so war ich genöthigt, es zu wagen, ihn ohne Paß über die Grenze zu bringen. Ich war glücklicher Weise damals Consul — blos ein titularer — was die Geschäfte betrifft, aber in Wahrheit war ich eben sowohl Consul, als ob ich immerwährend mein Consulat verwaltet hätte.*) Das einzige amtliche Papier, was ich außer dem Ernennungs- und Ausfertigungspatent besaß, war ein Brief vom Präfecten des Rhone-Departements, der den Empfang meines Beglaubigungsschreibens bestätigte. Da dieses ein wirkliches französisches Document war, so gab ich W — — diesen Brief, um meine Identität zu beweisen. Dazu

*) Da man so leicht geneigt ist, über amerikanische Angelegenheiten zu spötteln, so wird es nöthig, auf den Fall, daß dieses Buch in europäische Hände geriethe, eine Erklärung hier beizufügen. Das Amt eines Consuls wurde dem Verfasser blos deßhalb gegeben, damit er nicht in den Verdacht komme, als gehe er in ein feindliches Land, während er sich außer seinem Vaterlande befand. Dieses Amt gab ihm weder Ehre noch Vortheil, weil keine Besoldung damit verbunden war, und in keinem Falle nicht einmal Sporteln abfielen, um im Amtslokal und einen Schreiber halten zu können. Der Verfasser war vielleicht dem angeborenen Charakter seines Vaterlandes zu treu geblieben, als daß ihn seine Regierung ein solches Amt mit den damit verbundenen Ehren und Emolumenten hätte übertragen können; und es ist gewiß, daß er sich weder um das Eine noch um das Andere beworben hat. Es gibt Vergünstigungen, die in Amerika meist für solche aufgehoben werden, die am meisten den feindlichen Interessen dienen. Aber es kommt ein Tag der Ausgleichung.

fügte ich eine kurze Erklärung meinerseits, mit der Angabe, warum derselbe keinen Paß habe, worin ich die Behörden ersuchte, ihm für diesen Nothfall zu erlauben, bis an die Grenze zu reisen, woselbst ich zeitig genug eintreffen würde, um mich für denselben gehörig verwenden zu können. Diese Erklärung unterschrieb ich als Consul, und bedeutete W——, daß, wenn man ihn um seinen Paß befragen sollte, er dieses Papier vorzeigen möchte; und im Fall die Gensd'armen meine Unterschrift nicht gelten lassen wollten, so möchte er den Brief des Präfekten vorzeigen, um dadurch darzuthun, wer ich sei. Dies Auskunftsmittel war plump genug, aber es war das beste, was ich im Augenblicke wählen konnte.

Nachdem diese Einrichtung getroffen war, setzten wir uns in unseren Wagen und nahmen Abschied von Paris. Ehe wir aber die Stadt verließen, fuhr ich noch einmal herum durch die Rüe d'Anjou, um vom General Lafayette Abschied zu nehmen. Dieser hochverdiente Mann war seit einigen Wochen ernstlich krank geworden, und ich zweifelte damals sehr, daß ich ihn jemals wiedersehen würde. Doch er hatte selbst nicht die geringste Besorgniß gegen uns geäußert, daß sein Unwohlsein eine gefährliche Wendung nehmen könne; er sprach von seiner baldigen Wiederherstellung, als von einer Sache, die sich von selbst verstehe, und traf Verabredungen mit mir für

den nächsten Sommer. Ich sagte ihm Lebewohl mit der kummervollen Aussicht, ihn nie wieder zu sehen.

Wir fuhren zum Thore von Paris in der Düsterheit eines winterlichen Abends hinaus. Denn ich muß Ihnen bemerken, daß man gewöhnlich Paris wie London mit Einbruch der Nacht verläßt. Ich weiß nicht, ob dies eine Laune des Zufalls, oder ob es eine Gewohnheit ist, die aus dem Wunsche entspringt, den Tag noch in der Stadt zuzubringen und dann die Eintönigkeit der oft schon befahrenen Landstraßen durch ein Schläfchen zu überwinden; es ist aber so. Wir machten diese Mode nicht deßhalb mit, weil sie Mode ist, sondern vielmehr, weil die Tage im Februar in höhern Breitegraden so kurz sind, daß wir nicht früher fertig werden konnten.

Von den ersten vierzig (englischen) Meilen unserer Reise weiß ich Ihnen wenig Unterhaltendes mitzutheilen. Es regnete gerade, und die Wege waren wie gewöhnlich ganz schlüpfrig vom durchweichten Boden und hatten tiefe unwegsame Stellen in Ueberfluß. Das alte Pflaster nimmt endlich immer mehr ab, und etwa sechs Stationen von Paris fuhren wir auf erdigem Boden. Hierin liegt ein Triumph der neuern Civilisation; denn wie sehr man auch jemals die Trefflichkeit römischer Landstraßen und das Großartige römischer Bauten gerühmt und besungen haben mag, so giebt es doch für Reisende und Wagenrä-

der keine grausamere Erfindung, als dergleichen gepflasterte Landstraßen.

Ein wahrer Pariser Wintertag ist das Traurigste, was man sich von schlimmer Witterung vorstellen kann. Geht man zu Fuße, so ist kein Leder wasserdicht genug, um dem Eindringen der Feuchtigkeit in den Körper zu wehren; reitet oder fährt man, so sieht man nichts als Schmutz, den eigentlichen „Schmeer von Paris“ (gras de Paris). Wir genossen diese Annehmlichkeiten hinreichend bis gegen neun Uhr Nachts, und da hatten wir endlich genug davon gesehen; und in Beauvais, statt zu rufen: à la poste, befahlen wir dem Kutscher, in ein Gasthaus einzukehren. Ein warmes Nachtessen gab uns allen wieder neuen Muth.

Indem Shakspeare seinen Falstaff sagen läßt: „Sollte ich mir es nicht bequem machen in meinem Wirthshause?“ hat er wohl nichts mehr, als die schläfrige Unbekümmertheit eines Genußmenschen gemeiner Art bezeichnen wollen; doch fallen mir diese Worte mit besonderem Behagen fast jedesmal ein, wenn ich, meiner Stiefeln entledigt und mit befriedigender Eßlust, vor einem erquickenden Feuerchen sitzen kann, nach einem ermüdendem frostigen Tag. Wenn Jemand daran zweifelt, ob die Vorsehung nicht gütig gegen uns gehandelt hat, daß sie unsere Freuden mehr von dem Unterschiede zwischen dem An-

genehmen und Unangenehmen, als vom unbedingt Angenehmen abhängig macht, so darf er nur den Versuch machen, wie wohlthuend es ist, nach einem düstern, naßkalten, schaurigen Reisetage spät Abends in einem Wirthshause es sich bequem zu machen, wo Alles weit weniger behaglicher ist, als im eigenen Hause, und dann wird diese Wahrheit ihm völlig einleuchten. Den süßesten Schlaf, den ich jemals geschlafen, schlief ich auf einem Schiffsdeck, während der Mittelwacht, zugedeckt mit einer durchnäßten Schiffsjacke und einem Armvoll Taue unter meinem Kopfe, statt eines Kissens.

Unsere nächste Tagesarbeit brachte uns nach Abbeville in der Picardie. Hier setzte man uns eine vortreffliche Schüssel Wildprett vor; dabei war das Zimmer schauerlich kalt. Die Betten waren, wie gewöhnlich, ganz vortrefflich. Die Gegend ist in diesem Theil von Frankreich durchaus eben und eintönig; weite Strecken von Getreidefeldern, die jetzt ein bräunliches ödes Ansehen hatten, hier und da ein Gehölz, und die einander überall ähnelnden Dörfer von schmutzigen steinernen Hütten. Doch kamen wir an einzelnen Dörfchen vorüber, die ein ausgezeichneteres ländliches malerisches Ansehen hatten, und worin die Wohnungen sämmtlich Erdhütten schienen und mit Stroh gedeckt waren. Da sie fast alle unregelmäßig gestaltet waren, und die Straße in anmuthiger Krümmung hindurch führte, so hätten sie uns nicht übel

gefallen, wenn nur einige nothdürftige Zeichen von Geschmack sich bemerklich gemacht hätten, um uns für den Anblick ihres armseligen Aeußern zu entschädigen. Doch die französischen Bauern in dieser Gegend scheinen an wenig Anderes denken zu können, als an ihre unentbehrlichsten Bedürfnisse. Nur sahen wir gelegentlich einen ehrwürdigen alten Weinstock sich um die Hausthüre ranken, um uns mit einem Schimmer heimischen Behagens zu täuschen.

Auch fuhren wir durch oder neben das Schlachtfeld von Cressy. Mit Hülfe der uns aufbehaltenen Beschreibungen meinten wir die Stellungen der beiden Heere uns vorstellen zu können; aber es war nicht viel mehr als oberflächliche Voraussetzung. Da war ein Wiesenboden, eine ausgedehnte Ebene, für Reiterei ganz geeignet, und auch ein kleines Gehölz. Der Fluß ist nicht viel mehr als ein Wiesenbach und konnte wenig zum Schutze einer kriegerischen Stellung dienen, auch keiner Art von Truppen erheblichen Widerstand bei'm Uebergang entgegensetzen. Kein Dorf war zu sehn, und vielleicht waren wir kaum eine Meile Weges vom eigentlichen Schlachtfelde entfernt. So schien es mir, und Niemand weiß mehr, wo das Treffen vorfiel.

Es ist nichts Außerordentliches, daß die genaue Oertlichkeit großer Begebenheiten bisweilen in Vergessenheit

geräth; nur wo die Geschichte eines Landes noch so jung und reich an Ereignissen ist, wie die unsrige, da kann ein solches Vergessen uns in Verwunderung setzen. Als ich mich kürzlich mit einem Gliede der Familie Stanley unterhielt, fragte ich ihn, ob Latham-House, das in den bürgerlichen Kriegen so bekannt geworden war, noch immer im Besitz seiner ehemaligen Eigenthümer sei. Da hörte ich denn, dieses Haus stehe nicht mehr, und man habe noch kürzlich die Lage desselben fast nicht mehr ausmitteln können, bis man endlich eine Oeffnung in einem Felsen auffand, in welcher mehre Schüsse während der Belagerung eingedrungen waren, und dieses Loch war, wie man sich noch erinnerte, sonst in dem Hofe gewesen. Dagegen ist es kein Wunder, wenn Zweifel bestehen, ob es jemals einen Homer oder ein Troja gegeben hat.

Wir haben das Wort „Cressy" anglisirt, welches die Franzosen „Crécy" aussprechen, oder, um es nach der Schreibweise in der Picardie zu bezeichnen, eigentlich „Créci" heißt. Die meisten Namen mit dieser Endigung sollen aus dieser Provinz herrühren. Viele davon sind in's Englische übergegangen und sind später anders geschrieben worden, wie: Tracy oder Tracey, de Courcy oder de Courcey; Montmorency und Lacy oder Lacey. Diese hießen sonst: Traci, Courci, Montmorenci und Laci.*) Die Franzosen reden von der Schmach ihrer

*) Der berühmte Sir William Draper war einst bei einer Untersuchung über die Abstammung adeliger Geschlechter

ehemaligen Niederlagen mit der listigen Ausflucht, die englischen Heere seien alle, meistens normannische Söldner gewesen, und der ritterliche Adel, der jene Großthaten vollbrachte, stamme durchaus aus normannischem Blute. Letzteres hat größere Wahrscheinlichkeit, als das erstere.

Je mehr wir uns der Meeresküste näherten, desto abwechselnder wurde die Gegend. Montreuil und Samur sind beide befestigte Orte, und der eine auf einer jähabstürzenden, felsigen Anhöhe gelegen, hat ein malerisches, anmuthiges Ansehen. Doch hier hielten wir uns mit Betrachtungen einzelner Gegenstände gar nicht auf; wir eilten vorwärts, so schnell drei Pferde uns ziehen konnten, um bald das Ziel unserer Reise zu erreichen. Einige Lieues von Boulogne begegneten uns ein halbes Dutzend Reiter aus den verschiedenen Gasthäusern, von denen jeder uns um die Gewogenheit bat, seinen Herrn mit unserer Kundschaft zu beehren. Diese Leute

---

zugegen, wobei von den Namensveränderungen die Rede war. „Mein Name ist für das, was ich sagen wollte, ein triftiger Beweis" fuhr er in seiner Rede fort, indem er eine Unterhaltung zu beendigen beabsichtigte, die nur zu sehr den adeligen Hochmuth kennzeichnete: „denn meine Familie stammt in gerader Linie von König Pipin!" — „Beweise, Sir William?" — „Diese liegen augenscheinlich in den Namensveränderungen; wie Sie selbst sich überzeugen werden: Pipin, Pipkin, Napkin, Diaper, Draper." (Pipin, Töpfchen, Tellertuch, Trockentuch, Tuchhändler.)

erinnerten mich an die Waizenhändler am Hügel bei Albany, obschon sie eben so viel schreiender und eifriger zu Werke gingen, wie überhaupt ein lärmender und fluchender Franzose weit belästigender ist, als ein schlauer, ruhiger, berechnender Yankee. Wir hielten in Boulogne uns gar nicht auf, um zu prüfen, wie wahr oder unwahr die lebhaften Schilderungen dieser Leute sich bewähren würden; sondern, nachdem wir an der Post unsere Pferde gewechselt, fuhren wir weiter. Die Stadt schien angefüllt mit Engländern, und wir schauten uns einigermaßen neugierig um in einem Ort, der durch die berüchtigte Landungsdemonstration Napoleons so berühmt geworden ist. Nicht weit von der Stadt erblickt man ein hohes Denkmal, um an eine seiner kriegerischen Schaustücke zu erinnern. Der Haven ist klein und enge, wie die meisten Häven an beiden Küsten des Kanals.

Regen, Frösteln und Dunkelheit begleitete uns nach den nächsten drei bis vier folgenden Stationen. Das Land wurde immer einförmiger, bis wir, nachdem wir eine ungeheure Ebene feuchten Wiesenlandes durchkreuzt hatten, endlich in die Thore von Calais einfuhren. Ich kenne keinen Orte, der Ihnen eine deutlichere Vorstellung von diesem berühmten Haven geben könnte, als Powles-Hook. Doch müssen Sie sich dabei weit größere Dimensionen denken; denn Calais ist einigermaßen eine ansehnliche Stadt, und die Lage derselben, die niedrige Umge-

bung ist von weit beträchtlicher Ausdehnung, als der Ort, mit welchem ich ihn vergleiche.

Wir kehrten in das Wirthshaus ein, welches Sterne unsterblich gemacht hat, oder wenigstens eins, das den selben Namen führt, und fanden englische Bequemlichkeit und Labung mit französischer Kochkunst und Zierlichkeit beisammen. Im Ganzen weiß ich nicht, warum ich nicht eben sowohl hätte hinzufügen können: französische Bequemlichkeit und Labung; denn die französischen Einrichtungen übertreffen in mehrer Rücksicht ihre Inselnachbarn auch in dieser Annehmlichkeit des Lebens. Es will Etwas sagen, daß man eine Serviette bekommt, auch wenn man nur eine Semmel genießt; daß man sich ganz und gar im Spiegel betrachten kann, ohne seine Gestalt verstümmelt zu sehen, oder gar in ein Zerrbild verkehrt; daß man guten Kaffee bekommt und vortreffliche Cotelettes; daß man dieselbe Wäsche einen Tag lang tragen kann, ohne sie besudelt zu sehen. In der Bibel heißt es: Er labet mich mit Blumen und mit Aepfeln — ich weiß es nicht mehr auswendig; aber wenn irgend ein solcher Ausspruch Auctorität hat, so möchte ich doch auch wohl ein Cotelette ebenfalls unter das Verzeichniß der Labungen mit aufführen.

Calais erschien als ein freundlicher Ort; er hatte ein mittleres Ansehen, daß theils englisch, theils französisch genannt werden könnte. Die Lage ist ziemlich fest, doch

nahm die gerühmte Stärke der Befestigungen eben nicht sehr meine Aufmerksamkeit in Anspruch. England hat keinen Grund, nach dem Besitze dieses Havens zu trachten; jetzt sind Eroberungen auf dem Festlande weder vortheilhaft noch ausführbar. In militärischer Beziehung ist der Haven nicht viel werth; er kann höchstens einigen Kaperschiffen Schutz gewähren. Der Gebrauch der Dampfschiffe kann indessen ihm in einem künftigen Kriege etwas mehr Wichtigkeit geben, als dieser Haven seit mehren Jahrhunderten gehabt hat.

W — — war glücklich angekommen. In einer Grenzstadt hatte man ihn nach seinem Paß gefragt, und in der Angst zog er den Brief des Präfecten des Rhonedepartements hervor, statt nach meiner wohl ausgesonnenen Vorschrift zu verfahren. Dieser Brief begann mit den Worten: „Monsieur le Consul“ in großen Buchstaben, und diese Worte nahmen, der französischen Etiquette gemäß, fast die ganze erste Seite ein. Der Gensdarm, ein „alter Schnurrbart“ hob seine Laterne empor, um den Brief zu lesen, und als er diesen ominösen Titel ersah, da schien Napoleon und Marengo und alle Glorie des Consulats in seiner Einbildung plötzlich aufzutauchen. Er las nichts weiter, als diese drei Worte, die er mit lauter Stimme aussprach; dann faltete er den Brief wieder zusammen und gab ihn mit einer tiefen Verbeugung wieder zurück, ohne irgend eine Frage weiter vorzubringen. Als die Diligence weiter fuhr, hörte W — —

noch, daß er sagte: „Wie es den Anschein hat, so haben sie einen hochwichtigen Mann bei sich, Herr Conducteur.“ Das war das Ende unserer Besorgnisse wegen der Pässe und Gensdarmen!

Wir begaben uns zur Ruhe mit dem Vorsatz, am andern Morgen uns nach England einzuschiffen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des zweiten Theils.

Seite.

Elfter Brief. Vorschriften des geselligen Verkehrs. — Amerikaner in Europa. — Amerikaner und Engländer. — Besuche in Amerika. — Etiquette bei Besuchen. — Vorstellungen bei fremden Höfen. — Königliche Audienzen. — Amerikanischer Stolz. — Der Gehalt des Präsidenten. — Amerikanische Diplomaten. 6

Zwölfter Brief. Sir Walter Scott in Paris. — Unterredung mit demselben. — Verlagsrecht in Amerika. — Miß Scott. — Französische Complimente. — Sir Walter Scott's Person und Benehmen. — Seine Unbekanntschaft mit Amerika. — Französischer Handel. — Französische Uebersetzungen. — Amerikanische Ueppigkeit. 32

Dreizehnter Brief. Französische Manufakturen. — Porcellan von Sevres. — Gobelin-Teppichmacherei. — Papiertapeten. — Die Seifensiederei. — Französische Fußteppiche. — Amerikanische Fußteppiche. — Uebertragung alter Malereien von Holz

Seite.

auf Leinwand. — Die Krönungskutsche. — Die Künste in Frankreich. — Die Künste in Amerika. — Amerikanisches Vorurtheil. 64

Vierzehnter Brief. Falsche Ansichten. — Sitten des Festlandes. — Das Volk von Paris. — Die Pariser Frauen. — Französische Schönheit. — Die Männer in Frankreich. — Die französischen Soldaten. 93

Fünfzehnter Brief. Verschlimmerung festgesetzter Einrichtungen. — Die französische Akademie. — Laplace. — Astronomie. — Pariser Schaubühnen. — Unmoralische Schauspiele. — Erkünstelte Empfindungen. — Das französische Trauerspiel. — Literarischer Unfug. — Die amerikanische Presse. — Amerikanische Zeitungen. — Französische Journale. — Umtriebe der Verleger. — Madame Malibran . 107

Sechzehnter Brief. Umgegend von Paris. — Dorf Saint Ouen. — Unsere Wohnung. — Leben auf dem Flusse. — Pariser Spießbürger. — Niedliche Grisette. — Fahrt auf der Seine. — Ein rascher Abenteurer. — Dorf-Fest. — Montmorency. — Ansicht unweit Paris. 145

Siebenzehnter Brief. Ländliche Lustfahrten. — Französischer Bauernstand. — Ansicht von Montmartre. — Die Boulevards. — Die Abbatoirs. —

Seite.
Suchen einer Wohnung. — Ein einfaches Frühstück. — Königliche Aufzüge und Prachtliebe. — Französische Fuhrwerke und Pferde. — Arten von Fuhrwerken. — Trunksucht. — Französische Kriminaljustiz. — Merkwürdige Polizeifälle. . . . 164

Achtzehnter Brief. Persönlicher Umgang. — Parisische Geselligkeit und Gastfreundschaft — Einfluß des Geldes. — Miethkutschen. — Herr von Lameth. — Höflichkeitseifer. — Muster von Zartgefühl. — Französtsche Gastereien. — Gebräuche bei Besuchen. — Der Kanzler von Frankreich. — Der Marquis von Marbois. — Politische Coterieen. — Wohnungen in Paris. — Französische Gesellschaft. — Englische Gesellschaft. — Prachtvoller Ball. — Wirkungen feinen Betragens. — Charakteristische Züge. Einfluß des Hofes. 195

Neunzehnter Brief. Der Garten der Tuilerien. — Das Parlament von Frankreich. — Parlamentärische Redner. — Die Tribune. — Die Königliche Initiative. — Die Charte. — Unlautere Regierungsmaßregeln. — Ministerielle Verantwortlichkeit. — Die Wahlen in Frankreich. — Die Doctrinären. — Meinungsverschiedenheiten. — Controversen. 242

Zwanzigster Brief. Ausflug mit Lafayette. —

Seite.

Vincennes. — Der „Donjon." — La Grange. — Die Thürme. — Das Innere des Hauses. — Die Wohnung des Generals. — Das Cabinet. — Lafayette's Titel. — Das Patronat. — Die Ruinen von Viviers. — Römische Ruinen. — Amerikanische Neugierde. — Tisch in la Grange. — Betrügereien. 266

Ein und zwanzigster Brief. Unsichere Lage der Bourbons. — Mißtrauen gegen die Amerikaner. — Literarischer Besuch. — Die Tempelherrn. — Geschenke und Einladungen. — Ein Spion. — Amerikanische Tugend. — Mangel an Selbstständigkeit. — Gesellige Freiheit in Amerika. — Französische Manier. — Nationalunterscheidungen. — Eine lebhafte Reaction. 292

Zwei und zwanzigster Brief. Thierischer Magnetismus. — Die Somnambulen. — Magnetisirte Kranke. — Meine eigne Untersuchung. — Eine Vorhersagung. — Bauchrednerei. — Macht der Einbildung. 320

Drei und zwanzigster Brief. Vorbereitungen zur Abreise. — Mein Consulat. — Abreise von Paris. — Die Picardie. — Cressy. — Montreuil. — Das Thor von Calais. — Der Haven von Calais. — Zaubersprüche. 345

Bayerische

In demselben Verlage sind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erschienen

und um beigesetzte Preise durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Adrian, Dr., neuestes Gemälde von London und seinen Umgebungen. Handbuch für Reisende nach London. Mit einem Wegweiser von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, sodann von London über Harwich nach Hamburg, über Ostende nach Brüssel und über Dower und Calais, Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben ist: Eine Reisekarte, der Plan und das Panorama von London, sowie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui geb. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30 kr.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfern. Rthlr. 3. 12 gr. fl. 6.

— — Skizzen aus England. Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. fl. 6.

— — Reise-Scenen aus Amerika. 1r Theil Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Die Hallische, Jenaische und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Conversationsblatt, die Blätter für literarische Unterhaltung, Hesperus u. A. haben sich über diese Werke auf das Vortheilhafteste ausgesprochen. Das ausgezeichnete Darsteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfassers, der reizende Wechsel der Gegenstände, das Interesse, das den Leser vom Anfang bis zum Ende fesselt.

und der elegante Styl sowie die Wahl der Gegenstände, die treue, stets aus dem Leben gegriffene Darstellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfasser einführt, in welchem er uns heimisch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er so treffend schildert, — alles das sind Vorzüge, welche die eben so unterhaltenden, als lehrreichen **Bilder und Skizzen aus England** auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreisen einen so großen Beifall gewonnen haben.

***Beauties,* of Shakspeare. Musterstücke aus Shakspeare's Dramen. Englisch und deutsch. 2 Bände. 12. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.**

Bechstein, Ludwig, Luther. Ein Gedicht. 8. Geb. 21 gr. fl. 1. 30 kr.

— — der Fürstentag. Historisch-romantisches Zeitbild aus dem sechszehnten Jahrhundert. 2 Bände 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

— — Gedichte. gr. 8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Ludwig Bechstein wurde bei seinem ersten Auftreten in der literarischen Welt vom deutschen Publikum als einer der liebenswürdigsten jüngeren Dichter begrüßt; man fand in seinem Todtentanz, in seinem Faust, in seinem Luther Adel der Gesinnung mit Wohllaut des Ausdrucks, Wahrheit der Empfindung mit lieblicher Natürlichkeit der Darstellung gepaart, und erkannte als Charakteristisches des Dichters einen frischen Schmelz des Frühlings, der alle seine Dichtungen wie eine zarte Lasur überhaucht. Alle diese Vorzüge, welche seine größeren Dichtungen auszeichnen, finden sich in weit höherem Grade in seinen kleineren Gedichten, welche hier zum erstenmal gesammelt erscheinen, ja es läßt sich vielleicht sogar behaupten, daß in dem einfachen herzlichen Liede, in der heimischen Sage die Eigenthümlichkeit unseres Dichters sich in den lebhaftesten Farben zeigt. Die zahlreichen Freunde Bechsteins werden durch diese sorgfältig ausgewählte Sammlung seiner Dichtungen gewiß vermehrt werden.

Biedenfeld, Freiherr von, Novellen und bunte Blätter. 2 Theile. 8. Rthlr. 2. 18 gr. fl. 4. 30 kr.

Belani, H. E. R., Romantische Erzählungen aus Portugal's Geschichte. 8. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — der Premierminister. Geschichtliches Volks- und Sittengemälde. 4 Theile. 8. Rthlr. 4. 18 gr. fl. 8. 24 kr.

Belani, H. E. R., der Geächtete. Geschichtlicher Roman aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. 3 Theile. 8. Rthlr. 4. fl. 7.

— — der Heimathlose. Roman in Zeitbildern. 3 Theile. Rthlr. 4. fl. 7.

Belani ist schon in seinem „Heimathlosen" und seinem „Premierminister," in denen er merkwürdige Zeitabschnitte durch lebendige Vorführung großer handelnder Charaktere, welche die Seele ihrer Zeit waren, schilderte, in die Reihe der deutschen historischen Romanschriftsteller ehrenvoll eingetreten. Er verfolgt diese Bahn mit Ernst auch in dem „Geächteten," der ein charakteristisches Zeitbild vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts vorführt. Die herrlichen Gestalten, Georg von Frundsberg, der „Vater der frommen Landsknechte," und Karl von Bourbon, von Franz I. und dem Pabst geächtet, im Dienst des deutschen Kaisers, sind der Mittelpunkt, um den sich die andern Figuren in mannigfaltigen Gestaltungen herumgruppiren. Bald befinden wir uns mitten in Kampf und Sieg, vor Rom und Pavia, bald im Lager, bald im häuslichen Stillleben. Aber überall wird man gefesselt durch die lebendigste treuste Schilderung jener ritterlichen abentheuerlichen Zeiten.

Byron, Lord, sämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildnisse des Verfassers, einem Facsimile seiner Handschrift und einer Ansicht von Newstead-Abtey. 12 Bände mit 26 Stahlstichen. Auf geglättetem Velinpapier in engl. Cartonband mit Goldtitel Rthlr. 12. fl. 21. Auf weißem Druckpapier in Congreve-Umschlag Rthlr. 9. fl. 15. 45 kr.

Diese Ausgabe ist vollständiger, als irgend eine bis jetzt in englischer Sprache erschienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geschmack von einem Vereine rühmlichst bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rücksicht konnte das Auslassen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieselbe um 15 Octavbogen stärker wurde, wird dennoch vorerst der äußerst billige Subscriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichsten kritischen Blätter haben sich über diese Ausgabe auf das Vortheilhafteste ausgesprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Hallischen Lit. Zeitung |1832. 195| beginnt:

„Wir sehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Universalität des Geistes unserer Sprache einen ihrer glänzendsten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzose oder der Italiener die kühne Kraft des englischen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung seines Gesanges, die Tiefe zerreißender und versöhnender

Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tausend bedeutungsvollen Nüancen, welche Byron gleichsam tändelnd, aber nie ohne Absicht und Bewußtseyn, hinwirft?"

Büchner, Georg, Danton's Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckenszeit. 18 gr. fl. 1. 12 kr.

Cooper's sämmtliche Werke. 99 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 18. 8 gr. fl. 28. 36 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 12. 2 gr. fl. 19. 24 kr.

Dieselben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Wassernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern. — Die Monikins. — Ausflüge in die Schweiz. — Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch in die Schweiz.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — das Kunsthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — das Opfer von Ostrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Tage der Vorzeit. Dramatisches Gedicht in vier Darstellungen, aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaisersitz. 3. Die Wahlstadt. 4. Gustav Adolphs Abschied von Frankfurt. Cartonirt. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 15 kr.

Döring, Georg, Roland von Bremen, Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — dramatische Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — Novellen. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6. fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpapier. Rthlr. 5. fl. 9.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. 40 kr.

— — die Geiselfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Bände. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Phantasiegemälde. 5 Jahrgänge 1829 bis 1831 und 1833. Jeder Jahrgang mit einem Titelkupfer von **Fleischmann**. Geb. à 16 gr. fl. 1. 12 kr.

Diese Dichtuugen des berühmten Herrn Verfassers haben sich des außerordentlichsten Beifalls nicht allein von Deutschland, sondern auch theilweise von England und Frankreich, wohin sie talentvolle Uebersetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritische Blätter den deutschen **Cooper**; denn wie er gleich diesem genialen Schriftsteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine scharfe Charakterisirung in allen Individuen aufstellt, so gelingen ihm auch ebenso die Schilderungen von Naturscenen, die Darstellungen reizender und romantischer Lokalitäten, mit allen dichterischen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunstwerke zu erheben. Daß die reinste Moralität in allen seinen Dichtungen vorherrsche, und sie deshalb ohne Anstand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, ist allgemein anerkannt.

Duller, Eduard, Phantasiegemälde für 1836. Mit einem englischen Stahlstiche. 8. Elegant gebunden. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — Phantasiegemälde für 1835. Mit einem Kupfer von **Fleischmann**. 8. Elegant gebunden. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — die Feuertaufe Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

Duller, Eduard, Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. 8. Geh. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 20 kr.

— — Erzählungen und Phantasiestücke. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

— — Kronen und Ketten. Ein historischer Roman. 3 Theile. 8. Rthlr. 4. 21 gr. fl. 8. 24 kr.

Der geistreiche Verfasser zeigt in diesen seinen neuesten Werken den freundlichen Lesern eine Fülle der buntesten Aus= und Ansichten. Ein frischer Hauch des Lebens und der Phantasie beseelt seine Erzählungen und Phantasiestücke. Der Leser findet darin bald ein freundlich gemüthliches Genrebild, bald ein Nachtstück à la Höllenbreughel. Der reiche Stoff und die gelungene Behandlung berechtigen uns, diese äußerst interessanten Schriften allen Freunden einer geistreichen Unterhaltungslektüre zu empfehlen.

Duller, Eduard, Loyola. Drei Bände. 8. Geheftet. Rthlr. 4. 21 gr. fl. 8. 24 kr.

Es ist der Stifter des Jesuitenordens, der heiliggesprochene Ignazius von Loyola, welchen Duller mit größter Kühnheit und Meisterschaft in diesem seinem neuesten historischen Romane schildert; letzterer bietet zugleich ein anschauliches Gemälde des weltbeherrschenden Ordens selbst, der heutzutage wieder ebenso geschäftig ist als vor dreihundert Jahren. Schon haben sich eine Menge der geachtetsten deutschen Zeitschriften auf eine Art über dieses neue Geistesprodukt Dullers, welches in seinem „dichterischen Leben und Wirken Epoche macht," ausgesprochen, daß ihm, was Gedankentiefe, Erfindungsfülle, sittlichen Adel der Gesinnung und Begeisterung für Wahrheit und Humanität betrifft, unter den jetzt lebenden deutschen Novellisten der erste Rang angewiesen bleibt. „Duller hat in neuester Zeit das Größte geliefert," (heißt es in einem weitläuftigen sehr günstigen Artikel über Loyola in Nro. 211 und 212 der Zeitung für die elegante Welt) „was seit Jahren im Fach des historischen Romanes geboten worden ist." Gleich günstige Urtheile haben bereits auch die literarischen und kritischen Blätter der Hamburger Börsenhalle (in Nro. 1289 und 1290), das von H. Marggraff redigirte „Berliner Conversationsblatt" in Nro. 146), der Freimüthige von Gentzel (in Nro. 223), (K. Büchner „literarische Zeitung," das Literaturblatt Nro. 89 zur Abendzeitung, das Literaturblatt zum Kometen (Nro. 44), ausgesprochen.

Alle diese öffentlichen Stimmen vereinigen sich, die Großartigkeit der Erfindung, die Originalität der Ideen, und die shakspear'sche Kraft des Styls anzuerkennen, welche von dem der gewöhnlichen Romane ganz abweicht.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cooper, James Fenimore,

J. F. Coopers sämmtliche Werke

Bd.: Bdch. 109 - 111 : Th. 2

Frankfurt am Main 1837

P.o.angl. 79 sa-106/111
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10745815-0